

# DIE WELTWOCH

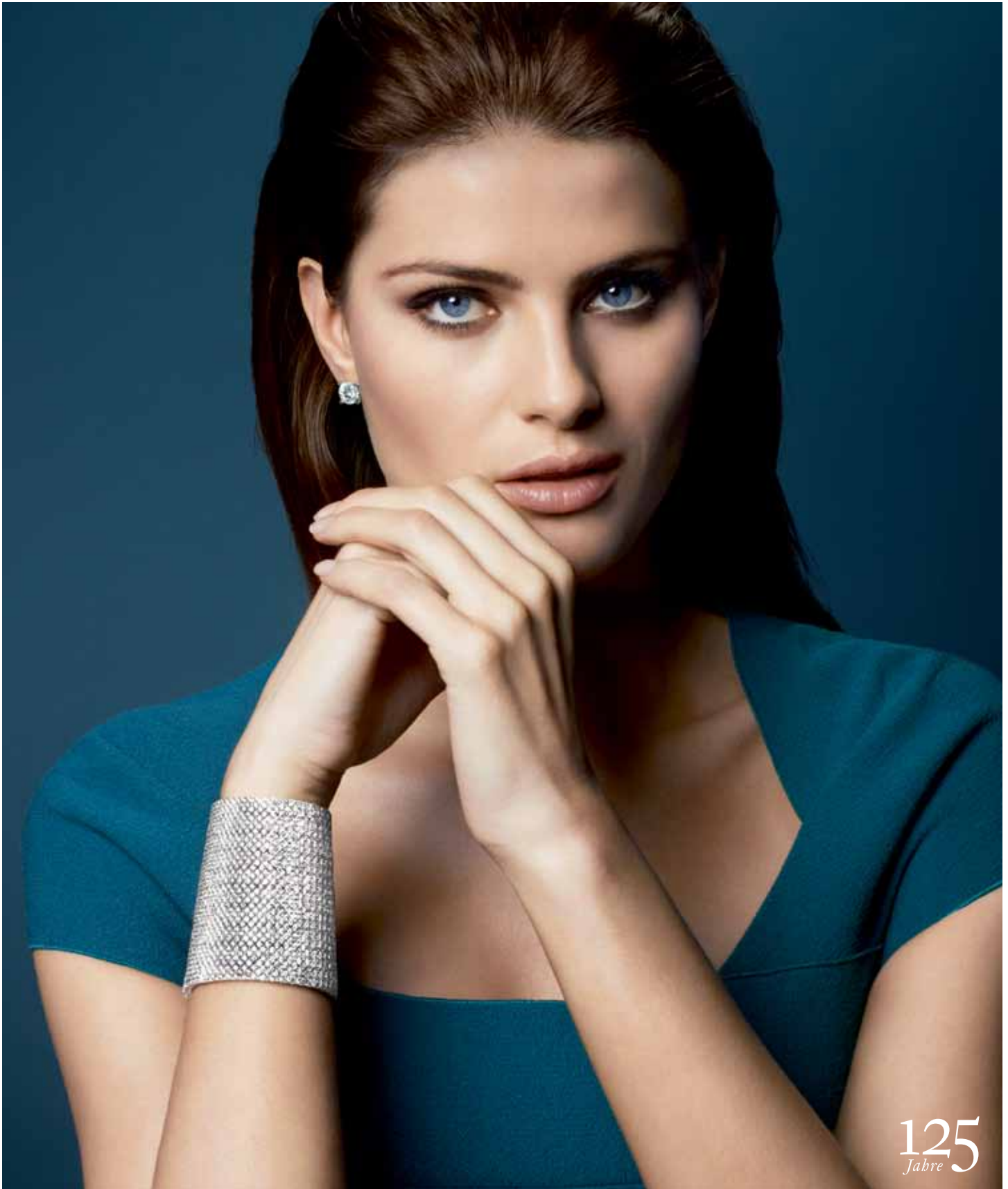
80 JAHRE QUALITÄT



## Zur Lage der Nation

**Rolf Knie, Christian Levrat,  
Steff la Cheffe, Mix & Remix,  
Roger Schawinski, Atatürk,  
Eliana Burki, Markus Somm,  
Thomas Mann, Jimmy Hofer,  
Pascal Couchepin u. v. a. m.**

MAGIE | GLANZ



**BUCHERER**

1888

UHREN SCHMUCK JUWELEN

Basel Bern Davos Genève Interlaken Lausanne Locarno Lugano Luzern St. Gallen St. Moritz Zermatt Zürich  
Berlin Düsseldorf Frankfurt Hamburg München Nürnberg | Wien | Paris | [bucherer.com](http://bucherer.com)



«Die Bewunderung ist gross»: Künstler Knie.

## Rolf Knie

Das Titelblatt dieser Sondernummer hat der Künstler und Zirkusunternehmer Rolf Knie exklusiv für die *Weltwoche* entworfen. Knie gehört zu den populärsten Malern der Schweiz. 1983 verliess er den elterlichen Zirkus, begann wieder ganz unten, arbeitete vorerst als Clown auf Bühnen und im Fernsehen, um sich dann ganz der Kunst zu widmen. Seine Bilder mit bunten Zirkusmotiven fanden riesigen Absatz – und brachten ihm ein Vermögen ein.

Uns schwebte vor, Rolf Knie von einer anderen Seite zu zeigen, ganz ohne Artisten und Tie-

freiwillig nein sagt zu mehr Ferien, hat man in Spanien mit Staunen zur Kenntnis genommen. Die Bewunderung hier für die Schweiz ist gross.»

### «Züri-Turm»

Die Schweiz, sagt er, habe das beste politische System der Welt. Die Artisten aus fremden Ländern hätten sich immer gewundert, wenn ein Bundesrat nach dem Zirkusbesuch noch zu einem Glas Wein in den Direktionswagen ging – und diesen dann spätnachts ganz ohne Bodyguards verliess. Ihn beschäftige aber vor allem die zunehmende Selbstaufgabe der Schweiz, nicht nur in der Politik, sondern auch im Alltag: «Würde die Kapellbrücke heute gebaut, würden wir sie wohl «Central Bridge» nennen», sagt er. Er könne nicht verstehen, weshalb man das neue Wahrzeichen in Zürich «Prime Tower» nenne und nicht «Züri-Turm». Überall stelle er fest, dass die Schweiz ihre Eigenheiten nicht mehr verteidige und dem Druck von aussen nachgebe: «Wir können stolz sein auf unsere Identität, die Neutralität, das einzigartige System der Schweiz. Auf diesen Werten sollte man aufbauen, anstatt sich dauernd zu ducken.»

Dass ihm die Kunstwelt die Akzeptanz verwehrt, stört ihn schon lange nicht mehr. «Wenn ich sehe, was alles für Unsinn an einer Art Basel gezeigt wird, bin ich gerne der Aussenseiter.» Seine grossen Vorbilder sind Charlie Chaplin in der Clownerie und Picasso in der Kunst. «Eigentlich müsste man böse auf die beiden sein – nachdem, was sie erschaffen haben, sieht alles andere blass aus.»

Sein Atelier im hinteren Teil des Wohnhauses auf Mallorca verfügt über einen Aussen- und einen Innenraum. Zurzeit fertigt er dort die letzten Gemälde für seine erste Ausstellung in

WAS IST EIGENTLICH  
NOCH SCHWEIZERISCH?

re. Er war von der Idee sofort angetan: Das vorgegebene Thema, «Was ist heute eigentlich noch schweizerisch?», treibe auch ihn schon längere Zeit um. Nach einigen Wochen traf das Bild bei uns ein. Das Motiv erinnert ästhetisch an die Pop-Art der 1960er Jahre. Die Aussage ist unverkennbar: Die Schweiz wird bedrängt von den Grossmächten USA und EU.

Seit zwanzig Jahren lebt Knie hauptsächlich auf Mallorca, er besitzt ein Anwesen in einem Villenquartier in der Nähe von Palma. Aus der Distanz habe er die Vorzüge seiner Heimat noch mehr schätzen gelernt. «Dass das Volk

China an. Die Bilder sind weniger bunt als früher, die figurativen Zirkusmotive nehmen nur noch einen kleinen Platz ein auf den grossen Leinwänden. Ganz wegkommen von den Artisten und Tieren wird er aber nie: «Das bin ich, in dieser Welt bin ich gross geworden.»

Rico Bandle

### Ein Hinweis an unsere geschätzte Leserschaft:

Dieses Sonderheft ist eine Doppelnummer. Die nächste Ausgabe erscheint am 8. August.



17.50

Malbec Argentina  
La Mascota  
Santa Ana, 75 cl

Coop verkauft keinen Alkohol an Jugendliche unter 18 Jahren. Erhältlich in grösseren Coop Supermärkten und unter [www.coopathome.ch](http://www.coopathome.ch)

## Für argentinischen Weingenuss.

Dieser argentinische Malbec fällt schon durch seine schöne Farbe auf – ein dunkles dichtes Purpurrot, das fast schwarz erscheint. In der Nase überzeugt er mit einem vollen, sehr aromatischen Bouquet aus eingekochten Beeren, überreifen Zwetschgen, Zimt und Zedernholz. Im Gaumen entfaltet sich die feine Fruchtsüsse, die sehr beerig schmeckt. Ein Wein mit einem komplexen Aromaspiel und einer ausgewogenen Struktur. Passt ausgezeichnet zu kräftigen Speisen und Wild.

### Für jeden Anlass den passenden Wein.



Für mich und dich.

# Der Coupe

PAPI-HAT-ES-NICHT-SO-MIT-  
AUFWENDIGEN-DESSERTS-ABER-EIN-  
GOURMET-IST-ER-TROTZDEM



Die feine Inspiration für diesen Sommer. Mit Crème d'or servieren Sie immer das passende Glacedessert. Die vielen Sorten in der Dose, im kleineren Becher oder als Cornet erfüllen jeden süßen Wunsch – und verwöhnen Sie und Ihre Liebsten dank erlesener Zutaten und feinem Schweizer Rahm. Inspirierende Ideen für die Sommerzeit: [www.creme-d-or.ch](http://www.creme-d-or.ch)

Crème d'or



**MIGROS**

Ein **M** besser.

# Neid

Die Kunst des Vergessenkönnens. Bundespräsident Maurer handelt klug, Neusprech in Bundesbern, Vasellas Lohn geht uns nichts an.

Von Roger Köppel

Geschichtsbewusstsein ist eine Qualität, aber es gibt auch eine Kunst des Vergessenkönnens. Auf einer Asien-Reise wurde mir bewusst, dass die Vietnamesen, soweit dies aus zahlreichen persönlichen Gesprächen abzuleiten war, keinen Groll hegen gegen die Amerikaner, die im Vietnamkrieg mehr Bomben über den fernöstlichen Staat abwarfen als im Zweiten Weltkrieg über Europa. Meine Erfahrungen decken sich mit den Erlebnissen des früheren EU-Botschafters in der Schweiz, Michael Reiterer. Der Österreicher war zufällig während der Terroranschläge von al-Qaida gegen die USA am 11. September 2001 mit einer EU-Delegation in Hanoi. Um die Reaktionen der Nordvietnamesen auf den Islamisten-Angriff abzutasten, besuchte Reiterer, wie er mir sagte, mehrere Restaurants. Was er sah, verblüffte ihn: Die Vietnamesen verfolgten bedrückt und schweigend die Bilder der brennenden und dann einstürzenden Twin Towers. Es gab keinen Jubel, keine Triumphgesten gegen den einstigen Feind. In einigen Restaurants, die Reiterer besuchte, wurde ihm kondoliert, weil man den Österreicher irrtümlich für einen Amerikaner hielt. Asiaten, wenn man die Verallgemeinerung wagen will, schauen eher nach vorne als zurück. Den geschichtsbewussten bis geschichtsbesessenen Gesellschaften des Westens fehlt die Kraft für eine solche Distanz zu eigenem historischen Erleben und Leid.

War es trotzdem falsch, dass Bundespräsident Ueli Maurer bei einem Staatsbesuch in China das Tiananmen-Massaker öffentlich abhakte und sagte, man könne jetzt einen Strich ziehen? Der Wehrminister provozierte die moralischen Instinkte seiner Kritiker und reizte die westlichen Wächter der Menschenrechte. Ich riskiere die Vermutung, dass es die Chinesen enorm geschätzt haben, dass hier ein ausländischer Politiker für einmal nicht als moralisierender Besserwisser auftrat, sondern dem Riesenreich, das sich erstaunlich friedlich und stabil aus seiner totalitären Vergangenheit herauszulösen versucht, wohlwollend und respektvoll begegnet. Vielleicht ungewollt markierte Maurer damit eine neue alte, sehr schweizerische aussenpolitische Position: Es ist eine Position der Neutralität, die auf Belehren verzichtet. Wohltuend. Und interes-



«Neid, der sich ins Übergeordnete schönredet.»

sant für die Schweizer Industrie, die dank Maurers politischem Instinkt profitieren dürfte. Es bringt nichts, wenn sich ein Kleinstaat zum moralisierenden Riesenzwerg bläht.

Was ist heute eigentlich noch schweizerisch? In der Politik ist es die Strategie, durch vorauseilendes Nachgeben ausländische Forderungen zu beschwichtigen. Interessant ist allerdings, wie in Bern die Anpassung zum Widerstand, wie die Nichtverteidigung schweizerischer Eigenheiten zur besonders intelligenten Form der Selbstbehauptung umgedeutet wird. Das ist etwas lächerlich, aber ist es auch neu? Vermutlich nicht. Die Schweizer haben sich jahrhundertlang ihren Umgebungen angepasst, sich dies aber nie offen eingestanden, sondern eine Rhetorik des Widerstands und Eigensinns gepflegt. Wir sind Weltmeister der Anpassung und Weltmeister in der Verdrängung derselben. Alltagspolitisch ergibt sich daraus, was der Schriftsteller George Orwell «Neusprech» nannte: Die Bedeutung der Wörter wird von der Politik ins Gegenteil verdreht. Die jüngste Variante lieferte am Wochenende Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf, die zu Propagandazwecken einen ihr freundlich gesinnten Blick-Journalisten auf Moskau-Reise mitnahm. «Rechtssicherheit», diktierte die Bundesrätin, sei «zentral» für die Schweiz. Schön. Nur: Die gleiche Bundesrätin versuchte bis vor kurzem ein Gesetz durchzupeitschen, das an Volk und Ständen vorbei die Schweizer Rechtsordnung aushebeln sollte. «Rechtssicherheit ist zentral» ist Bundesberner Neusprech.

Was ist heute wirklich noch schweizerisch? Es ist die Möglichkeit des Bür-

gers, zu allen relevanten politischen Fragen nein zu sagen. Das ist der Kern der Souveränität à la Suisse, die eben eine Souveränität von Volk und Ständen, keine Souveränität von Politikern und Beamten ist. Schweiz heisst, den Bürger in seiner demokratischen Urteilsfähigkeit ernst zu nehmen. Wenn die Schweiz diesen in ihrer Verfassung verankerten Anspruch aufgibt, gibt es keine Schweiz mehr.

Die Gegenwart steht im Zeichen einer rabiatischen Hinwendung zum Kollektiv. Die Marktwirtschaft wird schlechtgeredet. Manager und Unternehmer sind «Abzocker». Hinter der Kritik wabert das Gleichheitsideal einer «solidarischen» und damit als moralisch intakt empfundenen Gesellschaft. Moral ist als genereller Verzicht auf die Maximierung persönlicher Vorteile zu übersetzen. Konkret ausgedrückt: Moralisch ist, was die Mehrheit der weniger Wohlhabenden der Minderheit der Wohlhabenderen abverlangt. Mässigung wird ausschliesslich von den oberen Kaufkraftklassen erwartet, wobei oben tendenziell immer weiter unten beginnt. Selbst liberale Think-Tanks mahnen zur Einfügung in die Gleichheit der Gemeinschaft. Der neue Papst führt das grosse Megafon im Kampf gegen die Armut und den angeblich egoistischen Norden. Es wäre jetzt an der Zeit, das aufklärerische Prinzip des Individualismus auszurufen. Wo das Kollektiv regiert, muss der Egoismus rehabilitiert werden.

Geht es die Schweiz eigentlich etwas an, wie viel Geld Daniel Vasella von der Firma Novartis als Berater bekommt? Wem die Lohnzahlungen nicht passen, kann seine freiwillig erworbenen Novartis-Aktien verkaufen und auf Produkte dieses Konzerns verzichten. Ich verdiene keinen Rappen weniger, wenn Vasella eine Million oder zehn Millionen Franken an höheren Bezügen geltend macht. Gut, über die Pensionskasse ist man vielleicht widerwillig an Novartis beteiligt. Aber spielt das wirklich eine Rolle? Hat es nicht einfach mit Dekadenz und Realitätsflucht zu tun, wenn man sich über die angeblich zu hohen Löhne anderer Menschen aufregt? Wir reden hier nicht von Bereicherung und Korruption beim Staat, sondern davon, wie privat geführte Unternehmen ihre Angestellten bezahlen, so wie viele Familien zum Beispiel ihre Putzfrauen bezahlen, allerdings bleiben die Saläre im Fall der Putzfrauen Privatsache. Man darf den verdrängten Einfluss des Faktors Neid auf das eigene Denken nicht unterschätzen. Der Verstand, wusste der Philosoph David Hume, ist ein Sklave der Leidenschaften. Was uns als vernünftig erscheint, ist oft nur, was wir als vernünftig erkennen wollen. Vasellas Beraterlohn weckt einen Volkszorn, der nichts anderes ist als kleinlicher Neid, der sich ins Staatsbürgerlich-Übergeordnete schönredet.



*Politisch imprägniert:* Landsgemeinde. Seite 34



*«Pole-Position»:* Schawinski, um 1965. Seite 58



*«Fiesta Nacional del Folclore Suizo»:* Seite 86



*Ikone des Protests:* Steff la Cheffe. Seite 82

## Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 11 **Kommentar Fremde Richter**
- 11 **Im Auge Clemens Tönnies, Schnitzel-Kaiser.**
- 12 **SBB Kaffeepreise im Speisewagen**
- 12 **Energie Dranbleiben trotz Erdbeben**
- 13 **Personenkontrolle Gehrig, Beeler, Kühner, Rossier etc.**
- 13 **Nachruf Helen Thomas, US-Journalistin**
- 14 **Die Deutschen Paralleljustiz**
- 14 **Wirtschaft Kassensturz-Ökonomie am Gymi**
- 17 **Ausland Schweden ist wieder zum Vorbild geworden**
- 18 **Mörgeli Schöner leben mit etwas Beben**
- 18 **Bodenmann Der Frauen-Krimi des Sommers**
- 19 **Medien Zur Theorie des Skandals**
- 19 **Gesellschaft Tina Turners Hochzeit**
- 20 **Leserbriefe/ Darf man das?**

## Hintergrund

- 22 **Illegale Absprachen für die Rega?**  
Dokumente belegen, wie die Konkurrenz ausgebremst wurde
- 24 **Pro Patria Es stellt sich die Sinnfrage**
- 25 **Nachruf Zum Tod von Swisscom-Chef Carsten Schloter**
- 26 **Internet Hilfe, wie komme ich hier wieder raus?**
- 27 **Italien Nudisten haben Dantes Strand gestohlen**

## Sondernummer: Zur Lage der Nation

- 28 **Inhalt Themen der Sondernummer**
- 30 **Umfrage «Was ist heute eigentlich noch schweizerisch?»**
- 34 **Jede Abstimmung lässt sie auferstehen**  
Seit Jahrhunderten erregt die Schweiz die Gemüter
- 37 **Essay Offener Brief an FDP-Präsident Philipp Müller**
- 42 **Eine Schweiz für alle, nicht für wenige**  
SP-Präsident Christian Levrat über die linke Erfolgsgeschichte
- 46 **Statistik Die Schweiz in Zahlen**
- 48 **Weisswein-Apéro vs. Abfallsackgebühr**  
Peter Rothenbühler über Deutschschweizer und Romands
- 51 **Oscar Nebel Solothurner Strukturtag**
- 52 **Fröhliche Bratwurst!**  
1.-August-Rede von Charles Lewinsky
- 54 **Schönheit Schweizer Missen von 1976 bis 2013**
- 58 **Glück, Dankbarkeit – und Sorge**  
Roger Schawinski über das beste Land der Welt
- 62 **Bekenntnisse Mit Vasella im leeren Lokal**
- 64 **Hotel Switzerland Auf Recherche in Dubai und Murten**
- 68 **Finanzplatz Vom Sinn des Bankgeheimnisses**
- 70 **Das Schweizer ZGB gegen die Scharia**  
Wie Nationalrat Eugen Huber die Türkei modernisierte
- 72 **Swiss Lady**  
Eliana Burkis Liebe zum Alphorn

# Wilkhahn



## Verantwortung in vollendeter Form.

Wenige Unternehmen haben die Büro- und Objektmöbelbranche so geprägt wie Wilkhahn. Über viele Jahre hinweg haben wir einen eigenen, wegweisenden Standpunkt eingenommen und diesen konsequent vertreten. Wir haben nie an die reine Form geglaubt: Wer Möbel und Räume

gestaltet, gestaltet seine Umwelt und die Beziehung der Menschen miteinander. Ästhetik hat für uns immer auch eine ethische und soziale Dimension. Daher stehen bei Wilkhahn nachhaltiges Wirtschaften und ökologische Verantwortung über dem kurzfristigen Erfolg. Mehr denn je.



«Man muss weitermachen»: Reinhardt. Seite 38



«Die Bürgerlichen sind Penner»: Hofer. Seite 94

## Sonderheft: Interviews

### 38 «Die EU ist zu weit gegangen»

Der Historiker Volker Reinhardt erklärt den Erfolg von protestantischen Ländern

### 94 «Himmuheilandstärnetonnerwätter»

Wie der Berner Jimmy Hofer den Deutschen das Schwingen beibringen will

## Sonderheft: Zur Lage der Nation

### 75 Heidi und die Wunden der Moderne

Historiker Thomas Maissen über das typisch Schweizerische

### 78 Blumensträusse vom Feld

Der Schweizer Landwirt Samuel Liechti, 26, hat die Qual der Wahl

### 80 Zukunft braucht Herkunft

Der grosse Germanist, ETH-Rektor und Offizier Karl Schmid bleibt aktuell

### 82 Pippi Langstrumpf des Hip-Hops

Rapperin Steff la Cheffe, Stimme einer jungen Protestgeneration

### 84 Überdeutscher und Nichtdeutscher

Christoph Mörgeli sagt, was wir von Thomas Mann lernen können

### 86 Sehnsucht nach dem Gelobten Land

Zu Besuch bei Nachkommen von Schweizer Auswanderern in Argentinien

### 92 Hasslers Ur-Sound

Hans Hassler, der Meister des grenzenlosen Akkordeons

### 98 Kunst Schweizer Nachwuchstalente mit internationalen Aussichten

### 100 Klima Unterwegs mit dem Gletscherforscher Christian Schlüchter

### 104 Science-Fiction Nova Helvetia – Teil IV

### 106 MvH trifft Michael Steiner, Filmregisseur

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

**E-Mail:** redaktion@weltwoche.ch

**E-Mail:** leserbriefe@weltwoche.ch

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

**E-Mail:** verlag@weltwoche.ch

**Internet:** www.weltwoche.ch

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

**E-Mail:** kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 235.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

**E-Mail-Adressen:** vorname.name@weltwoche.ch

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Stv. Chefredaktor:** Philipp Gut (*Leitung Inland*)

**Produktionschef:** David Schnapp

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*),

Alex Baur, Urs Gehrigler,

Andreas Kunz, Christoph Landolt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Lucien Scherrer,

Mark van Huisseling

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Pierre Heumann, Peter Holenstein,

Hansrudolf Kamer, Peter Keller,

Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,

Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Adam Schwarz (*Leitung*),

Verena Tempelmann, Joël Hunn (*Assistent*)

**Layout:** Tobias Schär (*Leitung*),

Silvia Ramsay

**Korrektorat:** Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojaij-Huber

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Stephan Schwab (*Leitung*),

Brita Vassalli

**Anzeigeninendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

**E-Mail:** anzeigenid@weltwoche.ch

**Online-Vermarktung:** Adextra

**Tarife und Buchungen:** Tel. 044 533 09 93,

info@adextra.ch

**Druck:** Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.*

*Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt

auf Recyclingpapier, das aus

100 % Altpapier hergestellt ist.

Es schont damit Ressourcen,

Energie und somit die Umwelt.

printed in  
switzerland

**Shortcut:** Mit dem iPhone Weltwoche-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. [www.weltwoche.ch/shortcut](http://www.weltwoche.ch/shortcut)







Gemeinsam Herausforderungen  
meistern: Wir sind Teil davon.

Besuchen Sie uns auf [www.zkb.ch](http://www.zkb.ch)

Hoch hinaus zu wollen, braucht ganz schön Mut.  
Beruhigend, dabei auf jemanden vertrauen zu können,  
der einen mit viel Erfahrung unterstützt.

Die nahe Bank



Zürcher  
Kantonalbank

# Im Durchschnitt fühlen sich 63% der Mitarbeitenden überlastet.



Kein Unternehmen ist durchschnittlich. Deshalb bieten wir Ihnen massgeschneiderte Dienstleistungen. Wir helfen mit, die Gesundheit Ihrer Mitarbeitenden zu verbessern, Kosten und Absenzen zu reduzieren – und zu verhindern.

Lassen Sie sich von uns beraten:  
per Telefon 058 277 18 00 oder  
auf [www.css.ch/unternehmen](http://www.css.ch/unternehmen).  
**Ganz persönlich.**



**CSS**  
Versicherung

## Fremde Richter

Von Florian Schwab — Die Losung des Europäischen Gerichtshofs heisst: «Im Zweifel für die Europäische Union». Ein Lehrstück für die Schweiz ist der Fall Schindler.



Bussen zur Profilierung: EU-Kommissarin Kroes.

Der Vertrag über die Arbeitsweise der Europäischen Union (EU) verpflichtet alle EU-Organen auf den «immer engeren Zusammenschluss der europäischen Völker». Im Zweifel müssen sie zusammenstehen, um die europäische Integration zu fördern. Das gilt auch für den Europäischen Gerichtshof (EuGH).

Das hat jüngst die Industriefirma Schindler erfahren, Herstellerin von Liften und Fahrtreppen. Der Schweizer Konzern wurde 2007 zusammen mit Konkurrenten von der EU-Kommission wegen illegaler Preisabsprachen mit einer Busse belegt – der dritthöchsten in der Geschichte der EU, total 832,4 Millionen Euro. Davon entfielen 143,7 Millionen auf Schindler.

Ende letzter Woche bestätigte der EuGH die Busse und wies eine Beschwerde von Schindler ab. Das war zu erwarten: Zwischen 1990 und 2010 verfügte die Kommission laut eigenen Zahlen Kartellbussen in der Höhe von total 19,2 Milliarden Euro – Beschwerden vor dem EuGH bewirkten im Schnitt nur eine geringfügige Reduktion (rechtskräftig wurden 17,6 Milliarden an Bussen). Kritiker stellen eine Zunahme drakonischer Strafen fest, seit Kommissions-Vizepräsidentin Neelie Kroes von 2004 bis 2010 als zuständige Kommissarin das Feld weidlich zur politischen Profilierung nutzte.

Schindler bestreitet nicht, dass einzelne Tochtergesellschaften in illegale Preisabsprachen in-

volviert waren. Das Unternehmen macht aber geltend, dass die Schweizer Muttergesellschaft nicht für das Handeln eines europäischen Tochterunternehmens haftbar sei. Insbesondere, weil der Konzern mit internen organisatorischen Massnahmen alles unternommen habe, um solche Abreden zu verhindern. Dies war kein Milderungsgrund: Schindler wurde zu einer Strafe verknurrt, die nahe am Höchstmass von 10 Prozent des relevanten Holding-Umsatzes liegt.

### Im Zweifel für die EU

Kritik am Urteil äusserte auch die NZZ: Der elementare Grundsatz der Gewaltenteilung werde im EU-Kartellverfahren verletzt, da es keine Trennung zwischen Kläger und Richter gebe – in der ersten Instanz entfallen beide Funktionen auf die EU-Kommission.

Wenn der EuGH den europäischen Mantel ausbreitet, dann fallen rechtsstaatliche Grundsätze wie die Verhältnismässigkeit und die Gewaltentrennung leicht unter den Tisch. Eine Vielzahl rechtswissenschaftlicher Studien belegt, dass der Gerichtshof aufgrund seines vertraglichen Auftrags gar nicht anders kann, als die immer engere Integration und die Zentralisierung in Brüssel anzutreiben. Die kartellähnliche Verschwisterung der EU-Institutionen kennt der Berliner Wirtschaftsjurist Markus C. Kerber aus eigener Erfahrung. Als junger Rechtsreferendar bearbeitete er im juristischen Dienst der Kommission Kartellverfahren vor dem EuGH.

Heute tritt der in Berlin und Paris praktizierende Anwalt und Professor für Finanzwissenschaft und Wirtschaftspolitik vor allem als Kläger gegen die Rettungspolitik der Europäischen Zentralbank (EZB) in Erscheinung. Diese kauft Staatsanleihen auf, obwohl eine solche Staatsfinanzierung nach dem Maastrichter Vertrag verboten ist. Bereits mehrmals verklagte Kerber daher die EZB vor dem EuGH. In der Vergangenheit weigerten sich die Richter mit überspitzten formalen Erwägungen, die Klagen auch nur an die Hand zu nehmen, und schützten dadurch die EZB. Erst als Kerber 5000 Bürger hinter sich sammelte, liess der EuGH seine Klage zu. Die Erfolgsaussichten sind allerdings gering.

Wer, wie Aussenminister Didier Burkhalter (FDP), den EuGH zum Schiedsrichter in den bilateralen Verträgen zwischen der Schweiz und der EU machen will, verkennt dessen Wesen: Der EuGH ist der Motor der europäischen Einigung – und dieser Motor kann nur in eine Richtung drehen. Nicht-EU-Mitglieder geraten besonders leicht unter die Räder.

## Schwein haben



Clemens Tönnies, Schnitzel-Kaiser.

Clemens Tönnies aus Rheda-Wiedenbrück, der selber 190 Pfund Lebendgewicht auf die Waage bringen soll, lässt täglich 25 000 Schweine schlachten. Er wird auch «Schnitzel-Kaiser» genannt. Die Sitzung der Geschäftsleitung zwischen sieben und acht ist eine Tafelrunde: Serviert wird ein Frühstück mit viel Fleisch. Sein Vater war Metzger, und die sieben Kinder wurden alle Metzger. Heute ist Clemens Tönnies, 57, der bedeutendste Fleischlieferant Europas. Zu seinen Kunden gehört Russlands Präsident Wladimir Putin, dem er gelegentlich persönlich, unter Umgehung der Vorkoster, ein Eisbein in den Kreml überbringt. Putin war in den achtziger Jahren als Geheimdienstler in der DDR auf den Geschmack gekommen. Den deutschen Grossmetzger und den mächtigsten aller Russen verbindet Geschäftliches auch über den Fussball. Der Erdgasproduzent Gazprom sponsert den Bundesligaklub Schalke 04, dem Clemens Tönnies als Präsident vorsteht, mit rund achtzehn Millionen Euro pro Jahr. Die Freunde Tönnies und Putin liessen sich sogar gemeinsam mit dem königsblauen Schalke-Trikot ablichten.

Und nun das: Die russische Veterinärbehörde Rosselkhoz nadzor belegt das Schweinefleisch aus Tönnies' Schlachthöfen, immerhin 25 000 Tonnen pro Woche, mit einem Importstopp. Nicht weil der sportbesessene Putin eine Diät eingelegt hat, sondern weil russische Labors im tiefgefrorenen Schweinefleisch aus Deutschland nicht näher bezeichnete coliforme Keime oder Enterobakterien festgestellt hätten. Tönnies verweist auf die hohen Sicherheitsstandards seiner Firma. Die Kontrolleure in den lokalen deutschen Veterinärämtern, hundert Spezialisten, sagt er, arbeiten im Schichtbetrieb. Er vermutet den langen Arm des Kreml, denn auch Fleisch aus Brasilien, den USA, Argentinien und weiteren Exportländern ist russischen Mägen nicht mehr zumutbar, sogar ausländische Kartoffeln und Milch fallen mittlerweile unter das Einfuhrverbot. Vor dem Fressen, Pardon, kommt der Staat. Offensichtlich schottet Russland seine Agrarwirtschaft ab. Tönnies nimmt das Embargo auch nicht persönlich und glaubt weiterhin an die Eisbein-Diplomatie. *Peter Hartmann*

## Alles Kaffee

Von Markus Schär — Das Volk stimmt über den Kaffeepreis im Speisewagen ab.

Der Reporter sitzt im Zug, er spendet den SBB für sein Billett fast die Hälfte der wahren Kosten (den Rest bezahlen die Autofahrer mit der Mineralölsteuer). Beim Pendeln zur *Ostschweiz am Sonntag* nach St. Gallen liebt er es, im Speisewagen den Milchkaffee der Privatfirma Elvetino zu schlürfen. Denn der Cappuccino schmeckt vorzüglich, und auf den weiss gedeckten Tischchen gibt's gratis ein Glas Wasser dazu. Für diesen Milchkaffee aber fordert der Kellner plötzlich 70 Rappen mehr: Fr. 5.40. Darf er das, einfach so?

Der Reporter sieht eine heisse Story, nicht nur für einen Sonntag im Sommerloch. Er bringt die Konsumentenschützerin zum Protestieren: «Mit solchen Preisen treibt Elvetino die Kunden aus dem Zug.» Er zwingt den SBB-Sprecher, den Aufschlag mit den zusätzlichen zwölf Gramm Kaffee pro Tasse und dem um einen halben Rappen höheren Milchpreis zu begründen. Er lenkt den Mann vom Kaffeeverband zur Aussage: «Elvetino wird mit solch hohen Preisen Kunden an die Kaffeebars verlieren.» Und er schaltet wohl den Preisüberwacher nur nicht ein, weil dieser Ferien macht.

### Schaumkrone im Internet

Das ergibt eine halbe Seite im Sonntagsblatt, erschütternder noch als das Erdbeben wegen der Geothermikbohrung. 20 Minuten greift denn auch den Aufreger über den «Milchkaffee-Wucher im SBB-Speisewagen» auf, samt Schaumschlägerei in den Social Media. Und die Volksabstimmung darf nicht fehlen: 87 Prozent von über 7000 Lesern finden den Aufschlag «die reinste Abzocke».

Die meisten Journalisten – auch wenn sie bei der *NZZ-Tochter Ostschweiz am Sonntag* «einer bürgerlich-liberalen Grundhaltung verpflichtet» sind – haben es halt nicht mit der Ökonomie, selbst wenn es auch der gesunde Menschenverstand tut. Wer das Kaffeetrinken zu teuer findet, lässt es einmal bleiben und macht einem interessanteren Kunden das Tischchen frei (Ökonomen sprechen von Preiselastizität) oder kauft den Cappuccino eben an der Kaffeebar (Substitution).

Aber weshalb sollen die Journalisten noch etwas von Marktwirtschaft verstehen, wenn das Volk über den richtigen Umwandlungssatz für die Altersrenten, den annehmbaren Lohn für Manager oder Schuhverkäuferinnen und die angemessene Miete für Stadtwohnungen abstimmt? Wann kommt die Volksinitiative für den gerechten Milchkaffeepreis?

## Dranbleiben

Von Alex Reichmuth — Das Erdbeben in St. Gallen zeigt: Auch die Geothermie hat Nachteile. Aufgeben sollte man sie aber nicht. Das Potenzial der Erdwärme bleibt gross.

Das war ein tiefer Fall vom Manischen ins Depressive. Nachdem die Geothermie jahrelang hochgejubelt worden war, kippte die Stimmung nach dem Beben in St. Gallen vom letzten Samstag abrupt. Der St. Galler Stadtrat Fredy Brunner hatte zuvor unermüdlich für das Geothermie-Projekt im Sittertobel gekämpft. Jetzt, wo Gas in die Bohrung eingetreten war und der erzeugte Gegendruck die Erde erzittern liess, sprach der populäre Freisinnige aber schon von einem «Super-GAU». Über alle Kanäle meldeten sich Politiker zu Wort, die die Stromgewinnung aus Erdwärme kritisierten – bei weitem nicht nur solche, die der Atomkraft nahestehen. «Geothermie zur Stromgewinnung ist ein Hobby für Geologen», spottete alt Nationalrat Rudolf Rechsteiner. Man solle die Fördergelder des Bundes besser in Wasser-, Wind- und Solarprojekte statt in die Geothermie stecken, mahnte Nationalrat Bastien Girod, Vizepräsident der Grünen.

Die Enttäuschung nach dem Erdbeben ist darum so gross, weil die Fachleute bislang suggeriert haben, die Gefahr eines Erdbebens sei praktisch inexistent. St. Gallen stehe für ein Geothermie-Projekt auf sicherem Grund, meinte etwa Marco Huwiler, Leiter des Projekts im Sittertobel, gegenüber dem *St. Galler Tagblatt*. Es bestünde lediglich ein minimales Restrisiko, dass nicht vorgesehene Effekte auf-

treten könnten, behauptete Stefan Wiemer, Direktor des Schweizerischen Erdbebendienstes, im *Blick am Abend*. Die Neuenburger Geothermie-Professorin Eva Schill wusste im Gespräch mit dem *St. Galler Tagblatt* auch, warum das Risiko angeblich so klein war: «Weil in St. Gallen nicht mit Druck in das Gefüge eingegriffen wird.» Die Expertin hatte offenbar keine Ahnung, dass bei einer Bohrung genau das nötig werden kann – um zu verhindern, dass die ganze Anlage in die Luft fliegt.

### Wertvolle Bandenergie

Der Vorfall in St. Gallen hat den Glauben widerlegt, bei der Geothermie handle es sich um eine erhabene Form der Stromgewinnung. Was der Mensch auch immer unternimmt, um zu Energie zu kommen – es ist immer mit Nachteilen verbunden. Erdöl, Gas und Kohle sind nicht erneuerbar und erzeugen CO<sub>2</sub>. Bei der Kernenergie können radioaktive Stoffe in die Umwelt gelangen. Beim Bau von Wasserkraftwerken versiegen Flüsse und versinken Bergtäler. Solarenergie geht mit einer riesigen Materialverschwendung einher und Windenergie mit der Verschandelung ganzer Landschaften. Nun sieht man, dass auch die Geothermie nicht perfekt ist: Es besteht immer das Risiko von Explosionen und Erdbeben.

Deswegen aber in den Abgesang auf die Geothermie einzustimmen, wäre falsch. Nur weil diese Energieform ein Stück weit entzaubert wurde, ist sie noch keineswegs schlecht. Bevor man über die Zukunft des Projektes in St. Gallen entscheidet, muss genau untersucht werden, was passiert ist. Doch auch wenn es zu einem Abbruch kommt, bleibt Geothermie eine vielversprechende Option, Strom zu gewinnen. Es ist möglich, dass in absehbarer Zeit Kraftwerke gebaut werden, die auf diese Art Energie liefern. Und wenn es gelingt, wird es wertvolle Bandenergie sein, die Tag und Nacht zur Verfügung steht. Darum: Bitte dranbleiben.

Probebohrungen sollten aber da gemacht werden, wo die Erfolgchancen am grössten und die Auswirkungen allfälliger Erdbeben am kleinsten sind. Bis jetzt bohrt man aber immer in Stadtnähe – in Zürich, Basel und nun in St. Gallen. Offenbar haben die Zuständigen in solchen Städten das Bedürfnis, sich möglichst oft mit einem Bauhelm zu zeigen. Doch Profilierungsdenken darf nicht entscheidend sein. Geothermie-Projekte müssen in abgelegenen Gebieten realisiert werden.



Zu nah an der Stadt: Bohrung in St. Gallen.

## Personenkontrolle

### Gehrig, Beeler, Kühner, Rossier, Gurtner-Oesch, Leuthard, Wanner

Dicke Post für den St.Galler BDP-Politiker **Jürg Gehrig**. Am 8. Oktober muss sich der ehemalige Stände- und Nationalratskandidat vor dem Obergericht des Kantons Schwyz verantworten. Gehrig wird in zwei Fällen Vergewaltigung, in einem Fall sexuelle Nötigung und in sechs Fällen sexuelle Belästigung vorgeworfen, wie Gerichtspräsident **Ruedi Beeler** auf Anfrage erklärt. Angezeigt wurde der Industrielle aus Walenstadt SG von zwei Frauen, darunter seiner ehemaligen Sekretärin. Damit nicht genug: Die Polizei durchsuchte Mitte Juni die Geschäftsräumlichkeiten von Gehrigs Firma AGD Swiss Plastic AG und liess sämtli-



*Dicke Post:* BDP-Politiker Gehrig.

che Konten sperren. Das Staatssekretariat für Wirtschaft hat Anzeige erstattet, weil es zu «Unregelmässigkeiten in Zusammenhang mit Kurzarbeitsentschädigung» gekommen sein soll, wie Oberstaatsanwalt **Fabian Kühner** bestätigt. Die Deliktsumme soll 1,2 Millionen Franken betragen. (cal)

Das öffentliche Abfeiern des Freihandelsabkommens Schweiz–China ging **Yves Rossier**, als Staatssekretär im EDA vor allem um die guten Beziehungen zur EU bemüht, offenbar auf die Nerven. Auf jeden Fall fühlte er sich bemüsst, im Westschweizer Fernsehen die Bedeutung herunterzuspielen, schliesslich sei der Aussenhandel der Schweiz mit den Niederlanden bedeutender als derjenige mit dem Riesenreich der Mitte. Da hat Rossier fast um den Faktor 3 danebengehauen. Die Westschweizer Wirtschaftszeitung *l'Agefi* rechnete ihm vor, dass die Exporte der Schweiz in die Niederlande 5,1 Milliarden Franken wert sind, nach China 14,1 Milliarden. Zählt man noch die Importe dazu, dann beträgt der Aussenhandel mit China 26 Milliarden und mit den Niederlanden 11,4 Milliarden (Zahlen für 2012). Ist Rossiers EU-zentristisches Weltbild im Jahr 2000 stehengeblieben? Damals überholte der Handel mit China jenen mit den Niederlanden. (fsc)



«Ja, ich schwimme»: Gurtner-Oesch (GLP).

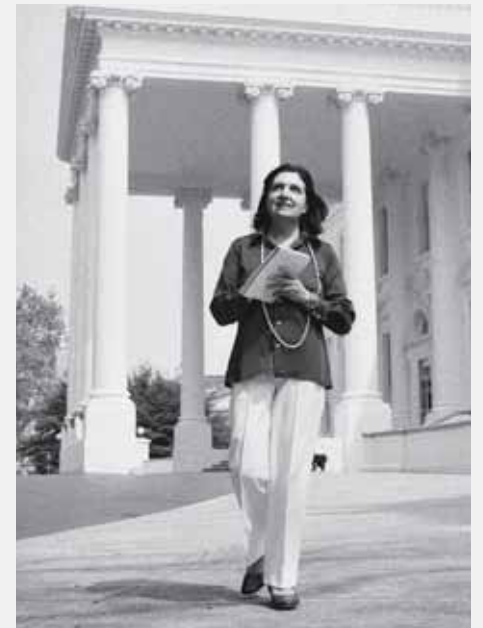
Erklärtes Ziel der Grünliberalen ist ein «sachbezogener Beitrag» zur Politik. Wie das geht, demonstriert Generalsekretärin **Sandra Gurtner-Oesch** im «Politblog» auf *Tagesanzeiger.ch*. Sie nutzte die Tribüne, um gegen die Atomkraft zu schreiben – wegen des besorgniserregenden Zustands des Bielersees. Kürzlich «enthüllte» die *Sonntagszeitung*, dass die Cäsium-Werte im See leicht erhöht sind, wegen des nahe gelegenen AKW Mühleberg. Laut sämtlichen Experten ist die Strahlenbelastung im Sediment ohne jeden Belang. Für Gurtner-Oesch ist das kein Anlass zur Beruhigung. Bundesrätin **Doris Leuthard** (CVP) persönlich soll die Betreiber «in den Griff bekommen», damit «die Sicherheit der Bevölkerung beim Bad im momentan herrlich temperierten Bielersee jederzeit gewährleistet ist». Die Grünliberale zeigt sich trotz aller Gefahren aus der Tiefe mutig. Die Überschrift ihres Artikels lautet: «Ja, ich schwimme im Bielersee». (lsc)

Abschiedsinterview mit Noch-Finanzdirektor **Christian Wanner** in der *Solothurner Zeitung*: Was sagt der FDP-Politiker zum Umstand, dass das Gesetz, das ihm erlaubte, fürstliche Sitzungsgelder zu behalten, extra für ihn geändert wurde? «Dieser Vorwurf ist aus der Luft gegriffen», behauptet Wanner. «Das Staatspersonalgesetz wurde bereits vorher geändert.» Stimmt nicht ganz: Der fragliche Paragraph wurde schon am 31. Januar 2007 geändert, als Wanner bereits stolze Sitzungsgelder bezog, davon aber einen Grossteil an die Staatskasse abliefern musste. Wie in den Protokollen der Finanzkommission zu lesen ist, hatte Wanner in den vorgängigen Beratungen so getan, als ob ihm die Erhöhung des persönlichen Freibetrags nichts bringe – worauf die Parlamentarier zufrieden waren. (cal)



*Zum Abschied:* Finanzdirektor Wanner (FDP).

## Nachruf



«Sitting Buddha»: Journalistin Thomas.

**Helen Thomas (1920–2013)** — Zu ihrem 89. Geburtstag tauchte Präsident Obama unangekündigt im Briefing Room des Weissen Hauses auf, stimmte «Happy Birthday» an und überreichte der First Lady des Pressecorps einen Teller Süssigkeiten. Der Titel war weniger eine Ehrenbezeugung als ein Fakt. Die in den USA geborene Tochter libanesischer Eltern war die erste Frau, die in die White House Correspondents Association aufgenommen wurde. Sie behielt ihren Platz von 1961 bis 2010, erst als Chefkorrespondentin für die Nachrichtenagentur UPI, seit 2000 als Kolumnistin für die Hearst-Gruppe. Zehn Präsidenten, von John F. Kennedy bis Barack Obama, mussten sich ihren scharfen Fragen stellen.

Geliebt wurde sie dafür nicht. «Wenn du geliebt werden willst, such dir einen anderen Job», sagte die Journalistin mit dem Spitznamen «Sitting Buddha». «Wer das höchste Amt dieses Landes besetzt, sollte sich der grössten Ehre, die einem amerikanischen Politiker zukommen kann, würdig erweisen. Manche haben die Prüfung besser bestanden als andere.» Definitiv nicht bestanden hatte nach ihrer Meinung George W. Bush, den die Linksliberalen als schlechtesten Präsidenten der US-Geschichte bezeichnete.

Drei Jahre vor ihrem Tod kostete ihre Scharfzüngigkeit sie ihren Job. Auf die Frage eines Rabbi, ob sie einen Kommentar zu Israel habe, erwiderte sie: «Sagen Sie ihnen, sie sollen endlich aus Palästina abhauen.» Sie entschuldigte sich wenige Tage später und reichte ihre Kündigung ein. Helen Thomas starb letzte Woche nach langer Krankheit. *Beatrice Schlag*

## Paralleljustiz

Von Henryk M. Broder — Clans nehmen das Gesetz in die eigenen Hände.



Im Zusammenhang mit den Aktivitäten des US-Geheimdienstes NSA in Deutschland sagte die Bundeskanzlerin an einer Pressekonferenz folgende Sätze: «Auf deutschem

Boden hat man sich an deutsches Recht zu halten. Bei uns in Deutschland und in Europa gilt nicht das Recht des Stärkeren, sondern die Stärke des Rechts. Das erwarte ich von jedem.»

Es klingt immer ein wenig komisch, wenn Selbstverständlichkeiten wie Glaubensbekenntnisse vorgetragen werden: dass wir ein Rechtsstaat sind; dass wir eine unabhängige Justiz haben; dass die Abgeordneten nur ihrem Gewissen verpflichtet sind; dass der Staat das Gewaltmonopol hat; dass niemand das Gesetz in die eigenen Hände nehmen darf; und dass bei uns nicht das Recht des Stärkeren, sondern die Stärke des Rechts gilt.

Gut, dass wir das geklärt haben! Man könnte sonst auf die Idee kommen, gelegentlich setze sich das Recht des Stärkeren doch gegen die Stärke des Rechts durch. Zum Beispiel in Berlin, also sozusagen im Hinterhof der Kanzlerin. In der Hauptstadt sind «kriminelle Familienclans» aktiv, die mit Drogen-, Waffen- und Menschenhandel ihren Lebensunterhalt bestreiten. Laut einem TV-Bericht der «Abendschau» soll es etwa ein Dutzend solcher Clans geben, die «als problematisch gelten».

Da ist zum Beispiel die «Familie A.», die «immer wieder für Schlagzeilen» sorgt, weil ihre Mitglieder ganz ungeniert von ihrem «Recht des Stärkeren» Gebrauch machen, indem sie sich auf «Sippenstrukturen» stützen, «denen der Rechtsstaat nicht immer gewachsen ist». Soll heißen: Zeugen werden eingeschüchert, Ermittlungen behindert, Verfahren eingestellt. Streitigkeiten untereinander durch sogenannte «Friedensrichter» geschlichtet, längst hat sich eine «Paralleljustiz» etabliert. Ein Berliner Staatsanwalt gab zu Protokoll: «Diese Clans lehnen den Rechtsstaat und [seine] Gesetze schlicht ab», die Ermittler müssten «einen langen Atem haben» und das Ganze als «ein gesamtgesellschaftliches Problem» angehen.

Das meint offenbar auch die Kanzlerin, wenn sie sagt: «Auf deutschem Boden hat man sich an deutsches Recht zu halten.»

Hat man. Tut man aber nicht.

## Kassensturz-Ökonomie am Gymi

Von Silvio Borner — Der Lehrplan 21 macht den Wirtschaftsunterricht zur unternehmensfreien Zone. Im Zentrum stehen links-grüne Luftschlösser und Konsumkritik.

In ihrer ersten Vorlesung stellte ich neuen Studenten jeweils dieselbe Frage: «Wer von euch hat keine Wirtschaftsmatura gemacht?» Den hochgestreckten Händen rief ich dann zu: «Ihr habt den grossen Vorteil, noch nichts Falsches gelernt zu haben.» Der Grund dafür war das schlechte Lehrmittel, das damals an fast allen Mittelschulen zur Anwendung gelangte.

Mit dem neuen Lehrplan 21 wird diese Frage wieder aktuell. Interessant ist das Kapitel über Wirtschaft. Ein solches gab es bisher nicht – zum Glück, muss man sagen, wenn man sich den «Kompetenzaufbau» näher ansieht. Der Ökonomie-Unterricht nach Lehrplan 21 beginnt nicht etwa mit der Produktion oder dem Markt, sondern mit dem Konsum. Dabei sollen Schülerinnen und Schüler folgende Kompetenzen erwerben:

- 1— Das Reflektieren von Einflüssen auf Konsumgewohnheiten und -handlungen
- 2— Das Analysieren der Folgen des Konsums
- 3— Das Abwägen und Reflektieren von Konsumententscheidungen und verantwortliches Handeln
- 4— Das Entwickeln von Gestaltungsspielräumen für einen nachhaltigen Lebensstil im Alltag.

Punkt eins läuft auf eine moralisierende Konsumkritik hinaus. Im Vordergrund stehen nicht die Konsumentensouveränität und die Optimierung im Rahmen der eigenen finanziellen Möglichkeiten, sondern all die verführerischen Einflüsse, welche die Konsumenten entmündigen. Schon der Begriff «reflektieren» verrät die ideologische Absicht. Dabei hinterfragt man stets den «Konsum der anderen».

### Platz für fragwürdige Konzepte

Der zweite Punkt ist ökologistisch. Nicht gewöhnliche Bilanzen soll man verstehen, sondern Ökobilanzen und ökologische Rucksäcke. Hier ist Platz für die Verkündung der 2000-Watt-Gesellschaft oder des menschlichen Fussabdruckes – beides ökologisch fragwürdige Konzepte. Auch das eignet sich prima zum Predigen, vor allem auf der «gesellschaftlichen Ebene», wie es explizit heisst. Ferner seien die sozialen Folgen des Konsums zu identifizieren. Dem dominierenden Grünton werden noch einige rosarote Tupfer beigemischt.

Beim dritten Punkt geht es am ehesten noch um die individuelle Konsumententscheidung, um «reflektierte Entscheidungen treffen zu können», wie es wörtlich heisst. Dies halt im Gegensatz zum «impulsiven oder habitualisierten» Konsum wiederum primär anderer, weniger aufgeklärter Mitmenschen.

### Grundierung für die Gehaltsansprüche

Der vierte Punkt ist dann wieder ganz auf Nachhaltigkeit ausgerichtet. Es geht um «Lebensstile», die man im «Kontext von Lebensweisen vergleichen und erklären» soll. Zur Konkretisierung wird auf «Eigentum, Gewohnheiten, Ressourcenverbrauch, Werthaltungen» verwiesen. Alles klar?

Wenn ja, dann können die Schülerinnen und Schüler (die übrigens immer in beiden Formen genannt werden müssen) zu «Zwischenmahlzeiten oder Freizeitgestaltung nachhaltige Verhaltensvarianten aufzeigen sowie die Möglichkeiten und Grenzen in der Entwicklung eines eigenen nachhaltigen Lebensstils formulieren». Dumm ist nur, dass niemand weiss, was «nachhaltig» genau bedeutet. Aber die Lehrerin oder der Lehrer wird's schon richten – dank der grün-rosa Brille.



Beim Erkunden der «Produktions- und Arbeitswelten» geht es nicht etwa um die Erzielung eines eigenen Einkommens, sondern um das Nachdenken über «die individuelle und gesellschaftliche Bedeutung von Arbeit». Kaum ein 68er hätte je zu träumen gewagt, dass er am Karriereende doch noch den alten Marx hervorholen darf, um dessen Arbeitswertlehre sogar an das Kind (geht jetzt, weil sächlich) zu bringen. Zudem können die Schülerinnen und Schüler «Gestaltungsspielräume in Arbeitswelten vergleichen». Dabei gibt es wieder viel zu «reflektieren» wie beispielsweise «familiäre, geschlechtsspezifische und kulturelle Einflüsse auf Arbeitswelten».

Von Unternehmern ist die Rede nicht, von Gewerkschaftern aber schon. Vielen staatsgläubigen und links-grün eingefärbten Lehrerinnen und Lehrern wird das natürlich gefallen. Der neue Wirtschaftsunterricht bildet die ideale Grundierung für die Gehaltsansprüche der konsumkritischen, genügsamen, ökologisch und sozial verantwortlichen Gutmenschen: zwanzig Prozent mehr Lohn!



# Wir denken in Szenarien, um Ihr Vermögen zu schützen.

---

In politisch und wirtschaftlich unberechenbaren Zeiten ist es wichtiger denn je, den Blick in die Zukunft zu richten. Gerne zeigen wir Ihnen persönlich, wie Ihr Vermögen auf die von uns entwickelten Szenarien ausgerichtet werden kann: 071 242 50 00.

[www.notenstein.ch/szenarien](http://www.notenstein.ch/szenarien)



---

**NOTENSTEIN**  
PRIVATBANK

ST.GALLEN BASEL BERN CHUR GENÈVE LAUSANNE LOCARNO  
LUGANO LUZERN SCHAFFHAUSEN WINTERTHUR ZÜRICH



## Exklusives Angebot im Hotel Schweizerhof Bern:

# «Qin» sehen – kaiserlich logieren

Die Ausstellung «Qin – Der unsterbliche Kaiser und seine Terrakottakrieger» (bis 17. November 2013 im Historischen Museum Bern) gilt als kulturelle Sensation. Kombiniert mit dem Aufenthalt im Hotel Schweizerhof Bern\*\*\*\*\* Superior wird der Besuch zum Erlebnis.

Die Grabanlage von Qin Shi Huangdi (259–210 v. Chr.) gilt als eine der berühmtesten archäologischen Entdeckungen aller Zeiten und wird häufig als acht. Weltwunder bezeichnet. Erstmals ist jetzt in der Schweiz eine ganze Gruppe von Terrakottakriegern aus dem monumentalen Kaisergrab zu sehen. Die Begegnung mit den lebensgrossen Figuren sollten Sie sich nicht entgehen lassen!

Im komplett umgebauten Fünfsternhotel an zentralster Lage verschmilzt grandiose Tradition mit zeitgemäßem Design und Service auf höchstem Niveau. Highlights sind die legendäre «Jack's Brasserie», die mondäne Lobby-Lounge-Bar mit Sushi, die stilvolle Zigarrenlounge, die grosse Wellnessoase «THE SPA» und die «Sky Terrace» mit 360-Grad-Panorama über die historische Altstadt.



### Weltwoche Spezialangebot

#### Leistungen:

- 1 Übernachtung in einem luxuriösen Zimmer
- Kontinentales Frühstück in der «Jack's Brasserie»
- Eintritt: Ausstellung «Qin» für das gebuchte Zeitfenster
- 1 «Qin-Tonic» im Restaurant «Qin»
- Freier Eintritt in «THE SPA» und 20% Ermässigung auf alle Wellness-Anwendungen
- Softgetränke, Tee, Nespresso und Bier aus der Minibar
- Ab Zimmerkategorie Deluxe inkl. Business-Package

| Preise (pro Person)    | 1. Nacht   | Folgenacht*       |
|------------------------|------------|-------------------|
| Standard-Doppelzimmer: | Fr. 247.50 | Fr. 227.50        |
| Deluxe-Doppelzimmer:   | Fr. 287.50 | Fr. 267.50        |
|                        |            | * inkl. Frühstück |

#### Bedingungen:

Das Angebot ist gültig nach Verfügbarkeit bis 17. November 2013, exkl. City-Tax. Der Eintritt in die Ausstellung «Qin» ist zeitlich begrenzt und nur gültig mit Reservation. Es gelten die AGB der Hotel Schweizerhof Bern AG.

#### Reservation:

Buchen Sie Ihr «QIN»-Arrangement mit dem Stichwort «Weltwoche» unter Tel. +41 (0)31 326 80 80 oder [reservations@schweizerhof-bern.ch](mailto:reservations@schweizerhof-bern.ch).

#### Veranstalter:

[www.schweizerhof-bern.ch](http://www.schweizerhof-bern.ch)

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)





# Goldene Zeiten

Von Hansrudolf Kamer — Schweden ist wieder zum Vorbild geworden. Das Königreich wirkt zufrieden trotz Jugendkrawallen. Identitätsprobleme hat es kaum, diskutiert über sie aber mit Inbrunst.



**S**verige, stängt! Schweden geschlossen! Es ist Sommer, und die Schweden zelebrieren ihre Hochsaison wie immer. Touristen werden auf die touristischen Fahrwege verwiesen, während die Eingeborenen in der *sommarstuga* an der Küste oder in den Wäldern die weissen Nächte feiern. Das Klischee stimmt noch, vielleicht nicht mehr ganz so wie früher.

In Stockholm ist Abba ins Museum verbannt worden, doch in Göteborg rockt die beste Band, die das Land je hatte: Gyllene Tider, Goldene Zeiten, versammelt ein mittelalterliches Publikum im Ullevi-Stadion, versetzt es in nostalgische Trance und entlockt ihm wilde Gefühlseruptionen. Sie singen auf Schwedisch – nicht wie die vier Anfangsbuchstaben.

Goldene Zeiten. Wie auf einer Postkarte präsentieren sich die Schären vor Göteborg. Die blau-gelbe schwedische Flagge am Mast, das rostrote Haus mit dem Walmdach auf dem Rasen vor den abgeschliffenen Klippen, das glitzernde Meer, ein paar Boote zwischen den Inseln, dazu die sehnsüchtige Musik aus dem Schiffs-lautsprecher: ein Abenteuer des Seemanns Fritiof Andersson.

Evert Taube, der populäre schwedische Troubadour, liegt begraben auf Vinga vor Göteborg, wo er 1890 geboren, zunächst zur Totgeburt erklärt und beiseitegelegt worden war. Sein Leben war umso intensiver. Evert Taube soll ab nächstem Jahr den 50-Kronen-Schein zieren.

Sommerzeit: In Tylösand, hinter den Dünen, lassen sich, von einer Shampoo-Firma gesponsert, junge Tussis im Zelt die Haare waschen und föhnen. Ein blonder Recke mit hellblauen Augen umklammert sein Surfbrett. Eine Runde froher Wikinger hebt um die Mittagszeit in greller Sonne die kleinen Gläser und lässt ihren Schlachtruf erklingen: «Helan går!»

Noch immer regelt der schwedische Staat den Alkoholverkauf – der Auftrag von Systembolaget lautet knapp und klar: Volksgesundheit. Das Angebot ist etwas vielfältiger geworden, und die pädagogische Absicht wird besser modelliert. Doch an der Hotel-Réception erkundigt sich ein soeben aus dem Norden angereister Schwede mit unverhohlener Ungeduld:

«Wo ist der System?» Zur Abstinenz hat der Staat seine Untertanen nicht erzogen.

Und in Almedalen trifft sich die schwedische Elite zu einem Mini-Davos. Die Quintessenz des Wochenendes auf dem Marktplatz der Eitelkeiten ist allseitiges Schulterklopfen. Schweden ist, grosso modo, besser durch die Krise gekommen als die Europäer im Süden.

Der nordische Policy-Mix gilt inzwischen wieder als Vorbild. Die Reformen der neunziger Jahre, ein Verdienst nicht zuletzt des Sozialdemokraten Göran Persson, brachten die Wende: pragmatische Senkung der Unternehmenssteuern, Reform des Rentensystems, Budget-Ausgleich: Das Defizit beträgt heute 0,3 Prozent des Bruttoinlandprodukts.

## Sorgen um die Jugend

Doch weiterhin ermutigen die noch immer zu hohen Steuern unternehmerische junge Schweden, ins Ausland abzuwandern. Schweden zeigt zwar einen Weg, um den Wohlfahrtsstaat kurzfristig effizienter zu machen, doch der Langzeiterfolg steht auf brüchigem Fundament. Die bürgerliche Regierung tastet sich vorsichtig vorwärts.

Die Kulturchefin von *Svenska Dagbladet* macht sich sommerliche Gedanken darüber, was Schweden ausmacht. Das schöne Bild der Tourismusbranche, so schreibt sie, zeige keine

baufälligen gigantischen Wohnruinen, keine lange Warteschlangen im öffentlichen Gesundheitswesen und keine Bettler auf den Strassen. In der Tat, in Göteborg gehören sie zum Stadtbild, in Malmö oder auf dem Land findet man dagegen kaum welche.

Das Buch von Johanna Langhorst «Förortshat» (Hass in den Vororten) beschreibt die Banlieues der Grossstädte als trostlos und gefährlich. Die Verfasserin wohnte während siebzehn Jahren in Tensta (Stockholm) und weiss, worüber sie schreibt. Die Jugendkrawalle in Husby im Mai dienten als Illustration dieser misslichen Verhältnisse.

Politisch war das Ganze einfach. Die Anti-Einwanderungs-Rechte und die gleichheits-besessene Linke sahen die Krawalle als Beweis für die Richtigkeit ihrer Überzeugungen. Dabei trägt die Immigration wesentlich zu Schwedens Reichtum bei. Klar ist auch, dass eine zu sehr nivellierende Wirtschafts- und Sozialpolitik integrationshemmend wirkt und viele Neuankömmlinge aus dem Arbeitsmarkt verdrängt.

Und nicht «nur» Einwanderer. Zwei Ökonomen machen sich in *Dagens Nyheter* Sorgen um die schwedische Jugend. Ihr fehle es an Selbstdisziplin, sozialer Kompetenz, Motivation, Arbeitsmoral, Ausdauer, Zuverlässigkeit und emotionaler Stabilität. Wenn's stimmt, verheisst das nichts Gutes für die Zukunft.

Vielleicht ist den beiden Ökonomen der nordische Sommer zu heiss geworden. Da ist Selbstdisziplin tatsächlich nicht die erste der schwedischen Tugenden. Das Motto lautet: Kauf dir ein paar frische Krevetten, etwas Flüssiges, und fahr hinaus zur Insel. Geniesse den Sonnenuntergang. Bessere Sommer gibt es nicht. «Sommartider, hej hej».



Auf brüchigem Fundament: typisches schwedisches Ferienhaus.

## Schöner leben mit etwas Beben

Von Christoph Mörgeli

Die Erde bebte. Was die Bewohner von St. Gallen, am Bodensee und im Appenzellerland als Erdbeben der Stärke 3,6 wahrnahmen, wird in Bundesbern trotziger Verniedlicht. Die Gefährdung von Menschenleben und Hauseigentum sei nicht so schlimm, man habe die Bevölkerung ja zuvor gewarnt. Man bleibe selbstverständlich bei der Energiewende. Und damit bei der Geothermie, die bis 2050 drei Prozent des Strombedarfs decken muss. Berechnungen sind berechenbar. Unsere Erdkruste ist es nicht.

Nationalrätin Kathy Riklin, die sonst durch alle Gassen hantschampt, bleibt als Präsidentin der nationalen Geothermie merkwürdig windstill. Denn die CVBDP-Exponenten träumen mit den Rot-Grünen von unbegrenzter, billiger, sauberer Energie. Über die Sicherheit lamentieren sie nur bei der Kernkraft. Tatsache bleibt: Wir werden schon 2022 ein spürbares, ab 2030 ein massives Energieproblem bekommen. Dann sollen die Kernkraftwerke Mühleberg sowie Beznau I und II stillstehen – und damit jährlich fast 8,5 Milliarden Kilowattstunden fehlen. Weil die Verträge mit Frankreich auslaufen und der Stromkonsum dank Personenfreizügigkeit weiter zunimmt, ist bis 2030 sogar mit fehlenden 25 Milliarden Kilowattstunden zu rechnen.

Wer wie unser Bundesrat links der Mitte politisiert, verkündet die Botschaft: Hurra, wir werden diese Energielücke mit Sparmassnahmen, Effizienzsteigerungen und erneuerbaren Energien stopfen. Und generell auf Atomstrom verzichten. Indem die Schweiz Strom importiert. Indem sie auf viel teurere, hochsubventionierte Alternativen setzt. Indem sie noch mehr unsichere, umweltschädliche fossile Energieträger wie Öl oder Gas verwendet. Die Wasserkraft als zweifellos geeignete Form der Gewinnung erneuerbarer Energie stösst an natürliche und politische Grenzen. Der Bau von Gaskombikraftwerken mit ihrem CO<sub>2</sub>-Ausstoss verunmöglicht die angestrebte Klimapolitik.

Geothermie heisst Erdbeben. Solche Beben bieten höchstens den Versicherungsgesellschaften ein schöneres Leben. Es bleibt nur der Bau neuer Kernkraftwerke. Die rechtzeitige Inbetriebnahme eines Kernkraftwerkes um 2020 herum und eines späteren um 2030 könnte die Stromlücke abdecken. Gerade im Interesse der rot-grün-christlichen Energiepolitiker. Denn sie werden sonst allesamt abgewählt. Spätestens dann, wenn unser Stimmvolk kalt duschen muss.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

## Der Frauen-Krimi des Sommers

Von Peter Bodenmann — Die Schweiz ist erpressbar. Wann setzt Simonetta Sommaruga Ueli Maurer das Messer an den Hals?



Gemeinsam den Skandal aussitzen: Bundesräte Sommaruga, Maurer.

Die USA geben jedes Jahr hundert Milliarden Dollar für ihre sich konkurrierenden Geheimdienste aus. Wer im Dunkeln arbeitet, ist notorisch ineffizient. Aber mit so viel Geld beginnen früher oder später die letzten Computerprogramme zu laufen.

Edward Snowden hat aufgedeckt, wie das US-Schnüffel-Imperium heute funktioniert. Der ehemalige US-Präsident Jimmy Carter bringt das Problem Barack Obama auf den Punkt: «Amerika hat derzeit keine funktionierende Demokratie.»

Unser oberster Datenschützer schläft. Genau wie jene parlamentarischen Kommissionen, die unsere Geheimdienste überwachen müssten. Vertuscher Ueli Maurer will – wenn schon, denn schon – gleich noch einen Schlussstrich unter das Tiananmen-Massaker ziehen. Und in den journalistisch weitgehend trockengelegten Medienhäusern sind keine Handwerker am Recherchieren.

Dabei haben sich Schweizer Geheimdienste – genau wie der deutsche Bundesnachrichtendienst – aus den gleichen widerrechtlichen US-Quellen bedienen lassen. Sie alle kannten die Funktionsweise von «Prism», auch wenn sie nicht alle Details kennen wollten.

Es gibt in der Schweiz rechts und links keine Liberalen mehr. Der Gipser Philipp Müller steigt in das Beiboot des Bankiers Thomas Matter. Und SP-Nationalrat Matthias Aebi-

scher würde Snowden nicht einmal Asyl gewähren. So weit haben wir es gebracht.

Jimmy Carter hat verdammt recht: Auch wir sind zurzeit keine funktionierende Demokratie mehr. Snowden kennt die Schweiz und ihre Geheimdienste. Der junge Mann hat – wenn seine Aussagen stimmen – an mehreren Orten in der Welt seine Datensätze deponiert. Als Lebensversicherungen für sich und seine Gefährten.

Zurzeit wollen und können nur die Russen Snowden vor Barack Obama und der drohenden Todesstrafe schützen. Weil Länder wie die Schweiz kläglich versagen. Putin will im Gegenzug zur Gewährung des Asyls Informationen von Snowden und wird sie auch bekommen. Nicht, um diese sofort zu publizieren, sondern um mit der Publikation derselben zu drohen.

Länder wie Deutschland und die Schweiz sind erpressbar. Weil sie mit den amerikanischen Geheimdiensten rechtswidrig unter einer Decke stecken und stecken.

Wenn es im eigenen Stall stinkt, muss man ihn ausmisten und nicht die Stalltüren verriegeln. Ueli Maurer und Simonetta Sommaruga wollen noch gemeinsam den Skandal aussitzen. Wann setzt Sommaruga Maurer kalt das Messer an den Hals, um den eigenen Kopf aus der Schlinge zu ziehen? Der Frauen-Krimi des Sommers 2013.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Zur Theorie des Skandals

Von Kurt W. Zimmermann — Der Fall Bruno Frick war eine der grössten Pleiten des Schweizer Rudeljournalismus.

Heute geht es um Wissenschaft. Wir beschäftigen uns mit der Theorie des Skandals. Der Skandal, wie er entsteht und vergeht, ist ein Thema in Politologie und Publizistik.

Ein Skandal spielt sich in vier Phasen ab: Es gibt zuerst eine Latenzphase, dann zweitens eine Initialzündung, es folgen drittens die Kampagne und viertens der Showdown.

Das schönste aktuelle Beispiel für die Systematik des Skandals ist der Fall Bruno Frick. Ende Juni wurde der ehemalige CVP-Ständerat in den Verwaltungsrat der Finanzmarktaufsicht (Finma) gewählt.

Erstens die Latenzphase: Nach der Wahl des Wirtschaftsanzwalts Frick reagierten vor allem linke Journalisten kritisch. «Was versteht er eigentlich von Banken?», lästerte der *Blick*. Der *Tages-Anzeiger* sammelte gezielt negative Stimmen seiner politischen Gegner in der SP und kommentierte: «Frick hat ein Problem mit seinem Ruf.»

Solch kleine Ferkeleien genügten allerdings nicht, die Latenzphase zu durchbrechen. Die Sache kam nicht in Schwung.

Zweitens die Initialzündung: Vier Tage später hatte die *Schweiz am Sonntag* ihren Scoop: «Strafanzeige gegen Bruno Frick», titelte das Blatt. Es ging um einen alten Streit von 1999 zwischen dem Hauptaktionär einer Firma und deren Verwaltungsrat Frick. Der Fall war verjährt. Die Staatsanwaltschaft Schwyz fand es darum nicht einmal nötig, Frick über die 2011 eingereichte Anzeige zu informieren.

Dennoch konnte nun die Skandalisierung beginnen. Noch am Sonntag stürzten sich alle Online-Medien-Sites, alle Lokal- und SRF-Radios und die «Tagesschau» auf die Story. Am nächsten Tag schaffte es Frick in den rund 36 Tageszeitungen der Schweiz rund 36-mal auf die Titelseite. Damit war der Rudeljournalismus lanciert.

Drittens die Kampagne: Ziel einer Kampagne ist es, aus einem harmlosen Einzelfall ein abgründiges System zu machen. Die Journalisten mussten Frick nun mit allerlei Verdächtigungen zum Serienverbrecher hochschreiben. Das taten sie auch.

Der *Tages-Anzeiger* versuchte ihm einen «Betrugsskandal» anzuhängen, weil ein Anwaltkollege von Frick bei einer dubiosen Firma Dokumente geprüft habe. Der *Bund* insinuierte, dass eine frühere Firma Fricks mit einem windigen Hedge-Fund auf den Cayman-Inseln zu tun habe. Die *Sonntagszeitung* streute das Gerücht, wonach Frick «erst auf Druck» in



Es geschah das Unerwartete: CVP-Ständerat Frick.

den Finma-Verwaltungsrat gewählt worden sei. «10 vor 10» mutmasste, Frick habe von der Anzeige gegen ihn gewusst. Der *Blick* verdächtigte ihn, mit einem Russen namens Andrey Bykow unsaubere Geschäfte gemacht zu haben.

Alles war auf gutem Weg. Die Journalisten waren mit Verve daran, aus dem Anwalt Frick das Verbrechersyndikat Frick zu machen.

Viertens der Showdown: Nun kommt es in der Skandalmechanik zum Klimax. Der Hinrichtungsjournalismus führt nun meist zum schnellen Rücktritt oder Rausschmiss der Zielperson, egal, ob schuldig oder nicht. Gutenberg, Hildebrand, Schavan, Nef, Béglé, Strauss-Kahn sind Beispiele auf dieser Abschussliste.

Nach dem Rücktritt oder Rausschmiss ist das Thema für die Medien erledigt. Ihr Interesse bricht nun schnell zusammen.

Bei Bruno Frick hingegen geschah das Unerwartete. Der Schwyzer Staatsanwalt eröffnete kein Verfahren, aus materiellen Gründen. Frick wurde ohne Wenn und Aber entlastet. Ein Rekurs ist darum chancenlos. Der Skandal war nun innert Sekunden vorbei. Es war eine der grössten Pleiten in der Geschichte des Schweizer Skandaljournalismus.

Ein Trost bleibt der Journaille in ihrer Niederlage. Ihr Rufmord an Frick ist zwar gescheitert. Aber eine Rufschädigung bleibt dennoch hängen. Besser als nichts.

# Diskretion

Von Beatrice Schlag — Tina Turner heiratet, und niemand tut dergleichen.

Am Sonntagabend lud ein Freund zum Bootsausflug auf dem Zürichsee ein. Auf dem Weg zum Restaurant kamen wir an der Villa in Küsnacht vorbei, wo Tina Turner und



ihr Mann bekanntlich am gleichen Abend nach buddhistischem Zeremoniell heirateten. Von weitem waren Bäume, der von Pressefotos bekannte Dachgiebel und ein dunkelroter Vorhang zu sehen. Überraschender war, was nicht zu sehen war: Keine Horden von Neugierigen in Booten, Kanus und auf Pedalos, keine drängelnden Paparazzi. Lediglich ein paar private Boote, zwei Seetaxis mit Fotografen, ein kleines Boot der Seewache. Auf dem Rückweg gegen elf Uhr abends war der rote Vorhang zurückgezogen. Freier Blick auf die Villa, die Gäste und die Konzertbühne. Und noch weniger Boote als vor ein paar Stunden: ein Seetaxi mit Fotograf, eine Mutter mit zwei schlafenden Kindern im Gummiboot, ein Segelboot und wir. Irgendwann tuckerte die Polizei heran, hoffte – vermutlich wie wir auch – vergeblich auf einen Auftritt von David Bowie und verschwand wieder. «Schweizer Diskretion», sagte eine junge Frau auf unserem Boot, und es klang irgendwie stolz.

«Was ist diese Diskretion eigentlich genau?», fragte unser Gastgeber. «Mangelnde Neugier auf das Leben der andern? Der Wunsch, selber nicht aufzufallen und in Ruhe gelassen zu werden? Die Angst, jemanden zu belästigen, und sei es mit einem bewundernden Blick?» Gute Frage. Ein Bundesrat in einem Schweizer Tram erregt kaum Aufmerksamkeit. «Die Menschen hier sind sehr diskret. Sie erkennen mich, aber sie würden mich niemals ansprechen», sagte in einem Interview die kanadische Sängerin Shania Twain, die oft in der Schweiz ist. Sind wir nur Promis gegenüber so zurückhaltend? Oder glauben wir mehr als andere an «Leben und leben lassen»? Wenn ja, warum zerren sich dann Nachbarn genauso oft vor Gericht wie in anderen Ländern? Brauchen wir einfach länger, bevor wir auf andere zugehen können, berühmt oder nicht? Wären am Sonntag mehr Boote vor der Villa Algonquin gewesen, wenn dort Xenia Tchoumitcheva geheiratet hätte?

### «Denken erzeugt Gedanken und keinen Geist im modernen Weltbild.» *Rolf Pfister*



«Vom Mythos zum Logos.»

#### Dichter und Denker

Nr. 29 – «Am Ursprung des Denkens»; Urs Gehrig über die alten Griechen

Die Titelseite ist wunderbar und erbauend, vielen Dank!

*A. Schanz, Overijse (Belgien)*

Denken? Die weitverbreitete Annahme greift zu kurz, den Ursprung des Denkens vor etwa 2500 Jahren in Griechenland zu verorten. Tatsächlich hat sich mit den griechischen Dichtern und Denkern in der Antike etwa zwischen 900 und 200 v. Chr. aus der Epik über die Lyrik die Philosophie entwickelt – vom Mythos zum Logos. Gedanklich wurden damit jedoch lediglich die polytheistischen Figuren ersetzt durch eine Ideologie der Geist-Entfaltung ohne naturwissenschaftliche Erfassung des Denkens (Denken erzeugt Gedanken und keinen Geist im modernen Weltbild). *Rolf Pfister, Zürich*

Dieser Artikel zeigt sehr schön die Entwicklung des Denkens im alten Griechenland. Doch der Titel vermittelt den Eindruck, die Griechen seien die Ersten gewesen, die «dachten». Das stimmt aber nicht. Ägypten hatte einen grossen Einfluss auf das Denken der Griechen. Aber das Denken stammt nicht einmal von ihnen, sondern von Atlantis, das von der Schulwissenschaft verschwiegen wird. Als Atlantis unterging, flohen die einen nach Osten und landeten in Ägypten, die

anderen nach Westen und erreichten Mittelamerika, von wo sie sich über den ganzen amerikanischen Kontinent, von Feuerland bis Kanada, ausbreiteten. Sie alle hatten von Atlantis die hieroglyphische Schrift, das Wissen um den Bau von Pyramiden und anderes.

Um besser zu verstehen, empfehle ich die Bücher von Hunbatz Men (den ich persönlich kenne), einem Maya-Ältesten. So die «Heilige Kultur der Maya», «Secrets of Mayan Science/Religion» und «The 8 Calendars of the Maya» (Letztere zwei nur auf Englisch). Sie werden dem Interessierten eine neue Welt eröffnen. *Nicolao Trudel, per E-Mail*

#### Wollen wir einen omnipräsenten Staat?

Nr. 29 – «Big Brother – na und?»; Zoë Jenny über die weltweite Datenüberwachung

Ich kann nicht einfach hinnehmen, dass ein Staat alle seine Bürger generell kriminalisiert und überwachen lässt. In diesem Artikel wird erwähnt, dass der Geheimdienst unzählige Terrorangriffe vereitelt hat. Eine Quantifizierung der Aussage wäre hier angebracht. Das Thema der Überwachung zwecks höherer Sicherheit darf nicht von einer Handvoll Politiker entschieden werden. Diese Debatte muss in der Gesellschaft geschehen. Wollen wir einen omnipräsenten Staat, der immer tiefer in unser Leben eingreift und praktisch alles weiss?

*Michael Hildbrand, Villmergen*

#### Das Einfachste wäre eine Schuluniform

Nr. 29 – «Aufstand gegen das Kopftuch»; Rico Bandle über Kopftücher in der Schule

Das Kopftuch ist im Kanton Thurgau per Bundesgericht gestattet. Im Kanton Schwyz werden Hot Pants und Oberteile mit tiefem Ausschnitt verboten, um die männlichen Lehrer zu schützen! «Wird der Unterricht gestört, sind Regeln selbstverständlich», sagt Beat W. Zemp, Zentralpräsident des Lehrerverbandes, im *Blick*. Es herrscht ein Chaos in Schweizer Schulen! Das Einfachste wäre eine Schuluniform samt gesetzlichen Regeln dazu für jeden Kanton – vorbei mit Kopftuch und Hot Pants! Die Schule ist zum Lernen da. *Heinz Gerber, Thun*

Wer an die Mädchen, ihre Integration und ihre Freiheit, sich hier in der Schweiz zu entfalten, denkt und nicht bloss an «Freiheit», wer die Freiheit zur Religionsausübung, die in diesem Fall gar nicht tangiert wird, schützen will, welche eigentlich nur den Schutz der Männer und ihrer von Allah verliehenen Privilegien bedeutet, der muss klar gegen das Kopftuch in den Schulen und öffentlichen Ämtern sein. Wer sich informiert, was so im Ausland passiert, weiss, dass unzählige geplagte Iranerinnen, Afghaninnen uns dankbar wären, wenn wir uns wenigstens hier gegen dieses unsägliche Kopftuch, das auch politisches Symbol ist, wehren würden. Frankreich hat es uns ja vorgemacht, es braucht wohl zu Beginn ein bisschen Mut. *Brigitte Miller, Ins*

Das Bundesgericht hat entschieden. Muslimische Mädchen dürfen in der Schule das Kopftuch tragen. Einmal mehr obsiegt eine Minderheit über die Mehrheit respektive die hiesigen Regeln und Wertvorstellungen. Egal, um welche Minderheit es sich handelt – eine Armada von Helfern ist stets zur Stelle. Und da sich diese Minderheiten Anwälte und Prozesse meistens nicht leisten können, packen linke Anwälte wie Geier die Gelegenheit beim Schopfe. Bezahlen muss die kaum mehr zur Kenntnis genommene Mehrheit. Das ist doch selbstverständlich! Und so kommen wir zur Frage, wie wir mit einer Kultur umgehen sollen, die viele Probleme ins Land gebracht hat, die Schulen vor Gericht zieht und, unter dem Strich, den grössten Anteil in der Schweizer Fürsorge ausmacht? Migration sei bereichernd, behaupten die Linken. Manchmal habe ich da so meine Zweifel.

*Frédéric-Marc Fluehmann, Dübendorf*

#### Hut ab vor Konrad Hummler!

Nr. 29 – «Es bleibt das Versagen»; Interview mit Konrad Hummler

Letzte Woche schrieb Roger Köppel, dass Blocher irrt. Nicht, dass das unmöglich wäre.

Aber ich bin ein überzeugter Vertreter der Ausschaffung, wie sie sich das Volk wünscht. In der neuesten Ausgabe sind seine Fragen an Konrad Hummler geradezu feindselig. Hut ab vor Konrad Hummler! Er hat alle Fragen sachlich kühl und ohne Verteidigung beantwortet.

*Andreas Kurt Richter, Bad Ragaz*

### Leichtigkeit des Seins

Nr. 29 – «Ungeteilte Lust»; Beatrice Schlag über Sex in der Beziehung

Es ist es Zeit, liebe Frauen, sich zu erden – auch in der Liebe: Man fühlt sich wohl in seiner Haut, hat Ausstrahlung, gute Laune und riecht zum Anbeissen gut. Eros mag keine Strategien und Leistungen, sondern eine verspielte Sinnlichkeit und eine Leichtigkeit des Seins. Danke, wie immer, für Ihren tollen Artikel!

*Beatrix Kruger, Zürich*

### Was ist Recht?

Nr. 28 – «Das Europa der Menschenrechte»; Thierry Baudet über den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte

Was ist Recht? Es fängt damit an, dass ich für geringfügig zu schnelles Fahren gebüsst und sogar mit Gefängnis bedroht werden kann, falls ich die Busse nicht bezahle. Woher kommt diese Befugnis? Von Gesetzen, die von Volk oder Parlament bestimmt worden sind und zu Verordnungen ausgearbeitet werden. Es sind also Einschränkungen, die sich die Bevölkerung selbst auferlegt. Die Gesetze müssen verfassungskonform sein. Die Verfassung muss vorher von den Stimmbürgern bestätigt werden. Rechtsvorschriften anderer Gremien wie Gerichtshof für Menschenrechte, unbekannte Völkerrechtsbestimmer, die EU-Kommission (besonders krass das Raubrittertum der Wettbewerbskommission), IWF, EU-Troika, OECD, G-7 und G-20 beruhen auf keiner Verfassung, die jeweiligen Mitglieder sind auch nicht von der Bevölkerung gewählt. Aus Sicht eines demokrati-

schen Rechtsstaates, wie ihn selbst die EU propagiert, sind deren Entscheidungen irrelevant, da illegal. Im Zuge dieser zweifelhaften Internationalisierung wird auch der territoriale Rechtsschutz ausgehöhlt, was es bald unmöglich macht, sich als wirklich Verfolgter in Sicherheit zu bringen. Diese Ansichten scheinen extrem, sind aber die Wahrheit.

*Verena Guran-Fierz, Zumikon*

### Wunderbare Partnerin

Nr. 28 – «Wir Frauen sind einfach perfekt»; Kathy Lette über den Geschlechterkampf

Mit grosser Belustigung las ich diesen Artikel über die Perfektion der Frau und dass die Tage des Mannes gezählt sind. Wenn ich solche Artikel von der Generation 50 aufwärts lese, bin ich immer wieder sehr froh, dass meine Frau und ich einer jüngeren Generation angehören (30 und 35) – uns erinnern solche Aussagen regelmässig an «Kriegsberichte» aus der fernen Vergangenheit. Zumindest in meinem persönlichen Umfeld unter Gleichaltrigen ist die Situation (zum Glück) anders. Aus privater wie beruflicher Erfahrung (ich arbeite sowohl in der Schweiz wie auch im Ausland) weiss ich, dass die Frauen meiner Generation weit davon entfernt sind, perfekt zu sein. Genauso die Männer. Beide haben ihre Stärken und Schwächen, und beide Geschlechter haben heute zum Glück die gleichen Rechte wie Pflichten. Auch wenn es scheinbar in gewissen Kreisen und Altersgruppen en vogue ist, das Ende des Mannes vorauszusagen, schaue ich dennoch gelassen in die Zukunft, mit der Gewissheit, dass ich an meiner Seite eine wunderbare Partnerin habe und dass wir gemeinsam die alltäglichen Herausforderungen zu meistern versuchen.

*Christoph Schaffner, per E-Mail*

### Korrigenda

In der Medienkolumne «Willkommen in der Wirtschaft» (Ausgabe Nr. 29/13) steht fälschlicherweise geschrieben, dass der frühere Co-Chefredaktor des *Tages-Anzeigers*, Markus Eisenhut, in eine Kommunikationsfirma einsteige, bei der auch Ruth Metzler Partnerin sei. Richtig ist, dass Eisenhut eine eigene Firma gegründet hat. Wir bitten um Entschuldigung.

*Die Redaktion*

### In eigener Sache

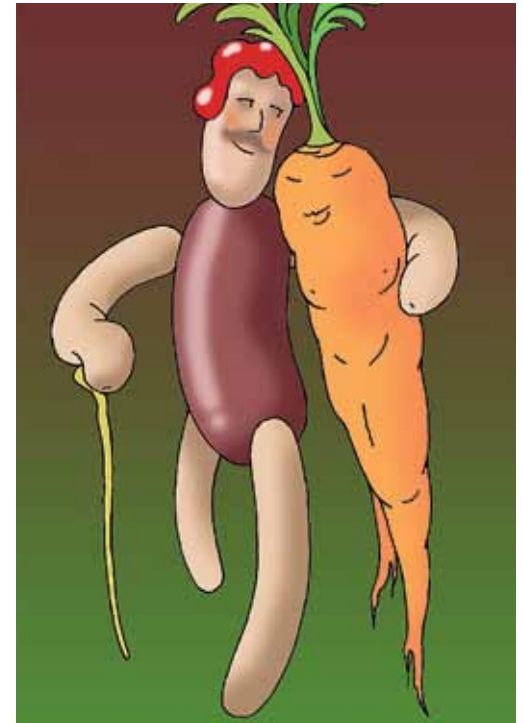
Ticket-Verlosung «Max Raabe»

**Die Gewinner:** Alfons Duff, Uster; Lars Hostettler, Laupen; Franz Iseli, Schötz; Alfred Langenegger, Appenzell; Oskar Leutwiler, Cham; Adrian Reimann, Neuheim; Christine Sauser, Solothurn; Beat Schneckenburger, Thayngen; Regina Steck, Affoltern a. A.

*Ihre Weltwoche*

## Darf man das?

### Leser fragen, die Weltwoche antwortet



Darf man als leidenschaftliche Metzgerin einen überzeugten Vegetarier heiraten?

*Jérôme Schwyzer, Suhr*

Ihr männlicher Vorname irritiert etwas. Sind Sie die Metzgerin, wie die Fragestellung vermuten liesse, der Vegetarier oder ein neugieriger Dritter? Wie auch immer: Wenn das Metzgen nicht die einzige Leidenschaft der Metzgerin ist und der überzeugte Fleischverzicht des Vegetariers sich auf seine Ernährung beschränkt, warum sollten die beiden nicht heiraten? Es gibt unzählige Paare, von denen nur einer Vegetarier ist. Freund A., ein uner-sättlicher Fleischgeniesser und hervorragender Koch, erfindet für seine Frau, eine Vegetarierin, immer neue Köstlichkeiten. Für sich brutzelt er dazu meist noch ein Stück Fleisch, was die gegenseitige Zuneigung keine Sekunde beeinträchtigt. Das einzige, sagen beide, was sie konsequent vermeiden, sind ideologische Debatten über ihre verschiedenen Essgewohnheiten. Sie sind seit Jahren eines der vergnügtesten Paare im Bekanntenkreis.

*Beatrice Schlag*

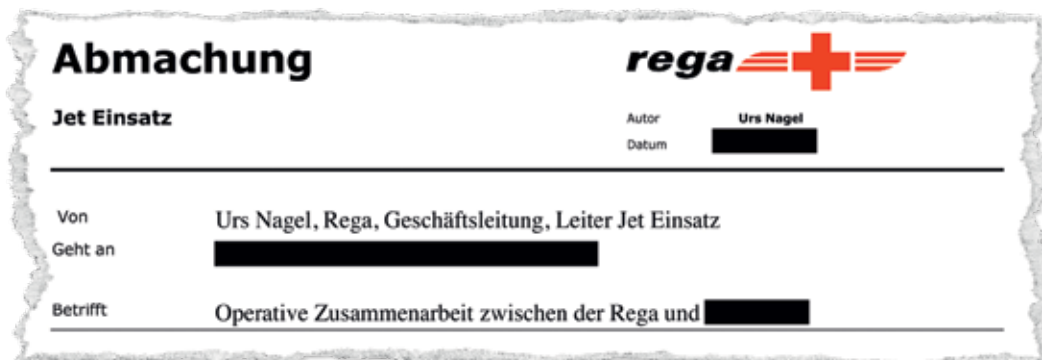
Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

# Illegale Absprachen für die Rega?

Die hochdekorierte Schweizerische Rettungsflugwacht profitiert von fragwürdigen Abmachungen mit ihren Auftraggebern. Quellen und Dokumente belegen, dass ein Konstrukt zur Ausbremsung der Konkurrenz errichtet wurde. Die Beteiligten mauern. Kartellrechtler sind besorgt. *Von Christoph Landolt*



ge Vereinbarung abgeschlossen. Eine offizielle Powerpoint-Präsentation, die der *Weltwoche* vorliegt, zeigt in aller Selbstverständlichkeit, dass die Rega Ende 2011 mit der Medica AG mit Sitz in Brütisellen so ins Geschäft kam, der grössten Assistance-Anbieterin des Landes, die für Helsana, Swica, Nationale Suisse oder den VCS Repatriierungen organisiert. Ab Ende September 2011 leitete Medica jede Offerte, die von einer ausländischen Luftambulanz-Anbieterin einging, auf direktem Weg an die Rega weiter. Obwohl die Rega zuerst deutlich teurer offerierte als die anderen Unternehmen, korrigierte sie ihre Angebote jeweils nachträglich so weit hinunter, bis sie jeden Auftrag zugesprochen bekam.

1. [redacted] lässt durch die EZ Rega für alle [redacted] Repatriierungen in die Schweiz eine Offerte erstellen;

3. Wenn Konkurrenzanbieter die AEMS Mission zu einem tieferen Preis anbieten und fliegen würden, wird die EZ Rega [redacted] in jedem Fall angefragt, ob sie den Auftrag zur Konkurrenzofferte ausführen kann;

4. Die EZ Rega kommuniziert [redacted] innert 30 Minuten, ob sie die Repatriierung zum Preis des Mitbewerbers fliegt; dies mittels einer mündlichen und nachfolgend einer schriftlichen Nachofferte;

5. Die Rega kann bei Bedarf vierteljährlich und stichprobenweise die Konkurrenzofferten bei [redacted] einsehen.

## Um 50 000 Franken nachgebessert

In der Präsentation, die der Jet-Chefpilot der Rega, Urs Nagel, einen Monat nach dem Inkrafttreten der Absprache anfertigte, sind die Preise der Konkurrenz sowie das erste und das nachgebesserte Rega-Angebot aufgeführt. In einem Fall offerierte die Rega einen Flug für 127 991 Franken. Ein ausländischer Anbieter wollte 79 000 Franken – 48 991 Franken weniger. In einem anderen Fall verlangte die Rega im ersten Schritt 124 163 Franken. Die Konkurrenz hätte die Repatriierung für 74 000 Franken gemacht – 50 163 Franken weniger.

**Überwachung des Marktes:** Ausriss aus dem Vertrag zwischen der Rega und Assistance-Firmen.

Wer es wagt, die Schweizerische Rettungsflugwacht Rega herauszufordern, macht sich Rega-Chef Ernst Kohler zum erbitterten Gegner. Wie die *Weltwoche* (Nr. 27/13) berichtete, setzte Kohler alle Hebel in Bewegung, um den Kanton Aargau davon abzubringen, statt eines Rega-Helis den Rettungshelikopter des Konkurrenzbetriebs TCS zu berücksichtigen. Nichts gegen Ehrgeiz, aber Rega-Chef-Kohler scheint es auf die Spitze zu treiben – und darüber hinaus. Auch im zweiten Geschäftsfeld seiner Rega, bei den Heimführungen (Repatriierungen) verunfallter oder erkrankter Personen aus dem Ausland, geht die gemeinnützige Stiftung sehr weit, um ihre Mitbewerber aus dem Markt zu drängen. Wie Dokumente, die der *Weltwoche* vorliegen, zeigen, ist die Rettungsflugwacht an einem Absprachemodell beteiligt, das sicher die Regeln der Fairness und womöglich sogar das Kartellgesetz verletzt.

Bei einem Dokument handelt es sich um einen Vertrag, den die Rega einer Assistance-Gesellschaft schmackhaft machte. Solche Gesellschaften sind darauf spezialisiert, im Auftrag von Versicherungen für Kunden den Pannen-

dienst, einen Spitalaufenthalt oder eben Repatriierungen zu organisieren. Für Repatriierungen können die Assistance-Firmen nicht nur auf die Rega zurückgreifen, sondern auch auf andere Betreiber. Aufträge werden international ausgeschrieben.

Um dennoch möglichst alle Aufträge zu bekommen, verlangt die Rega nun ein Nachbesserungsrecht: Der Vertrag verpflichtet die Assistance, in jedem Fall bei der Rega eine Offerte einzuholen. Falls eine andere Anbieterin den Luftambulanz-Einsatz (im abgebildeten Vertrag AEMS-Mission genannt) zu einem tieferen Preis anbietet, hat die Assistance deren Offerte an die Rega weiterzuleiten. Die Rega hat daraufhin dreissig Minuten Zeit, um zu entscheiden, ob sie den Flug zum Preis der Konkurrenz ausführen will. Wie ernst es der Rega mit der Überwachung des Marktes ist, zeigt Punkt 5 des Vertrags: Die Rega kann vierteljährlich die Konkurrenzofferten bei der Assistance-Gesellschaft «stichprobenweise» kontrollieren.

Gemäss Insidern hat die Rega mit verschiedenen Assistance-Gesellschaften eine derarti-

ge Zahl zeigen erstens, wie hoch die ursprünglichen Tarife der Rega waren: Trotz Gönnerinnahmen von mehr als achtzig Millionen Franken pro Jahr war die Rega deutlich teurer als die kommerziellen Anbieter mit ihren kleineren, günstigeren Flugzeugen. Zweitens zeigen sie, wie stark der Prämienzahler von Konkurrenz im Luftrettungsmarkt profitieren kann. Und drittens beweisen die Zahlen, wie weit die Rega geht, um die Konkurrenz zu bekämpfen: Gemäss Präsentation liess sich die Rega einen Auftrag sogar dann nicht nehmen, als der Preis nicht einmal die variablen Kosten deckte, die bei der Rega wegen ihrer teuren Jets viel höher sind.

Wo liegt nun das Problem? Gemäss Experten sind die Rega-Absprachen, auf die sich die Assistance-Gesellschaften erstaunlicherweise einlassen, am Rande der Legalität – vorsichtig ausgedrückt. «Wer solche Absprachen trifft, erhält grosse Markttransparenz, weil er die Preise seiner Mitbewerber kennt», erklärt Marc Amstutz, Professor an der Universität Freiburg. «Das allerdings kann rechtlich höchst problematisch sein.»

Gemäss Kartellrechtler Amstutz verstösst der Rega-Vertrag möglicherweise gegen das Kartellgesetz, das marktbeherrschenden Unternehmen die «gegen bestimmte Wettbewerber gerichtete Unterbietung von Preisen» verbietet. «Ob die Rega marktbeherrschend ist, hängt vor allem davon ab, ob man die Schweiz oder die Welt als relevanten Markt betrachtet», sagt Amstutz. In der Schweiz zumindest ist die Rega die mit Abstand wichtigste Anbieterin.

Selbstverständlich ist es der Rega nicht verboten, Geld zu verbrennen, um Konkurrenten auszubremsten. Wenn sie ihre Preise senkt, dürfen sich Assistance-Gesellschaften, Versicherungen und letztlich die Prämienzahler freuen. Kurzfristig profitieren alle – mit Ausnahme der Konkurrenz. Zu befürchten ist aber, dass langfristig der faire Wettbewerb ausgeschaltet wird – mit den bekannten Folgen: steigende Preise, nachlassende Qualität, weniger Auswahl. Wenn die Rega die Konkurrenten per Geheimabsprachen ausbootet, verschwinden diese früher oder später vom Markt.

Anzeichen dafür gibt es bereits: Ausländische Luftambulanz-Anbieter erklären unisono, dass sie so gut wie keine Aufträge mehr aus der Schweiz erhalten. «Wir werden immer wieder eingeladen zu offerieren», sagt Joachim Friese, Geschäftsführer von Medcare Professional, einer deutschen Firma. «Dann aber hören wir nichts mehr. Und wenn wir

persönlich nachfragen, heisst es, dass die Rega billiger war.» Friese geht davon aus, dass der Schweizer Markt in zwei Jahren «gesäubert» ist. «Dann gibt es nur noch einen Anbieter.»

Gleich tönt es bei der European Air Ambulance in Luxemburg. «Natürlich haben wir gemerkt, dass es in der Schweiz Wettbewerber gibt, die aggressiv um Marktanteile kämpfen», sagt Vertriebschef Patrick Schomaker. Zu Preisdumping sei man aber nicht bereit. «Unser Ziel ist es nicht, um jeden Preis in der Schweiz zu bleiben», erklärt Schomaker.

#### Erheblicher Druck auf die Auftraggeber

Strebt die Rega-Führung wirklich das totale Monopol an? Klarheit könnte sie nur selber schaffen. Nachdem sie bisher sämtliche Anfragen der *Weltwoche* professionell beantwortet hat, äussert sie sich zu den Absprache-Vorwürfen nicht (man wolle der «einseitigen, undifferenzierten Berichterstattung nicht weiter Vorschub» leisten, teilt die Medienabteilung mit). Eine Interview-Anfrage lehnte CEO Kohler ab.

Die Rega steht nicht allein am Pranger. Für Absprachen braucht es immer zwei. Unklar ist, warum Assistance-Gesellschaften und Versicherungen einem Lieferanten auf Kosten der anderen Sonderrechte gewähren. Medcall-Geschäftsführer Armin Bucher sagt, man beurteile es «nicht als negativ», wenn ein Schweizer Anbieter den Auftrag bekomme. Es gebe jedoch «keine fixe

Abmachung», sondern nur von Fall zu Fall Preisverhandlungen. Die uns vorliegenden Dokumente freilich zeigen, dass es systematische Absprachen zugunsten der Rega gibt. Das bestätigen gegenüber der *Weltwoche* auch andere Quellen.

Die in der Powerpoint-Präsentation erwähnten Versicherungen nehmen keine Stellung, mit der Begründung, keine derartigen Verträge abgeschlossen zu haben. Die Zurückhaltung ist verständlich, schliesslich tragen sie dazu bei, den Wettbewerb zu schädigen. Branchenkenner sagen, dass die Rega erheblichen Druck auf ihre Auftraggeber ausübe. Die Versicherungen, so die Vermutung, fürchten, dass Kunden, die gleichzeitig Rega-Gönner sind, unzufrieden reagieren, wenn sie nicht von einem Rega-Jet transportiert werden.

Bei Medcall kommt hinzu, dass die Firma, die gemäss eigenen Angaben «unabhängig im Markt auftritt», eng mit der Rega verbunden ist. Um die Jahrtausendwende trat die Rega gar als Eigentümerin der Medcall auf. Nachdem der *Beobachter* aber im Jahr 2002 über das undurchsichtige Firmenkonglomerat berichtet hatte, dass die Rega mit Gönnergeldern zusammengekauft hatte, stiess die Rega die Aktienmehrheit an eine Tochter der heutigen Nationale Suisse ab. Noch immer aber hält die Rega eine Minderheitsbeteiligung und ist mit CEO Ernst Kohler im Medcall-Verwaltungsrat vertreten. Mehr Transparenz wäre hier dringend erwünscht. ○

ALWAYS ON TARGET !



SWISS MILITARY  
HANOWA

#### Flagship Chrono

Ref. 6-5183.04.003  
Gehäuse & Band aus Edelstahl, Saphirglas  
wasserdicht bis zu 10 ATM (100m)  
Swiss Made  
empfohlener Preis CHF 199.-

# Es stellt sich die Sinnfrage

Bei Pro Patria brechen die Verkäufe von Bundesfeier-Abzeichen und Briefmarken weg. Hat die Bundesfeier-Stiftung den Zeitpunkt für ein Ende in Würde verpasst? *Von Markus Schär*



*Auf verlorenem Posten:* Pro-Patria-Abzeichen für die diesjährige Bundesfeier.

«Ein Herz für die Schweiz» sollen jene zur Schau tragen, die an den Festivitäten zum 1. August teilnehmen: Als Bundesfeierabzeichen verkauft ihnen Pro Patria ein Kunststoffherzchen samt Schweizerkreuz. Aber nur eine kleine Minderheit zeigt sich noch mit diesem Bekenntnis zum Vaterland auf der Brust. In den schwierigsten Zeiten für die Schweiz, im Zweiten Weltkrieg, brachte Pro Patria bis zu 900 000 Bundesfeierabzeichen an die Eidgenossen; bei einer Bevölkerung von vier Millionen trug es also fast jeder Vierte. Im letzten Jahr, als die Einwohnerzahl die Acht-Millionen-Grenze durchbrach, sackte der Verkauf auf 187 669 Abzeichen ab.

Die Bundesfeier habe sich vom staatspolitischen Anlass zum Volksfest gewandelt, stellt Carlo Schmid-Sutter fest: «Der Sinn des 1.-August-Abzeichens ist damit nicht mehr so präsent wie früher.» Der inzwischen zurückgetretene Innerrhoder Ständerat und Landammann übernahm vor vier Jahren das Präsidium von Pro Patria vom ehemaligen Thurgauer Regierungsrat und PTT-Generaldirektor Felix Rosenberg. Ein CVP-Politiker musste auf einen CVP-Politiker folgen: Die Kulturkampf-Partei klammert sich an jedes einmal eroberte Pöstchen – selbst wenn sie auf verlorenem Pöstchen steht.

Denn der neue Präsident konnte der Stiftung keinen zweiten Atem einhauchen, obwohl sie 2009 mit der Kampagne einer führenden Zürcher Agentur ihr Jubiläum beging. 1909 – acht-

zehn Jahre nach der Erfindung des 1. August als Nationalfeiertag – gründete ein St. Galler Kaufmann das Schweizerische Bundesfeierkomitee als gemeinnütziges Werk: «Es geht um die schweizerische Einheit und Selbstbestimmung, um eine Vertiefung des patriotischen Gedankens und um eine würdige und sinnvolle Begehung unseres Nationalfeiertages.»

Mit Sammlungen und Spenden bekenne sich die Schweiz «zu ihren Menschen, ihrer Kultur und ihrer Landschaft», schrieb sich das Komitee als Zweck fest. Dafür gab es eine Postkarte und ab 1923 das Bundesfeierabzeichen heraus, «damit der Opfersinn auch offenbar werde». 1938 kamen die Briefmarken mit Sonderzuschlag dazu, nach Auseinandersetzungen mit Pro Juventute, die dieses Privileg seit 1912 genoss. Als erstes Sujet diente die Tellskapelle am Urnersee.

Die Sammlungen brachten stolze Beträge ein: schon im Zweiten Weltkrieg eine halbe Million Franken aus dem Verkauf von Abzeichen und ab Ende der fünfziger Jahre eine Million aus dem von Briefmarken. Der Verein spendete daraus beträchtliche Summen für das Schweizerische Rote Kreuz oder für «Frauen im Dienste des Volkes», gegen die Tuberkulose bei Soldaten oder, 1983, gegen das Waldsterben. Ein entscheidendes Gewicht bekam er letztmals 1978, als von seinem Beitrag die Eröffnung des Freilichtmuseums Ballenberg abhing.

Pro Patria, die seit 1991 offiziell so heisst, sieht

sich heute aber mit ihren Sammelsergebnissen wieder in die Anfänge zurückgeworfen – nicht inflationsbereinigt. Denn im Sammelnetz, vor allem mit Schulklassen, die Abzeichen und Marken verkaufen, öffnen sich immer grössere Lücken. 2012 brachten die Bundesfeierabzeichen noch 802 784 Franken und die Briefmarken 1 004 427 Franken ein, ein Viertel des Betrages der achtziger Jahre. «Im Zeitalter der elektronischen Kommunikation werden immer weniger Briefe geschrieben», stellt Carlo Schmid-Sutter fest. Immerhin setzte die Post im letzten Jahr noch Briefmarken für 359 Millionen Franken ab – mit Erlösen von knapp zwei Millionen machten die Pro-Patria-Marken aber nur noch ein halbes Prozent davon aus.

## Die Hälfte der Spenden für Selbsterhaltung

In der Jahresrechnung 2012 steht so dem Betriebsertrag von 2,1 Millionen Franken ein Administrationsaufwand von 1,1 Millionen gegenüber: Die Kosten für die Selbsterhaltung fressen die Hälfte der Spendeneinnahmen auf. Die Hilfswerke, die sich von der Stiftung Zewo zertifizieren lassen, wenden für die Administration 10 bis 15 Prozent ihrer Mittel auf, während bis zu 80 Prozent in die Projekte fliessen. Pro Patria ist denn auch aus der Zewo ausgetreten. Daneben hat die Stiftung die Administration auf die Hälfte gestutzt und jetzt die Sammlung als Zweck aus ihren Statuten gestrichen. Sie bleibe weiter möglich, betont Carlo Schmid-Sutter, andere Formen der Mittelbeschaffung – «wir schliessen keine legale grundsätzlich aus» – sollen sie aber ergänzen oder ersetzen. Denn: «Eine Aufgabe der Tätigkeit steht nicht zur Diskussion.»

Allerdings stellt sich die Sinnfrage. Dieses Jahr hilft Pro Patria den kleinen Orts- und Regionalmuseen; eine der beiden 85er-Marken zielt ein Strohhut aus Wohlen – zwanzig Jahre nachdem das Strohmuseum schon einmal zu Ehren kam. Und daneben fliesst die Million, welche die Stiftung noch vergeben kann, vorwiegend in die Rettung von Kleinbauten: So sprach sie Beiträge zwischen 5000 und 10 000 Franken für ein Waschhaus in Mollis GL, eine Alphütte in Orsières VS oder eine Sägerei in Bondo GR.

Die öffentliche Denkmalpflege setzt jährlich über 200 Millionen ein. Und Organisationen wie Berghilfe oder Heimatschutz wenden ein Mehrfaches für ähnliche Zwecke auf wie Pro Patria – bei einem vertretbaren Verhältnis von Einnahmen und Aufwand. Die Bundesfeierstiftung sollte deshalb dem Vaterland einen letzten Dienst erweisen: aufhören. ○



# Verletzliche Seele

Swisscom-Chef Carsten Schloter hat offenbar Selbstmord begangen. Er war eine facettenreiche Figur: technikbegeistert, ehrgeizig, visionär, aber auch empfänglich für Selbstkritik. In jüngster Zeit äusserte er sich oft auch etwas kulturpessimistisch. Von René Lüchinger

Er hatte diesen leicht frankophilen Ausdruck in seiner Sprache, den er sich wohl während seiner Studienzeit in Frankreich angeeignet hatte. Er hatte diese sanfte Stimmlage, die so gar nicht zu einem Manager eines Milliardenkonzerns passen wollte. Er hatte dieses gewinnend-bescheidene Auftreten, hinter dem sich ein Extremsportler verbarg, der morgens schon vor Sonnenaufgang seinen Körper an den Fitnessgeräten stahlte. Und Carsten Schloter hatte wohl ein privates Geheimnis, welches den Swisscom-Chef am vergangenen Dienstag nach ersten polizeilichen Ermittlungen in den Selbstmord getrieben hatte. Selbst für jene, die ihn gut gekannt haben, kam diese Nachricht schockierend aus heiterem Himmel. So sagt etwa ein durchaus aufgewühlter Anton Scherrer, als ehemaliger Swisscom-Präsident seinerzeit Schloters Vorgesetzter: «Für mich war Carsten Schloter nicht nur ein sehr kompetenter, sondern auch ein sehr feinfühler Chef. Alle, die mit ihm zu tun hatten, seien es Kunden, die Mitarbeiter, die Öffentlichkeit oder die Politik, bis hin zum Bundesrat: Alle haben ihn geschätzt.»

Vor sechzehn Monaten fragte ihn Roger Schawinski in seinem TV-Talk nach der grössten Niederlage seines Lebens. Und die Zuschauer erlebten auch da keinen Manager, der sich hinter geschäftlichen Floskeln über verfehlte Renditeziele versteckte. Sie sahen einen nachdenklichen Mann, der sich in seinem privatesten Bereich schuldig fühlte. «Ich habe drei Kinder, und ich lebe getrennt», meinte er vor laufenden TV-Kameras, «ich sehe die Kinder alle zwei Wochen. Das vermittelt mir immer wieder Schuldgefühle. Ich habe das Gefühl, hier etwas gemacht zu haben, was nicht richtig ist. Es war eine Portion Egoismus.» Es war eine ungewöhnliche Offenheit für einen Mann in dieser Position.

Offenheit ist wohl auch der Schlüssel für seinen Erfolg an der Spitze des bedeutendsten Telekom-Unternehmens im Land. Als sein Vorgänger Jens Alder Ende 2005 abrupt den Hut nahm, weil ihm der Bundesrat eine Grossakquisition im Ausland verboten hatte, meinte Carsten Schloter in einem TV-Interview, er habe für die Nachfolge «ohne zu zögern ja gesagt». Dabei funkelten seine Augen. Er sprach von einem absolut faszinierenden Markt. Von unglaublichen Kundenbedürfnissen, die noch zu adressieren seien. Von der Faszination darüber, wie Menschen in fünf bis zehn Jahren mit Telekommunikation und Informatikinst-

umenten arbeiten und sich unterhalten würden. In diesem Sinne war Carsten Schloter trotz seiner knapp fünfzig ein *digital kid*, das diese Leidenschaft in seiner Branche perfekt ausleben konnte.

## Er wollte Google kaufen

Ein Chefbüro, an welchem in angemessen grossen Lettern «Carsten Schloter, CEO» gestanden hätte, gab es bei der Swisscom schon lange nicht mehr. Der Chef führte den Betrieb orts- und zeitunabhängig via iPad und iPhone und war im Umgang mit den Mitarbeitern per du. Im Herzen des Silicon Valley hatte sich Carsten Schloter – damals noch Swisscom-Mobile-Chef – schon lange vor der Jahrtausendwende umgesehen und dort eine Internet-Suchmaschine gefunden, die erst seit 1998 am Markt war und Google hiess. Diese wollte er kaufen, und er hatte sogar bereits einen Blick in die Bücher werfen können. Leider wurde am Ende nichts daraus. Die Episode zeigt aber, dass Carsten Schloter stets auf dem Wellenkamm der technologischen Entwicklung ritt. So konnte er beispielsweise auch stundenlang über die unendlichen Möglichkeiten einer Datenwolke philosophieren. Über die Aussicht, dass über eine sogenannte Cloud unendliche Mengen von Daten zentral, sicher und geräteunabhängig gespeichert werden könnten. Der wohl schlimmste GAU, Daten bei-

spielsweise durch Diebstahl eines PC für immer zu verlieren, wäre so verunmöglicht.

In diese Technikfaszination mischte sich bei Carsten Schloter in jüngster Zeit jedoch auch ein gewisser Kulturpessimismus. In der digitalen Welt sah er zunehmend auch einen Raum ohne Privatsphäre, ohne Geheimnisse, einen Trend zur Oberflächlichkeit, gar zum Analphabetismus. «Vielleicht ist Schreiben einfach weniger wichtig geworden», meinte Carsten Schloter vor weniger als einem Jahr schon fast resignierend in seinem letzten *Weltwoche*-Interview. Und auch in dieser Hinsicht fühlte er sich offenbar irgendwie schuldig, seinen eigenen Kindern den Zugang zu Computergames stets erlaubt zu haben, in der Annahme, dass sie die «durch Games erworbenen Fähigkeiten im Arbeitsleben einmal brauchen würden». Durch eigene Beobachtung hat er dann aber feststellen müssen, dass Kinder, die nur selten Games vor ihren Augen haben, in der Natur mit Gräsern, Blumen und Hölzern spielen. Die *digital kids* aber langweilen sich unter freiem Himmel.

Gefragt, was er von dem von ihm so bewunderten Apple-Gründer Steve Jobs lernen könne, meinte Carsten Schloter einmal: «Dass der schiere Wille Berge versetzen und die Welt verändern kann.» Wie es scheint, hat der Swisscom-Chef am Ende seines Lebens selber nicht mehr daran glauben können. ○



Aus heiterem Himmel: Carsten Schloter.

# Hilfe, wie komme ich hier wieder raus?

Im Zeitalter der Transparenz kann man sich auf diskrete Kommunikation nicht verlassen, irgendwann kommt alles an die Öffentlichkeit. Besonders Fehlleistungen wirken im Netz lange nach, doch ist das kein Grund, um zu verzweifeln. Ein Ratgeber für Internet-Nutzer. *Von Ronnie Grob*



*Irgendjemand speichert die Daten im Netz.*

Haben Sie den Mut, auf der Strasse eine Person anzusprechen, ihr Komplimente zu machen und ihr zu sagen, dass Sie am liebsten sofort mit ihr schlafen möchten? Haben Sie den Mut, das am Freitagabend verschickte, gepfefferte Rundmail über die schlechte Stimmung in der Firma bei einer Sitzung in der gleichen Härte zu formulieren? Haben Sie den Mut, einen beleidigenden Tweet der angegriffenen Person ins Gesicht zu sagen?

Nein? Dann sollten Sie das auch im Internet nicht tun. Befolgen Sie nur eine Regel, bevor Sie eine Nachricht absenden oder etwas im Netz publizieren, und sei es auch nur ein einzeliger Kommentar auf Facebook: Senden Sie nur, was Ihnen in physischer Präsenz der behandelten Personen problemlos über die Lippen kommt. Ansonsten verzichten Sie darauf oder formulieren Sie um. Taten, die Sie bereuen könnten, sollten Sie sich generell verkneifen – im Internet aber umso mehr, können Sie doch Ihre Unachtsamkeit und Ihre Fehlleistungen auch Jahre später noch verfolgen. Pseudonyme schützen Sie nicht, denn IP-Adressen können nachverfolgt werden. Verschlüsselte Kommunikation ist technisch anspruchsvoll und wird nur von einem sehr kleinen Teil aller Nutzer angewendet.

Das Unheil ist bereits angerichtet? Nun denn, stehen Sie dazu: Geschehenes ist nicht ungeschehen zu machen. Das eigene Leben als Sinfo-

nie herausragender Erfolge können Sie Ihrem Arbeitgeber verkaufen, mit der Realität hat es nichts zu tun. Stehen Sie zu Ihren Fehlern, auch zu den idiotischen Ex-Freunden und zu Ihrer Zeit im Gefängnis. Seien Sie kein langweiliger Vertuscher, sondern ein Mensch, der gelebt und etwas gelernt hat. Verspüren Sie den dringenden Wunsch, mit anderen Frauen zu schlafen als mit Ihrer Ehefrau? Dann reden Sie doch mal mit ihr, vielleicht kann sie das ja verstehen. Wenn Sie in der Vergangenheit etwas getan haben, von dem Sie wissen, dass es Ihre Karriere gefährden könnte, ist es je nach Lage sogar das Beste, die Problemlage selbst aktiv zu thematisieren: Auf der eigenen Website oder durch einen Journalisten, bei dem Sie sicher sein können, dass er die Fakten korrekt darstellt.

## Starten Sie eine Gegenoffensive!

Es gibt eine Person oder ein Medium, die Ihnen das Leben durch kritische Berichte schwermacht? Reagieren Sie darauf! Stellen Sie Fakten richtig, kommentieren Sie Blog-Einträge, erwirken Sie Gegendarstellungen, reden Sie mit Ihren Kritikern. Das Problem ist, dass die Kritik vollumfänglich zutrifft? Dann akzeptieren Sie die Kritik und verändern Sie sich zum Besseren. Das Problem ist weiter, dass Suchmaschinen diese Kritik in den ersten Ergebnissen anzeigen? Starten Sie eine Gegen-

offensive mit eigenen Beiträgen, ein Blog beispielsweise ist kostenlos und in wenigen Minuten eröffnet.

Sie misstrauen dem Internet und wollen sich komplett zurückziehen? Gut, aber so simpel ist ein *social media suicide* nicht. Wenn Sie ohne Vorwarnung alle Ihre Internet-Konten löschen, werden Sie Verwunderung und Sorge von Ihrem sozialen Umfeld ernten. Irritierenderweise werden sich so endlich jene melden, von denen Sie schon lange mal wieder hören wollten – zur Inszenierung befähigte Drama-Queens machen das darum auch etwa alle drei Monate. Auf der technischen Seite sind Löschungen aufwendig, aber nicht unmöglich, Suicidemachine.org beispielsweise offeriert kostenlos eine automatisierte Löschung der eigenen Nutzerkonten. Wer sein Twitter-Konto deaktiviert, hat seine Nutzerdaten nach dreissig Tagen für immer gelöscht, eine endgültige Löschung aller Daten bietet inzwischen auch Facebook an. Doch spätestens seit den NSA-Enthüllungen dürfte klar sein: Irgendjemand speichert die Daten und die Metadaten meistens. Auch historische Versionen von Websites sind nicht einfach weg, machen Sie sich unter Web.archive.org ein Bild. Gleiches gilt für gelöschte Tweets, gelöschte Youtube-Videos, gelöschte Kommentare und vieles mehr.

## Es gibt keine diskrete Kommunikation

Für echte Geheimnisse gibt es genau einen sicheren Aufbewahrungsort: Ihren Kopf. Alle kommunizierten Informationen kommen potenziell irgendwann an die Öffentlichkeit. Was im Netz veröffentlicht ist, bleibt potenziell bis zum Ende der Geschichte ein Kulturgut der Menschheit. Die Vorstellung, dass Ihr Eintrag sowieso niemanden interessiert, hat nichts zu tun mit der Frage, ob dieser Eintrag gesammelt, aufbewahrt, erneut publiziert wird.

Gehen Sie davon aus, dass es keine diskrete Kommunikation gibt, weder online noch offline. Vertrauen schenken dürfen Sie natürlich dennoch: Ihrer Familie, Ihren Freunden, Ihren Mitarbeitern, Ihrem Anwalt, Ihrem Arzt, Ihrem Webhoster. Falls Sie sich bei einer Casual-Dating-Website als ferrarifahrer79 angemeldet haben und Nacktfotos von pummelbaerli62 positiv bewertet haben, der sich in der weiteren Kommunikation als Ihr eigener Schwiegervater herausstellt, dann ist es vielleicht das Einfachste, wenn Sie im Netz alles so lassen, wie es ist. Und selbst einen neuen Namen annehmen. ○

# Nudisten und andere Vögel

Ganz in der Nähe unseres Ferienhäuschens befindet sich einer der letzten unverschandelten Strände Italiens. Obwohl dieser für alle zugänglich und gratis ist, muss ich mit meiner Familie darauf verzichten.

Von Nicholas Farrell

Carla, meine italienische Frau, besitzt ein Häuschen in einer Kleinstadt an der Adria in der Nähe von Ravenna. Lido di Dante, so der schöne Name der Stadt, liegt neben einem der letzten unverschandelten Strände Italiens. Doch leider können wir nicht an diesen spektakulären Strand in der Emilia-Romagna gehen, weil er – obschon *una spiaggia libera* (gratis) und *di tutti* (allen offenstehend) – voll ist von Nudisten und deren Unterspezies, so da sind Voyeure, Partnertauschende, Gruppensexliebhaber, Transsexuelle und Homosexuelle plus andere Zeitgenossen, die von den Wissenschaftlern noch zu kategorisieren sind. Persönlich kann ich den Unterschied zwischen der Hauptspezies und den Subspezies nicht erkennen. Können Sie? Es erübrigt sich, zu sagen, dass Dantes Strand, benannt nach dem 1321 in Ravenna verstorbenen Dichter, in Italien einen gewissen Ruf genießt und dass er bei einer Gattung von Deutschen und Schweizern beliebt ist.

Selbst wenn wir nicht fünf kleine Kinder hätten und die Nudisten einfach Nudisten wären, würden wir uns von dem Strand fernhalten, weil wir den Anblick von nackten Menschenleibern an einem öffentlichen Ort für obszön, ja ziemlich verrückt halten. Ein Nudist (und fast alle sind Männer) würde auch nicht nackt auf einer Geschäftsstrasse einkaufen gehen. Oder würde er? Wegen der Besessenheit dieser kleinen Minderheit von Leuten, ihre Nacktheit dem Rest von uns aufzudrängen, sind wir gezwungen, andere, weit weniger schöne Strände in der Nähe zu benutzen.

Wie wir findet auch die schweigende Mehrheit die Massennacktheit ungehörig. So kann auch die Mehrheit nicht in den kühlenden Gewässern von Lido di Dante schwimmen oder auf den Kilometern von samtenem Sand liegen, die sich vor jungfräulichen Dünen und wohlriechenden Pinienwäldern ausbreiten. In diesem infernaln Paradies hat die schweigende Mehrheit keine Rechte.

Ich bin ein Libertärer und habe nichts gegen Nudisten und Nudistenstrände, aber eines ist kurios: Dantes Strand ist kein Nudistenstrand. Die Nudisten haben ihn einfach gestohlen, und dies bringt mein Blut zum Kochen. Nudismus am Strand ist nämlich gesetzwidrig. Verbotstafeln warnen ausdrücklich: «Naturismus ist an diesem Strand nicht erlaubt. Unsittliche Entblössung ist unter dem Strafgesetzbuch (Art. 527: Gefängnis zwischen drei Monaten und drei Jahren) strafbar. Jeder Verstoß gegen den öffentlichen Anstand ist eben-

falls strafbar (Art. 726: Gefängnis bis zu einem Monat oder Busse zwischen 10 und 206 Euro).»

Aber – hey – dies ist Italien. Politisches und moralisches Chaos ist das Resultat. Die Nudisten begannen Dantes Strand ungefähr während des «Summer of Love» von 1967 zu kolonisieren. Ihr Anblick allein genügte dazumal, beinahe alle zu verscheuchen.

2002 erlaubte dann der Bürgermeister von Ravenna, ein Ex-Kommunist (wie fast alle in dieser Gegend) und folglich Philonudist, Nudismus auf einer Strecke von einem Kilometer auf den dreieinhalb Kilometer Strand. Allerdings erliess dann 2006 die Regionalregierung ein Gesetz, das besagte: Stadtverwaltungen haben das Recht, einen Strand zum Nudistenstrand zu erklären, aber nur wenn er mit Toiletten und Strandwächterin versehen ist. Dantes Strand ist ein Naturreservat, auf dem nichts gebaut werden darf, auch keine Toilette. So konnte kein Bürgermeister, auch kein Ex-Kommunist, Nudismus dort erlauben. Natürlich änderte sich dann nichts. Italien ist Italien.

## Der Seeregenpfeifer bringt Hoffnung

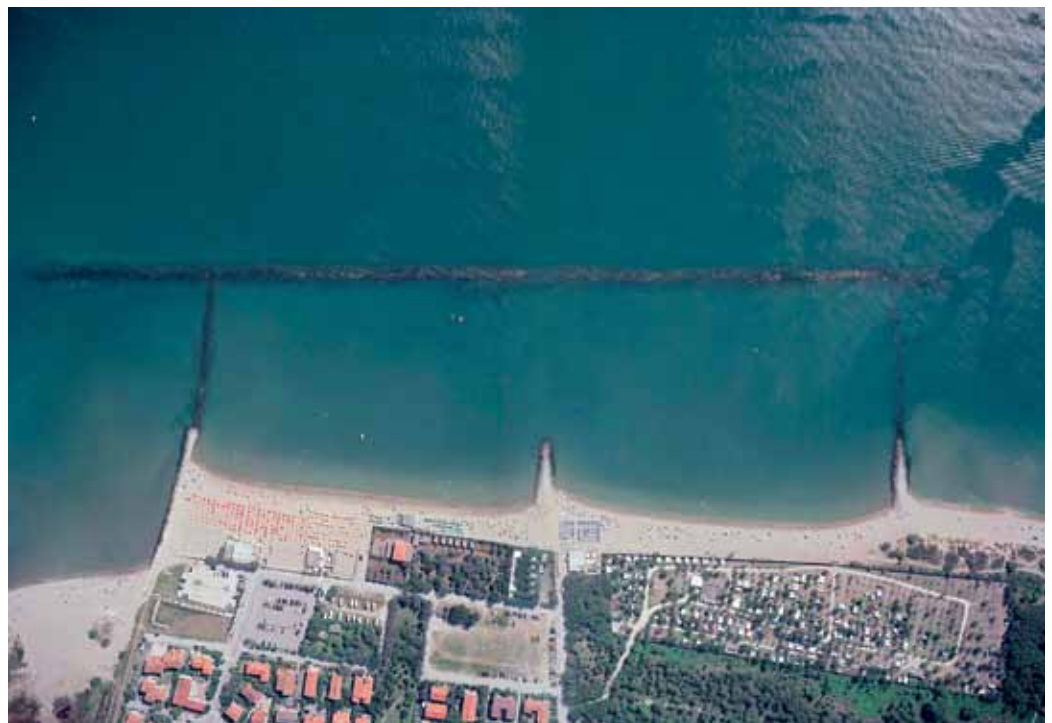
Glücklicherweise gibt es einen kleinen Lichtstrahl am Ende des Tunnels. Grüne Politik ist dieser Tage en vogue. Der Strand ist Brutstätte eines kleinen Wasservogels namens *fratino* (Seeregenpfeifer), der einst weit verbreitet war,

aber nun als gefährdet gilt. Wegen der Anwesenheit all der Nudisten gibt es auf dem Strand Dantes bloss noch ein Dutzend dieser Vögel, die auf den Dünen nisten und ihre Nester mit winzigen Muscheln auskleiden. Letztes Jahr zeugten die *fratini* keinen einzigen Nachkommen. Und am 19. Juli des letzten Jahres zündeten Brandstifter – die immer noch nicht erappt worden sind – die unschätzbaren Pinienwälder an.

Darauf sagte die *guardia forestale*, die für die Überwachung von Dantes Strand sowie die Pflege der dahinterliegenden Pinienwälder zuständig ist, «Basta!» und machte fast den ganzen Strand und den ganzen Wald für «die Öffentlichkeit» – das heisst die Nudisten – zu. Diesen Sommer sind die Nudisten und ihr Gefolge auf wenigen hundert Meter Strand in der Nähe der Stadt eingezäunt. Dies bis zum 29. Juli, dem Ende der Brutzeit des *fratino*. Als gute Ex-Kommunisten und fromme Anhänger der grünen Religion können Nudisten, Politiker und Richter nichts gegen diese Verordnung einwenden. Sie können nicht einfach sagen: «Zum Teufel mit dem *fratino*!» Ich allerdings sage: «Was für ein Vogel!»

*Evviva il fratino!*

Der Brite Nicholas Farrell ist Journalist und Buchautor. Er lebt seit langem in Italien.  
Aus dem Englischen von Hanspeter Born



«Naturismus ist an diesem Strand nicht erlaubt»: Lido di Dante bei Ravenna.

## Zur Lage der Nation

Was ist noch schweizerisch?  
Antworten von rechts bis links.

- 30 Die grosse Umfrage

---

- 34 Markus Somm:  
Zur Lage der Nation

---

- 37 René Scheu: Brief an die FDP

---

- 38 Volker Reinhardt:  
«Die EU ist zu weit gegangen»

---

- 42 Christian Levrat: Eine Schweiz  
für alle, nicht für wenige

---

- 46 Die Schweiz in Zahlen

---

- 48 Peter Rothenbühler:  
Romandie und Deutschschweiz

---

- 51 Oscar Nebel:  
Solithurner Strukturtag

---

- 52 Charles Lewinsky:  
Meine 1.-August-Rede

---

- 54 Miss Schweiz von 1976–2013

---

- 58 Roger Schawinski:  
Die Familiensaga

---

- 62 Haig Simonian:  
Bekenntnisse eines Zuzügers

---

- 64 Hotel Switzerland

---

- 68 Hommage ans Bankgeheimnis

---

- 70 Schweizer ZKB in der Türkei

---

- 72 Eliana Burki:  
Liebe zum Alphorn

---

- 75 Thomas Maissen:  
Die Wunden der Moderne

---

- 78 «Exoten-Bauer», ledig, sucht...

---

- 80 Der grosse Schweizer  
Intellektuelle Karl Schmid

---

- 82 Steff la Cheffe: Pippi  
Langstrumpf des Hip-Hop

---

- 84 Christoph Mörgeli:  
Von Thomas Mann lernen

---

- 86 Schweizer in der Pampa

---

- 92 Hans Hassler: Meister des  
grenzenlosen Akkordeons

---

- 94 Jimmy Hofer: Galionsfigur  
der Berner Broncos

---

- 98 Top 6: Schweizer Künstler

---

- 100 Im ewigen Eis

---

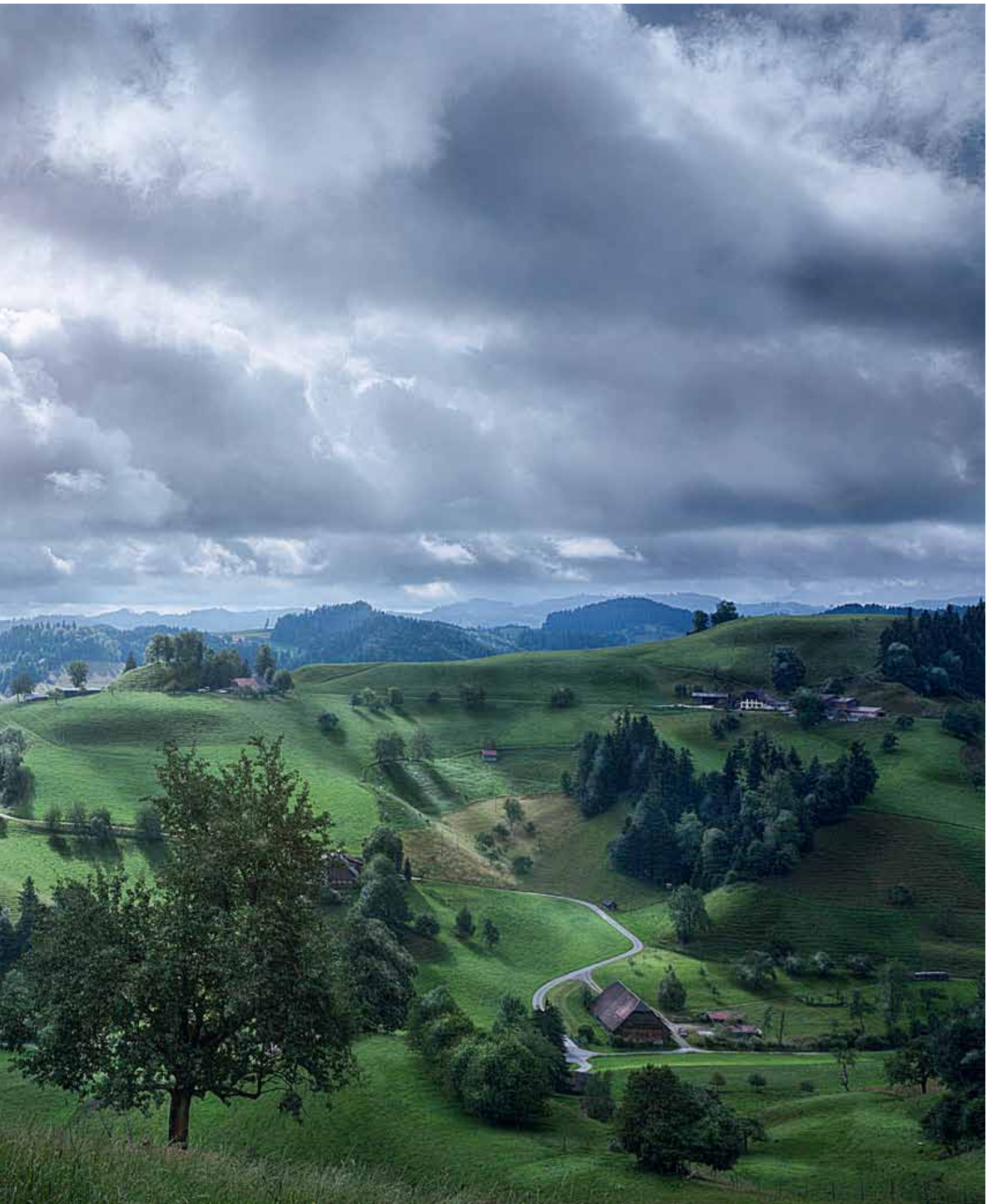
- 104 Nova Helvetia – Teil IV

---

- 106 MvH trifft Michael Steiner



«Hohle Gasse statt hohler Worte»: Napf-Region in der Nähe von Zell LU.



# Diktatur von unten

Wir fragten Wirtschaftsgrössen, Schriftsteller, Politiker, Sportler und Promis: «Was ist heute eigentlich noch schweizerisch?» Hier die Antworten. Von Christoph Landolt



«Kopfsprung in den Fluss»: Fernsehfrau Vetsch.



«Die grössten Chancen»: Ex-Minister Couchepin.



«Unglaubliche Abwechslung»: Trainer Simpson.



«Solides Image»: Ex-UBS-Chef Grübel.



«Unfähig zum Grössenwahn»: Autor Dobelli.



«Unser Schwingsport»: Schwinger Wenger.

## Mona Vetsch, 38, TV-Moderatorin

Die durstigen Kinder am nächstbesten Brunnen trinken lassen oder in der Stadt auf dem Heimweg von der Arbeit einen Kopfsprung in den Fluss machen? Ich wüsste nicht, in welchem Land man das sonst könnte. Daheim ist für mich, wo ich das Wasser nicht in Flaschen kaufen muss. Die Lebensqualität in der Schweiz ist ein unglaubliches Privileg. Und ja: Wir wissen's und tragen Sorge dazu. Wenigstens die meisten. Typisch schweizerisch ist auch unser Hang zur Präzision. Weite Teile der Industrie profitieren davon. Im Umgang mit Mitmenschen und uns selber dürfte unsere Fehlertoleranz aber ruhig etwas grösser sein.

## Oswald Grübel, 69, Banker

Wir sind weltweit bekannt für unsere Bescheidenheit, nicht zu verwechseln mit Naivität. Sie hat uns geholfen, ein solides Bild der Schweiz im Ausland aufzubauen. Obwohl wir die grösste Millionärsdichte der Welt haben, bekommt kein Ausländer je den Eindruck, dass dem so ist. Jeder 25. Einwohner ist Millionär, aber man merkt das nicht. Das hat uns in der

ganzen Welt beliebt gemacht. Die Bescheidenheit hat aber auch unser politisches Verhalten geprägt. Das ging in den letzten Jahrzehnten gut, bringt uns nun aber mehr und mehr in Stresssituationen, und wir tun uns schwer, damit umzugehen. Die Weltpolitik hat sich grundlegend verändert. Es erhalten diejenigen Politiker die grösste Aufmerksamkeit, die am lautesten schreien und am meisten angeben. Wir haben uns diesem uns fremden Verhalten bislang entzogen und haben deshalb manchmal das Gefühl, dass die ganze Welt gegen uns ist. Die Frage ist nun, sollen wir uns anpassen und dafür ein Image aufgeben, das uns gute Dienste erwiesen hat, oder sollen wir weiter an unseren Werten festhalten? In einer Welt der Transparenz, der Geheimnisaufklärung, des Verrats, des Vertragsbruchs, einer Welt ohne ethische Führung wird es schwer sein, seinen Prinzipien treu zu bleiben. Vor allem in der Politik, wo man als kleiner unabhängiger Staat ständig kämpfen muss. Wenn wir unser solides Image behalten wollen und damit unser Selbstwertgefühl, sollten wir zu unseren Werten stehen, auch wenn es kurzfristig schwerfällt.

## Kilian Wenger, 23, Schwingerkönig

Unser Schwingsport.

## Pascal Couchepin, 71, alt Bundesrat

Nichts ist typisch schweizerisch. Andere sind genau so arbeitsam wie wir. Manche sind so kreativ und erfinderisch wie wir. Einigen Ländern ist es exakt wie uns gelungen, seit Gene-

rationen in Frieden zu leben. Unser politisches System ist gut, aber nicht genial, ebenso wie viele andere politische Systeme. Die Fakten zeigen, dass wir fähig sind, Menschen aus anderen Ländern und Kulturen zu assimilieren, aber auch da sind wir nicht die Einzigen. Ich könnte die Aufzählung von Qualitäten, die wir mit anderen Ländern oder Nationen teilen, noch eine Weile fortsetzen. Was unsere eigentliche Stärke ausmacht, ist die Mässigung bei der Ausübung unserer Pflichten als Bürger und die Fähigkeit, die grössten Irrtümer des Zusammenlebens in einer Gemeinschaft zu vermeiden. Unsere Stärke ist der Wille, nie nur ein einziges Ziel zu verfolgen, sei es ein politisches, moralisches oder wirtschaftliches, sondern zu versuchen, mehrere Ziele miteinander zu vereinbaren. Das Ergebnis liegt vor uns: In unserer Gesellschaft hat ein Kind, das auf die Welt kommt, die vermutlich grössten Chancen, einen befriedigenden Lebensentwurf zu verwirklichen, Rahmenbedingungen zu finden, die ihm ein würdiges Leben als Frau oder als Mann ermöglichen ... Das reicht aus, um mich sehr stolz zu machen auf mein Land.

## Rolf Dobelli, 47, Schriftsteller

Auf die Frage eines Journalisten, wer dem Finanzdepartement vorstehe, hatte ich keine Antwort. Und ich war darüber nicht im mindesten beunruhigt. Im Gegenteil. Das ist das Zeichen eines guten Systems: dass es nicht von Einzelpersonen abhängt. Bezüglich Firmen drückt es der Superinvestor Warren Buffett so aus: «Investieren Sie in ein Geschäft, das auch ein Idiot führen könnte, denn früher oder später wird einer an der Spitze sein.» Und genau das gilt auch für Staaten. Das vielleicht ist das typisch Schweizerische: die Absenz einer nennenswerten Regierung – im positiven Sinn.

Es ist nicht so, dass die Schweiz keine Regierung hätte – sie hat keine grosse zentrale Regierung. Die Regierung besteht aus Bürgern, die sich um Kanalisationsfragen, Strassensanierungen, Schwimmbäder und andere Fragen strei-

ten. Diese Diktatur von unten schützt das Land gegen grandiose romantische Utopien. Ein Stadtpräsident wird sich gut überlegen, riskante Grossprojekte durchzupeitschen. Scheitert er, wird ihn Scham für den Rest des Lebens belasten. Kein schönes Gefühl, wenn man nach draussen geht. Der Regierungsbeamte in Brüssel, Washington oder Peking fühlt das Regulativ der Scham nicht. Die Diktatur von unten macht die Schweiz strukturell unfähig zum Grössenwahn. Genau damit produziert sie Stabilität, und Stabilität ist der Nährboden für langfristige Investitionen und damit Wachstum.

### Sean Simpson, 53, Eishockeytrainer

Aufgewachsen in Kanada, bin ich mir grosse Reisedistanzen gewohnt. Noch heute erstaunt es mich, dass ich von meinem Schweizer Wohnsitz in nur wenigen Stunden an den Landesgrenzen zu Deutschland, Italien, Österreich oder Frankreich bin. Hinzu kommt, dass es vier Landessprachen gibt. Für mich ist das eine unglaubliche Abwechslung und sehr schweizerisch.

Ein spezielles Erlebnis an der vergangenen Eishockey-WM ist für mich ebenfalls sinnbildlich. Unser Team hat sich dort einen eigenen, sehr schweizerischen Raum eingerichtet. Eine kleine Welt mit Symbolen, welche für jeden im Team wichtig waren. Noch vor dem ersten Spiel begannen Spieler und Staff in unserem Ess- und Theorieraum typische Schweizer Merkmale auf eine grosse Wandtafel zu zeichnen. Das Matterhorn zuerst, am nächsten Tag folgten Kuhglocke und Schokolade. Zusätzlich haben wir den Raum mit weiteren typisch schweizerischen Gegenständen dekoriert. Darunter waren Schwingerhosen, die Schweizer Fahne und der Text zur Nationalhymne. Während den Mahlzeiten, Meetings und bei den unmittelbaren Vorbereitungen auf die nächsten Gegner standen uns diese Symbole immer zur Seite und begleiteten uns bis in den WM-Final.

### Oskar Freysinger, 53, SVP-Politiker

Schweizerisch ist geblieben, was immer schon schweizerisch war: eine grosszügige, würdevolle und friedentiftende Idee! Die Idee, dass Macht viel zu gefährlich ist, um in wenige Hände gelegt zu werden. Die Idee, dass politische Entscheide von unten nach oben dringen müssen und nicht von oben nach unten aufgezungen werden dürfen. Die Idee, dass der selbstverantwortliche, freie Staatsbürger das



«Universale Tragweite»: Staatsrat Freysinger.

letzte Wort haben und an den politischen Prozessen mitbeteiligt sein muss. Schweizerisch ist also lediglich eine besondere Art des Zusammenlebens, eine besondere Art, den Staat zu verwalten. Schweizerisch ist der Geist, der unsere Bundesverfassung prägt und ein friedliches, respektvolles Zusammenleben der Bürger ermöglicht. Schweizerisch sind Föderalismus, direkte Demokratie und Souveränität.

Im Grunde ist das «Schweizerische» von universaler Tragweite und erlaubt es jedem, der sich mit den obengenannten Werten identifiziert, Schweizer zu werden. Denn Schweizer zu sein, ist keine territoriale Angelegenheit, auch keine Frage der Blutsverwandtschaft, sondern eine Frage der geistigen Einstellung! Darum ist unser Staat seit 1848 so erfolgreich, darum wird er von so vielen beneidet.

### Allan Guggenbühl, 61, Psychologe

Hoher Besuch war angesagt, als krönender Abschluss dieses deutschen Kongresses. Ich war der erste Referent, der den Saal betrat. Die Luft war schwül, und ich entledigte mich meines Jacketts. Später lobte der hohe Gast den Kongress in höchsten Tönen, während man steif im Raum stand. Peinlich war, dass ich das Jackett ausgezogen hatte! Meine deutschen Kollegen standen stramm, perfekt mit Jackett und Krawatte!

In nationalen Eigenschaften zu denken, ist unüblich. Länder zeichnen sich jedoch durch typische Verhaltensweisen aus: US-Amerikaner setzen das Lob als Abwehrstrategie ein, Schotten reden in Anekdoten, und Japaner kennen das Wort «nein» nicht. Typisch für Schweizer ist ihre Skepsis Performances gegenüber: Zeremonien, die nur der Hervorhebung der eigenen Bedeutung und Überlegenheit dienen. Unser Credo: Auf den Inhalt kommt es an und nicht auf die Darstellung. Eine Parlamentseröffnung wie in England oder eine Parade wie am Quatorze Juillet sind



«Auftritt nebensächlich»: Therapeut Guggenbühl.



«Glücksgefühl überwiegt»: Banker Hummler.

uns fremd. Repräsentationskosten gelten nicht als Spesen. Was jemand macht, ist wichtig, der Auftritt ist nebensächlich.

Ich setzte mich zu Tisch, bemerkte, dass jemand ebenfalls das Jackett zu früh ausgezogen hatte: Es war mein geschätzter Schweizer Kollege Klaus Heer.

### Konrad Hummler, 60, Unternehmer

Terrasse des Bergrestaurants «Hoher Hirsberg» ob Appenzell mit wunderbarer Sicht auf den Alpstein. Lauer Sommerabend, man isst *Södwörscht* mit Hörnli und Apfelmus. Gemischtes ländlich-städtisches Publikum. Treffen acht jugendliche Männer in Jeans, Turnschuhen – und mit Blasinstrumenten ein. Setzen sich an einen freien Tisch und beginnen zu spielen. «Zäuerli» und Tänzchen nach Appenzeller Art, ein Stück nach dem andern, auswendig, ausserordentlich rein. Einfach so, weder bestellt noch bezahlt. Aus reiner eigener Freude und zur Ergötzung der Zuhörer. Später gibt's dann schon noch das eine oder andere gespendete Bier. Aber das Glücksgefühl überwiegt, keinem von Sponsoren finanzierten Event mit hochsubventionierten Künstlern beigewohnt zu haben, sondern einen dem eigenen Antrieb entspringenden Auftritt urmusikalisch begabter Innerrhändler der Bürgermusik Gonten miterlebt zu haben. Stichwörter: Freiwilligkeit, Präzision, Können, Verwurzelung, Offenheit, Freude, Aussicht, Alpenglühn. >>>



«Eine Art Bürgersinn»: Literat Stamm.



«Eine Grussform»: Finanzpolitiker Hegglin.



«An einem Tisch»: Stadtpräsidentin Mauch.



«Zum Widerstand bereit»: Nationalrat Brunner.



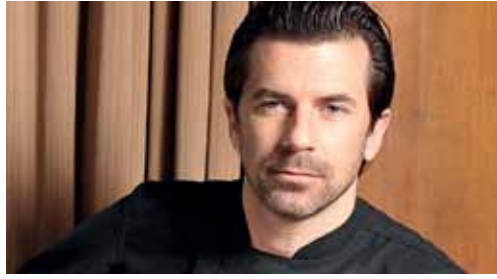
«Aufstieg über Spitzkehren»: Banker Vincenz.



«Es ist einfach schön»: Sportlerin Steingruber.

### Peter Stamm, 50, Schriftsteller

Ich kenne kaum ein Land, dessen Selbstbild so stark von der Wirklichkeit abweicht wie die Schweiz. Wir sind eine Dienstleistungsnation und führen uns auf, als hätten wir alle eine Kuh zu Hause, wir leben fast ausschliesslich im Flachland und tun, als wären wir Bergbewohner, wir rühmen uns, viersprachig zu sein, aber nur zwanzig Prozent der Schweizer benutzen mehr als eine Sprache regelmässig. (Nicht einmal die Französischlehrerinnen in der Deutschschweiz stammen aus der Romandie.) Und unsere Nationalhelden – Tell, Winkelried, Heidi – sind literarische Figuren und haben nie gelebt. Typisch schweizerisch sind weder die Landwirtschaft (die gibt es überall) noch die Berge (auch die gibt es in vielen Ländern), sondern die direkte Demokratie und der Föderalismus und in der Folge eine Art Bürgersinn, ein weitverbreitetes Verantwortungsgefühl für unser Land. Ausserdem ein ausgeprägter Pragmatismus und ein Hang zum Informellen und Unkomplizierten. Wir sind ein Volk von Erfindern (mit der grössten Nobelpreis-Dichte der Welt, wenn mich nicht alles täuscht), von Künstlern und Unternehmern – aber wehe, einer ist stolz auf seine Leistung. Wir haben hervorragende Handwerker und die bestbezahlten Lehrer der Welt. Wir reisen gerne und viel, aber im eigenen Land sind wir sesshaft. Im Übrigen sind wir ein kleines, ziemlich unbedeutendes Land, das dauernd über seine Identität nachdenkt, was vermutlich ein Zeichen von Identitätsschwäche ist.



«Überall Qualität»: Gourmet Caminada.



«Unternehmerkultur»: Politiker Tschümperlin.

### Peter Hegglin, 52, Präsident der Finanzdirektoren

Typisch schweizerisch ist zweifellos «Grüezi mitenand». Diese Grussform wird auf längere Zeit sicher nicht kopiert.

### Corine Mauch, 53, Zürcher Stadtpräsidentin

Dass wir als vier Landesteile und Sprachregionen über Rösti-, Risotto-, Pizokel-, Stadt/Land- und weitere imaginäre und reale Gräben hinweg zusammen an einen Tisch sitzen können und in gegenseitigem Respekt und in Wertschätzung unserer Verschiedenheit gemeinsame Ziele für unser Land verfolgen.

### Toni Brunner, 38, SVP-Parteipräsident

Die Schweizerische Volkspartei ist typisch schweizerisch. Nicht angepasst, zum Widerstand bereit. Wie der Name schon sagt, ist für uns die hohe Stellung des Volkes in unserem Staatswesen herausragend. Die Bürger bestimmen die Geschicke des Landes, sie haben das letzte Wort. Keine fremden Richter und Experten, keine elitären Funktionäre entscheiden, was für unser Land das Beste ist, sondern das Schweizer Volk. Direkte Mitbestimmung, die Milizarmee oder das eigenverantwortliche Ausfüllen einer Steuererklärung zeugen von diesem weltweit einzigartigen Vertrauensverhältnis zwischen Bürger und Staat. Diese Eigenheiten sind es, welche unserem Land Frieden und Wohlstand beschert haben und zu denen wir Sorge tragen müssen.

### Pierin Vincenz, 57, Raiffeisen-Chef

Unsere föderalistische Demokratie. Ungeduldige nervt sie bisweilen: Alles braucht seine Zeit, alle müssen abgeholt werden und erst noch in allen Landessprachen. Denn viele dürfen bei vielem mitreden und mitentscheiden. Wir diskutieren daheim, in den Medien und in den politischen Gremien über Wichtiges und

weniger Wichtiges. Irgendwann wird abgestimmt, bisweilen ein zweites Mal abgestimmt, gar ein drittes Mal, und dann erst ist eine Veränderung auch in der Schweiz angekommen.

Aber vielleicht ist die helvetische Langsamkeit schlussendlich gar nicht so langsam. Vielleicht ist sie eher wie ein Bergsteiger, der den Aufstieg über Spitzkehren erreicht. Mit föderalistischer Demokratie besteht die moderne Schweiz seit 1848. Sie hat bei Veränderungen oft genug erfolgreich agiert, zuletzt etwas zu häufig reagiert. Denn neue Situationen verlangen es, offen zu denken, klar zu entscheiden und bisweilen mutig zu handeln.

Was den Finanzplatz Schweiz angeht, so sind wir heute in einem Prozess. Es wird diskutiert und blockiert, es geht langsam vorwärts und manchmal rückwärts. Aber ich bin überzeugt, dass wir einen Weg finden werden. Einen Weg, der zur Steuerehrlichkeit passt und auf dem wir den Finanzplatz zusammen mit unseren Nachbarn und Partnern gestalten. Die föderalistische Demokratie ist dabei unser bewährtes Instrument für eine schweizerische Lösung.

Und um beim Bergsteiger zu bleiben: Es geht nicht darum, im Tal hocken zu bleiben, sondern die nächsten Höhen zu erreichen.

### Giulia Steingruber, 19, Kunstturnerin

Es gibt meiner Ansicht nach sehr viel typisch Schweizerisches: unsere saubere Schweiz mit den schönen Bergen. Unsere Uhrmacherkunst, die weltweit angesehen ist, da sie eine hohe Qualität aufweist, unsere feine Schokolade und unser Käse, das Schwyzerörgeli, das Alphorn, unsere vier Landessprachen. Ich könnte noch viel Typisches aufzählen. Es ist einfach schön, in der Schweiz zu leben, und ich bin stolz auf mein Heimatland.

### Andreas Caminada, 36, Koch

Typisch schweizerisch ist der Reichtum. Und zwar nicht nur finanziell, sondern auch der Reichtum an vielfältiger Kultur auf kleinstem Raum, an Sprachen, an Kochtraditionen. Typisch schweizerisch ist auch die Qualität, die man überall bekommt. Als Koch setze ich sehr stark auf heimische Produkte, die in der nächsten Umgebung in höchster Güte zu finden sind. Wenn aber mal jemand einen speziellen Meerfisch will, den es aus regionaler Produktion nun einmal nicht gibt, dann ist es kein Problem, diesen Fisch ins Bündnerland zu bringen. Das ist ein Privileg. Das ist Freiheit. Das ist auch irgendwie typisch schweizerisch.

### Andy Tschümperlin, 51, SP-Fraktionschef

Der Arbeitsfrieden zwischen den Arbeitgebenden und den Arbeitnehmenden ist typisch schweizerisch. Wir sind ein fleissiges Volk, wir arbeiten hart und viel und wir erhalten dafür einen guten Lohn. Unternehmen – wie zum Beispiel die Victorinox, die das Schweizer



Sackmesser produziert – sind stolz darauf, dass ihre Leute sich mit der Firma identifizieren. Dazu braucht es eine Unternehmenskultur, bei der sich die Mitarbeitenden eingeben und weiterentwickeln können. Es braucht Unternehmen, in denen nicht die Lohnexzesse im Vordergrund stehen, sondern die Herstellung von qualitativ hochstehenden Produkten. Und in denen die Mitarbeitenden und ihre Ideen ernst genommen werden, um das Ganze weiterzubringen. Solche Unternehmen sind Garanten für die Stabilität unseres Landes.

**Michael Ambühl, 61, Staatssekretär**

Typisch schweizerisch ist, dass wir uns «trotz» beziehungsweise «wegen» interner Kritik international gut behaupten. Kein anderes Land kennt so ausgeprägte und transparente Mitwirkungsrechte mit Referenden des Volkes und Konsultationen der Direktbetroffenen.

Warum «trotz»? Die breiten Mitwirkungsmöglichkeiten sorgen dafür, dass schon während des Entscheidungsprozesses alles ans Licht kommt und politisch und medial ausgeschlachtet wird. Unsere Partner im Ausland nehmen dies natürlich gerne zur Kenntnis und greifen Argumente, welche die Schweiz schwächen, genüsslich auf. Warum «wegen»? Ein offenes, transparentes und auf Kritik eingehendes System ist jedem anderen System auf lange Sicht überlegen. Die Legitimität von Lösungen ist bedeutend höher. Dies müssen unsere Partner im Ausland neidvoll als Stärke anerkennen.

Stärken und Schwächen auf die Waagschale gelegt, haben erstere mehr Gewicht. Warum? Transparenz und interne Kritik zwingen uns immer wieder dazu, an Lösungen so lange herumzufeilen, bis sie konzeptionell überzeugend, aber trotzdem pragmatisch sind. Daraus resultiert ein erhöhter Nutzen für unser Land.

Der politische und wirtschaftliche Erfolg gibt der Schweiz recht.

**Vania Alleva, 44, Co-Präsidentin der Unia**

Ich bin in einer Zürcher Arbeiterfamilie mit italienischen Wurzeln aufgewachsen. Die Erfahrung der Fremdheit, des Irgendwie-nicht-richtig-Dazugehörens, begleiten mich durch meine Lebensgeschichte hier in der Schweiz wie ein roter Faden. Den roten Pass habe ich erst als Erwachsene erhalten. Und trotzdem: Wenn man mich fragt, dann, ja klar, fühle ich mich als Schweizerin. Wie ist das möglich?

Vielleicht weil die Schweiz auf einer sich auch heute immer weiterentwickelnden Vielfalt gründet. Weil die Schweiz als Land zwar gross genug ist, eigenständige Werte, Traditionen und Geschichte zu überliefern, aber auch klein genug, damit wir auf Schritt und Tritt an deren Grenzen stossen.

Es gibt solche, die das eine oder andere Fragment des vielschichtigen schweizerischen Werte- und Traditionsfundus verabsolutieren und gegen alles «Fremde» verteidigen wollen. Ich

bin überzeugt, dass solche Ideologien in der Schweiz auf Dauer zum Scheitern verurteilt sind. Denn wer die unserer Identität zugrundeliegende Vielfalt leugnet, wer verdrängt, wie stark wir von immer neuen «fremden» Einflüssen abhängig sind, der denkt und handelt eben: typisch unschweizerisch.

**André Borschberg, 60, Solar-Impulse-Pilot**

Schon immer und heute mehr denn je zeichnen sich die Schweiz und die Schweizer durch eine gewisse Bescheidenheit aus. Sie wollen sich ohne Aufsehen entwickeln, sich nicht vordrängen, nicht allzu viel Profil gewinnen. Das ist manchmal durchaus frustrierend, aber es hat seine Vorteile.

Was wir im Frühling mit Solar Impulse in den USA erlebten, spricht für sich. Unser Ziel war, von San Francisco nach New York zu fliegen und dabei in mehreren grossen Städten zwischenzulanden. Der Empfang war bei jeder Etappe ausserordentlich herzlich und die Unterstützung der verschiedenen Behörden unerwartet gross. Obwohl die Solar Impulse schwierig in den Flugverkehr zu integrieren ist und auf Flughäfen viel Platz versperrt, verlor nie jemand ein Wort darüber, dass es sich um ein ausländisches Projekt handle. Es wurde als amerikanisches Projekt angesehen. Das liegt teilweise daran, dass die USA immer ein Einwandererland waren. Aber es hat auch damit zu tun, dass das Image der Schweiz sehr positiv ist. Es steht für Diskretion und Qualität.

**Christophe Darbellay, 42, CVP-Präsident**

Gewisse Dinge, die wir Schweizer unbewusst tun, gewisse Charakterzüge, die wir besitzen, machen uns einzigartig. Dazu gehört unsere Zuverlässigkeit, Leistungsbereitschaft und Arbeitsqualität. Die Qualität unseres Bildungssystems und eine geringe Arbeitslosigkeit sind Ursache und Wirkung davon. Privat wie auch geschäftlich beeindruckten Herr und Frau



«Überlegenes System»: Diplomat Ambühl.



«Auf Vielfalt gegründet»: Gewerkschafterin Alleva.

Schweizer durch Anstand und Ehrlichkeit. Autoritäten wie auch Minderbemittelten begegnen wir mit Respekt. Wir sind einerseits bescheiden, verfügen aber auch über ein gesundes Selbstbewusstsein. Diese Eigenschaften sowie eine gewissenhafte Sparsamkeit lassen sich auch und vor allem im privaten und öffentlichen Umgang mit Finanzen beobachten. In Kombination mit der langen Tradition an Friedfertigkeit und Weltoffenheit und einer Portion Mut haben diese schweizerischen Werte unser Land zum heutigen Erfolgsmodell gemacht.

**Andrea Caroni, 33, FDP-Nationalrat**

Unsere heimatverwurzelte Weltoffenheit. Unsere soziale Leistungsgesellschaft. Unsere gemeinschaftliche Freiheitsliebe. Unsere urchige Weltgewandtheit. Unser selbstkritischer Patriotismus. Unser bescheidenes Überlegenheitsgefühl. Unsere entmystifizierten Mythen. Unsere waffenstrotzende Friedensliebe. Unsere volksverbundene Politelite. Unsere kühle Gastfreundschaft. Unsere krämerische Grosszügigkeit. Unser kollektiver Individualismus. Unsere europhile Europhobie. Unsere kosmopolitische Lokalkultur. Unsere bürger-nahe Bürokratie. Unsere strategische Strategielosigkeit. Unser träger Fleiss. Unsere vielfältige Einheit. Unsere säkulare Religiosität. Unsere gestaltete Naturlandschaft. Unsere selbstsicheren Selbstzweifel. Unser modernes Traditionsbewusstsein. ○



«Nicht vordrängen»: Flugpionier Borschberg.



«Gesundes Selbstbewusstsein»: Politiker Darbellay.



«Selbstsichere Selbstzweifel»: Politiker Caroni.

# Jede Abstimmung lässt sie auferstehen

Seit Jahrhunderten erregt die Schweiz Hass, Bewunderung, Verachtung und Wut. Man schreibt sie nieder, man hält sie für überflüssig, man ahmt sie nach. Jede Beseitigung hat sie überlebt.

Von Markus Somm



Das Politische ist das Schweizerische: Ausserrhodische Landsgemeinde in Hundwil, 1937.

Als der neugewählte Landammann von Appenzell Ausserrhoden auf seinen Stuhl stieg, schrien die Landleute aus den Dörfern, die vor der Sitter lagen: «Abe! Abe mit dem!» [Herunter mit ihm]. Doch die Mehrheit der Landsgemeinde, die aus den bevölkerungsreicheren Orten hinter der Sitter stammte, dem kleinen Fluss, der den Kanton teilte – also die Mehrheit aus Herisau oder Urnäsch und Hundwil –, sie wollte davon gar nichts wissen. Der Landammann machte keinen Wank. Lärm, Protest, Tumult: Weil das alles offensichtlich nichts half, verliessen die Leute aus der Gegend hinter der Sitter nun die Versammlung, um sich in sicherer Distanz aufzustellen. Man wartete ab, man gestikuliert, man fluchte; die Ältesten und Zornigen führten das Wort. Gewalt lag in der Luft wie ein nahes Gewitter.

Nach ein paar bedrohlichen Minuten zogen die Rebellen ab nach Trogen, wo sie eine Art

separatistische Landsgemeinde durchzuführen planten. Dass die richtige Landsgemeinde ihnen, den Leuten vor der Sitter, kurz zuvor alle Landesbeamten abgesetzt hatte, wollte man sich unter keinem Titel bieten lassen. Auch wenn der eine oder andere ahnte, dass die Vorwürfe wohl zuträfen, die man den abgewählten Beamten machte: Zu viel war vorgefallen, als dass man nun zurückkonnte. Grundsätzliches stand auf dem Spiel in einer der ältesten Demokratien der Welt. Die Landleute von Ausserrhoden, wie sich die Bürger mit Wahlrecht nannten – und dazu zählten die meisten der männlichen Einwohner –, waren im Begriff, sich die Köpfe einzuschlagen.

## Korruption in Herisau

Im Jahr 1731 wäre der Kanton Appenzell Ausserrhoden beinahe in einem Bürgerkrieg zerbrochen. Einige Wochen zuvor hatte man ent-

deckt, dass den Landesbeamten aus der Region vor der Sitter in ihrem Teil der Landesrechnung von Ausserrhoden ein Fehler unterlaufen war. Ob aus Betrug oder Dummheit: Die «Landeshäupter» hatten sich in den Zahlen vertan. Überführt, wurden sie gezwungen, vor dem Rathaus in Herisau vor mehreren tausend Appenzellern ihre Schlamperei zu bekennen und Gott, die Obrigkeit und jeden Landmann um Verzeihung zu bitten.

Als wären damit Gott und der Souverän, das Appenzellervolk, noch nicht genug beschwichtigt worden, jagte die Landsgemeinde,

---

Wenn sich eine intellektuelle Elite mutwillig arbeitslos gemacht hat, dann die schweizerische.

---

das oberste Organ des Kantons, die nachlässigen Staatsdiener wenige Tage später zum Teufel: Abgewählt wurden per Handmehr Landammann, Statthalter, Säckelmeister, Landeshauptmann, zwei Landesfähnriche, Bauherren, Landschreiber, Landweibel und sechs Ratsherren. Ein demokratisches Massaker, wie es nicht einmal im alten Athen zu Zeiten des grassierenden Ostrazismus häufig vorkam, eine legale Revolution, die aber so einseitig zugunsten der Orte vor der Sitter ausgefallen war, dass diese sich nun aufmachten, eine Art appenzellische Konföderation zu bilden.

Wilde Jahre der Schlägereien, der Intrigen, des Streits und der Debatten folgten, bis nach gut drei Jahren, 1734, an einer Landsgemeinde in Trogen sich die Parteien der «Harten» (hinter der Sitter) und der «Linden» (vor der Sitter) versöhnten.

## Zeuge der Zeitenwende

Man fasste folgenden Beschluss: «Dass die Hauptleute, welche auf mancherlei Art Unruhen erhalten hätten, ohngeachtet des Befehls vom Landammann doch nicht im Rath erschienen, und fremder Obrigkeit nachgegangen wären, nebst den acht abgesetzten Landeshäuptern nie weder zu einem Amt vorgeschlagen werden, noch in einem Gericht erscheinen sollten.» Danach schwor die ganze Versammlung den Landeseid, und die Leute gingen ruhig auseinander. «So endigte sich diese gefährliche Volksgährung ohne Blutvergiessen», hielt Johann Gottfried Ebel fest, ein deutscher Aufklärer und Arzt, «und Friede und Einigkeit kehrte in Ausserroden zurück.»

Johann Gottfried Ebel (1764–1830) hatte in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts mehrere Male die Schweiz bereist und schrieb seine Eindrücke in mehreren Büchern nieder, die besonders in Deutschland für Aufsehen sorgten. Klug, ein präziser Beobachter, vor allem ein liberaler Kopf, beschrieb Ebel die alte Eidgenossenschaft. Keine Gegend fesselte ihn mehr als das Appenzellerland, keinen Kanton bewunderte er rückhaltloser als Ausserrhoden, das damals (wie Innerrhoden, Glarus oder die Urkantone) zu den demokratischen Ständen gehörte.

Hätte Ebel geahnt, was sich in der Schweiz schon kurz nach seinen Reisen zutragen sollte – besonders nachdem die Franzosen 1798 das Land überfallen und zu einem Protektorat namens «Helvetische Republik» gemacht hatten: Seine Beobachtungen wären weit weniger faszinierend. Wie alle Historiker nachher hätte er sich der Wirkung des säkularen Umbruchs der Französischen Revolution kaum entziehen können. Alles wäre gefärbt worden von der angeblich zwangsläufigen Entwicklung, die darauf folgte.

Zwar war seit 1789 in Paris eine Rebellion im Gang, doch für einen Zeitgenossen wie Ebel blieb unsichtbar, wohin sie führte. Hatte sie Bestand? Würde sie andere Länder erfassen? Es schien unwahrscheinlich. Dass ausgerechnet die Eidgenossenschaft, die in dieser Form gut fünfhundert Jahre lang überlebt hatte, 1798 untergehen sollte: Ebel wäre nie auf diese Idee gekommen. Der deutsche Arzt diagnostizierte eine Schweiz in den letzten Tagen ihrer Existenz – ohne sich dessen bewusst zu sein. Das macht seine Beobachtungen so aufschlussreich und so wertvoll.

### Land des Normalen

Wie alt ist die Schweiz? Wer sind die Schweizer – sofern sie überhaupt existieren? Was ist schweizerisch – gewesen? In der jüngeren Vergangenheit hat sich hierzulande zuerst unter Intellektuellen und Historikern, dann unter Journalisten und selbst manchen Politikern ein seltsamer Ansatz herausgebildet, wenn es darum geht, die Schweiz zu betrachten: Man untersucht den Gegenstand mit dem Ziel, zu beweisen, dass es ihn gar nicht gibt oder nie gab. Die Schweiz, dieses kleine Land der grossen Vielfalt, dieses erratische Gemeinwesen im Hochgebirge, das so viele Besucher, Künstler und Schriftsteller einst verblüfft hat: Es ist ein Normalfall. Es könnte geradeso gut Österreich heissen.

Was uns angeblich unterscheidet – Neutralität, Sprachen, Föderalismus –, wird überschätzt. Was uns mit Stolz erfüllen mag – Demokratie –, wurde uns von Napoleon beigebracht. Was uns reich gemacht hat, ergab sich im 20. Jahrhundert auf Kosten der vom Krieg geplagten Nachbarn. Was uns zu Schweizern macht: die Farbe eines Passes. Wenn sie

überhaupt eine erzählenswerte Geschichte ist, die Schweizer Geschichte, dann handelt es sich um eine Chronologie des Zufalls, der unberechtigten Vorteilnahme, des Glücks oder des falschen Bewusstseins. Die eingebildete Nation sucht sich eine erfundene Geschichte.

Dieser postnationale Konsens hat sich mittlerweile so flächendeckend durchgesetzt, dass



*Irrweg der Linken:* Publizist Meienberg.



*Säkularer Umbruch:* Feldherr Napoleon.

jene, die ihn vorantrieben hatten, inzwischen verstummt sind, weil ihnen nichts mehr einfällt, was sich noch einreissen liesse.

### Konsens des Morbiden

Die Ziele sind zerstört, die Erde verbrannt, die Geschichte selbst ist auf dem Misthaufen der Geschichte gelandet. Wenn dieses Land je geschichtslos war, wie früher zahllose Schweizer Intellektuelle geklagt hatten, weil sie sich an den welthistorischen Hegemonialkämpfen der Grossmächte berauschten und womöglich die schweizerische Beteiligung daran vermissen, wenn dieser neutrale Kleinstaat je wie ohne Geschichte wirkte, dann heute.

Niemanden aber macht dieser Konsens des Morbiden glücklich – am allerwenigsten die Intellektuellen selbst. Sie werden ihres Sieges nicht froh. Denn nichts ist kurzlebiger als die Lust an der Dekonstruktion. Man kann eine

Sache nur einmal zertrümmern. Was in Ruinen liegt, lässt sich nicht mehr sprengen.

### Untergang einer Klasse

Wenn sich eine intellektuelle Elite mutwillig arbeitslos gemacht hat, dann vielleicht die schweizerische. Wer in diesem Land etwas Intelligentes schreiben möchte, muss sich auf dieses Land beziehen. Ein anderes steht ihm nicht zur Verfügung. Als je normaler und austauschbarer er aber die Verhältnisse dort einschätzt, desto langweiliger und überflüssiger die Auseinandersetzung. In der Nacht sind alle Katzen grau. Und in Brüssel, Paris oder Berlin hat kein Mensch auf die postnationalen Überlegungen der Schweizer gewartet – man betreibt dort die Auflösung der Nation schon selber.

Niklaus Meienberg (1940–1993), der grosse Publizist, hat diesen Irrweg der Linken – es handelte sich vorwiegend um linke Autoren – erkannt. In einem berühmten Artikel für die *Weltwoche* warb er 1991 für einen linken Patriotismus stattdessen und widersprach jenen «progressiven» Künstlern und Intellektuellen, die damals mit einem «Kulturboykott» die Eidgenossenschaft zu beseitigen trachteten: «Siebenhundert Jahre sind genug!», riefen sie mutig, als die Bürgerlichen nach dem Fall der Berliner Mauer in eine Identitätskrise abgestürzt waren und schwermütig zusahen, wie sich ihre Schweiz allem Anschein nach auflöste.

Von der Abschaffung dieses Landes hielt Meienberg nichts: «Wir wollen nicht keine Schweiz, sondern eine andere als die gegenwärtig grassierende.» Dass auch bei einer linken Haltung der Nationalstaat Dreh- und Angelpunkt für alles Denken und Wollen darstellt: Für Meienberg war das keine Frage. Alles Politische ist national.

Denn der Rahmen, in dem Politik stattfindet, ist nach wie vor ein nationaler – und wird es, wie selbst die Vorgänge in der vermeintlich postnationalen EU zeigen, auf absehbare Zeit bleiben. So gesehen kann ein schweizerischer Intellektueller, ob er nun nach links oder rechts neigt, dem schweizerischen Nationalstaat gar nicht ausweichen. Er ist auf Gedeih und Verderb auf ihn angewiesen – sofern ihn Politik überhaupt interessiert.

### Politisch imprägniertes Bewusstsein

Es ist eine böse Ironie: Beim Versuch, das Schweizerische zu bestimmen, kommt man ohne die Politik gar nicht aus. Wenn ein Nationalstaat allein aus politischen Gründen entstanden ist, dann die Schweiz. Keine gemeinsame Sprache, weder einheitliche Kultur noch Religion, keine natürlichen Grenzen und kein strategisches Kalkül irgendeiner Grossmacht haben ihre Gründung veranlasst, sondern allein das Unabhängigkeitsstreben einiger bauernschlauer Bergler im Bündnis mit ge-

schäftstüchtigen Städtern. Keine fremden Richter! Man mag diese Losung heute für Folklore halten – historisch berührt sie den Kern der schweizerischen Identität. Ähnlich politisch imprägniert ist vermutlich nur das Nationalbewusstsein der Amerikaner.

### Animistische Kulte

Mit anderen Worten: Wer sich um Politik kümmert in diesem Land, erschafft es immer wieder von neuem. Jede Abstimmung schöpft die Nation, jede Wahl lässt die angeblich verstorbene Schweiz auferstehen, jeder Bundesrat verkörpert auf eine fast animistische Art und Weise das Land. Weshalb kaum eine Regierung dieser Welt so sehr Teil der nationalen Mythologie geworden ist wie unser Bundesrat, dieses kuriose Zwitterwesen aus Kabinett, Staatsoberhaupt, Kollegialbehörde, Kurie und oberstem Buchhalter Nötzli. In anderen alten Ländern Europas erfüllen nur die Monarchen die gleiche zivilreligiöse Aufgabe.

Das Politische ist das Schweizerische an sich, die Schweiz besteht aus Politik. Daher gilt auch das Umgekehrte. Wer den Nationalstaat Schweiz für überflüssig oder inexistent erklärt, leistet der eigenen Entpolitisierung Vorschub – was früher in den Augen der Linken ein Sakrileg darstellte, hat sich heute in weiten Teilen der Linken verbreitet, ohne dass dies den Beteiligten aufgefallen wäre. Die Abschaffung der Schweiz hat verheerend gewirkt. Sich für irgendwie links oder linksliberal zu halten, ist heute eher ein Lebensstil als eine politische Überzeugung. Als Restbestand der linken Sehnsüchte nach einer fundamental anderen Gesellschaftsordnung ist oft wenig anderes übrig geblieben als die Utopie des kleinbürgerlichen Idylls: ein Dasein im biologisch korrekten Gemüsegarten, auf wilder Fahrt auf dem Veloweg.

### Beleidigung einer Nation

Im Jahr 1928 veröffentlichte Hermann Graf Keyserling (1880–1946), ein Konservativer baltendeutscher Herkunft und ein etwas schwer lesbarer Essayist, einen vernichtenden Befund der damaligen Schweiz. Seine Kritik fiel derart abschätzig aus, dass man in der Schweiz monatelang darüber debattierte und darunter litt. Beleidigt überhäuft ihn die Schweizer mit Leserbriefen voller Hass, was den Balten aber keineswegs in seinem Urteil verunsicherte.

Nichts hatte ihn mehr gegen die Schweiz eingenommen als der Umstand, dass hier selbst die Reichen kleinbürgerlich wirkten. Schlimmer: Sie legten Wert darauf. «Während meiner Weltreise trug ich auf einem Maskenball das Gewand eines orientalischen Despoten und verstellte entsprechend auch mein Gesicht. Trotzdem es Maske war, stürzten sechs freie Schweizerinnen keifend auf mich zu und schimpften: so etwas würde bei uns in der Schweiz nicht erlaubt. Ganz gewiss ist

dort heute jede Vornehmheit – ich meine gerade die echte – in den Augen der Mehrheit verpönt. Ein hervorragender Schweizer muss in seinem Land beinahe ebenso Versteck spielen, wie ein Monarchist in Sowjet-Russland.» Vom eidgenössischen Understatement angeekelt, notierte der Graf: «So leben denn auch die reichen Schweizer ärmlich. [...] Sie denken



Abstand zum Pizzabäcker: Manager Vasella.

und fühlen im Sinn des Sparstrumpfs des Kleinbürgers.»

### Unter Superreichen

Rund 150 Jahre vor ihm schrieb Johann Gottfried Ebel ebenfalls über Arm und Reich in der Schweiz. Dank blühender Textilindustrie war insbesondere Appenzell Ausserrhodens lange vor der Französischen Revolution zu einer der reichsten Regionen Europas aufgestiegen. Mit Erstaunen hielt Ebel fest:

«Auch ist der Begriff, den sich hier die Menschen von den Reichen und Herren bilden, ganz dem entgegengesetzt, welchen die arbeitende Klasse in andern Ländern zu hegen

---

### Man trinkt Rivella, man isst Cervelat – auch wenn man Daniel Vasella heisst.

---

gezwungen ist. Ein gewöhnlicher Appenzeller, der ein Stückwegs mit mir wanderte, und den ich fragte, was für Personen er unter dem Ausdruck Herrenlüte (Herrenleute, so nennt man hier die Reichen, Vornehmen, Begüterten) von denen er so eben gesprochen hatte, verstehe, gab mir zur Antwort: Herrenlüte sind solche, welche von keinem Menschen etwas empfangen und nehmen, sondern an andere geben.»

Warum war das Appenzellerland ein Sonderfall? Für Ebel lagen die Ursachen in den politischen Verhältnissen. Die Demokratie adelte die Menschen, ob arm oder reich, sie beugte Neid und Klassendünkel vor. «Die Gleichheit der politischen Rechte lässt jeden, daher auch

den Armen, den Knecht und Dienstboten, seine Würde als Mensch und als Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft fühlen; sie verbreitet Lebhaftigkeit, Munterkeit, Offenheit und vertrauliches, zuversichtliches Wesen über den Umgang, über alle Verhältnisse und Freuden des gesellschaftlichen Lebens; sie zerstört die in allen Ländern so gemeine Sitte, nach welcher die Reichen güterlose und arme Menschen, besonders die in ihren Diensten stehende Personen auf eine gebieterische, unfreundliche, stolze Art behandeln, [...] sie macht den Begüterten, und den vom Volk erwählten Beamten liebevoll, freundlich, gesprächig.»

Mag sein, dass in Zeiten der «Abzocker»-Initiative und der jungsozialistischen 1:12-Attacke auf die Wohlhabenden dieses einst fast sozialkitschige Einvernehmen zwischen unten und oben, das an einen Nachmittagste in einer Gartenlaube erinnert – dass dieses Element der schweizerischen DNA nun etwas deformiert wirkt.

### Die schweizerische Kunst, reich zu sein

Gewiss haben die Reichen in der Schweiz es in der jüngsten Zeit unterlassen, jene alteidgenössische Bescheidenheit und Bodenständigkeit ausreichend zu pflegen, wie sie die Ausserrhoder Fabrikanten im 18. Jahrhundert noch virtuos handhabten. Wer aber je einen Empfang in Kreisen etwa der italienischen Oberschicht der Gegenwart erlebt hat – diese kristallklare Arroganz im Blick einer Mailänder Millionärin, wenn sie einen Dienstboten vom Parkett scheucht, diese Menschenfeindlichkeit, die sich für elegant hält, je mehr Abstand sie vom Pizzabäcker hält –, ahnt, wie weit wir hier in der Schweiz noch von solchen Misständen entfernt sind. Man trinkt Rivella, man isst Cervelat – auch wenn man Daniel Vasella heisst.

Reich zu sein, ohne die Armen zu demütigen und zur Revolte zu bewegen, ist eine Kunst. Eine schweizerische Kunst, die aus der demokratischen Politik geboren wurde.

Seit Jahrhunderten wird der schweizerische Sonderfall für beendet erklärt; seit Jahrhunderten denunziert, gefeiert und wiederentdeckt – nicht zuletzt von ausländischen Beobachtern. Die Schweiz ist ein Land, das seiner besonderen politischen Verhältnisse wegen stets polarisiert hat. Je schriller der Hass, je ungebrochener die Bewunderung: Nichts beweist ihre Vitalität besser. Erst zu jenem Zeitpunkt, da in der Schweiz keine Politik mehr betrieben wird, geht das Land unter. Es ist das Land, das sich beseitigt, wenn es darüber nicht mehr abstimmt.

Markus Somm ist Chefredaktor der *Basler Zeitung*.



Parteien

## Weniger Freiheit, mehr Freiwilligkeit

Ein offener Brief an den Präsidenten der FDP.

Von René Scheu

*Sehr geehrter Herr Müller*

Ich schreibe Ihnen diese Zeilen aus Belo Horizonte, wo ich die Sommerferien verbringe. Hier dreht sich bereits 2013 alles um die Fussball-WM 2014. Die Brasilianer sind ein Volk von Trainern: Jeder weiss am besten, mit welcher Strategie die Seleção das Turnier im eigenen Land gewinnen wird. Politik als Thema ist hingegen tabu. Die Resignation über die korrupte politische Elite, die sich mit grössenwahnsinnigen WM-Projekten auf Kosten der Steuerzahler ein Denkmal zu setzen erhofft, ist stärker als der Reformwille der noch jungen brasilianischen Zivilgesellschaft. In der Schweiz verhält es sich genau umgekehrt. Nur einige wenige Fussballfans interessieren sich für das Schicksal der Fussball-Nati. Doch sind die Schweizer ein einig Volk von FDP-Hobby-Trainern – jeder hat eine Meinung zur Partei, die den modernen Bundesstaat gewissermassen im Alleingang schuf. Allerdings glauben die wenigsten noch an ihre Schlagkraft.

### Gehobene Beliebigkeit

Sie haben, Herr Müller, das Präsidium der Partei im April 2012 übernommen. Seither haben Sie einen Interview-Marathon hingelegt, der Respekt verdient. Es ist Ihr Verdienst, wenn die FDP in den Medien neuerdings wieder präsent ist wie zu besseren Zeiten. Die Konturen der Partei hingegen bleiben weiterhin diffus – anders als zu ihren besseren Zeiten. Mein Eindruck als Trainer ist: Es ist nicht (mehr) klar, wofür die FDP inhaltlich eigentlich steht. Die FDP ist zur Partei der gehobenen Beliebigkeit geworden.

Sie mögen einwerfen, dass das Ideal der «Freiheit» Parteimitglieder und -wähler eint. Und Sie haben seit Ihrem Amtsantritt auch keine Gelegenheit verpasst, sich für die Freiheit und ihre Zwillingschwester – die Verantwortung – starkzumachen. In Ihren Worten: «Liberal bedeutet nicht grenzenlos. Es braucht auch die Selbstverantwortung.» Das klingt schön und gut – nur ist mit dieser Art der Rhetorik im Jahre 2013 kein Staat mehr zu machen. Liberal meint heute alles und das Gegenteil davon. Ökoliberal. Grünliberal. Sozialliberal. Gesellschaftsliberal. Es herrscht ein frisch-frivoles «Liberallala», das wir auch aus Nachbarländern kennen.

Aufschlussreich ist diesbezüglich eine Umfrage des Instituts für Demoskopie Allensbach

aus dem Jahr 2012. Die Bürger halten demnach die persönliche Freiheit für einen fundamentalen Wert. Dieser Befund lässt jedoch nicht aufatmen, eher schon aufhorchen. Denn welches sind die beiden Faktoren, die gemäss derselben Umfrage die Bürger in ihrer persönlichen Freiheit am meisten einschränken? Es ist nicht der Staat, nein: Es sind die begrenzten finanziellen und zeitlichen Ressourcen, für deren Bereitstellung der Staat zu sorgen hat. Im Jahre 2013 liegen Freiheit und Frivolität nahe beieinander: Ich möchte ein unbeschwer-



*Vom Kopf auf die Füsse:* FDP-Präsident Müller.

tes Leben führen, und die anderen sollen mir dies gefälligst ermöglichen – sprich: bezahlen.

Wohin das führt, hat Peter Sloterdijk in unübertroffen klarer Weise formuliert: Wir leben bei Staatsquoten von fünfzig Prozent de facto in einem «steuerstaatlich zugreifenden Semi-Sozialismus auf eigentumswirtschaftlicher Grundlage». Freiheit bedeutet heute deshalb: Befreiung von Nöten und Sorgen. Künstlich geglättete und linear verlaufende Idealweltenmodelle bilden die Grundlage für persönliche Berufsbiografien und ganze Volkswirtschaften. Als ökonomisch kompetent gilt, wer sich auf die Umverteilung gegebener Ressourcen

versteht. Eigentum gilt als staatliche Leihgabe auf Widerruf. Der Staat ist der unsichtbare Dritte, der jeder Transaktion still beiwohnt und seine ungezogenen Kinder zu korrekten Staatsbürgern erzieht. Er verfügt über universale Problemlösungskompetenz und sorgt für «soziale Gerechtigkeit», was so viel bedeutet wie: materielle Gleichheit. Und materielle Gleichheit gilt als Wert an sich. Willkommen in der Wohlstandsbewahrungswelt.

Auch in der FDP hat der Sozialdemokratismus eine neue Heimat gefunden. Frauenquote? Eigentlich lieber nicht – aber vielleicht ja doch. 1:12? Nein, obwohl – auch wir finden die herrschende Lohnungleichheit natürlich stossend. Erbschaftssteuer? Lieber nicht, allein . . .

Ich komme zum Punkt. Die FDP braucht es nur dann, wenn sie sich klar als Opposition zum real existierenden Sozialdemokratismus positioniert. Die wohl grösste Personengruppe, die ihm aus Instinkt verlässlich misstraut, sind Unternehmer in staatsfernen Branchen – Selbständigerwerbende, KMU-Leute und Familienunternehmer. Als Gipsermeister und Generalunternehmer bilden Sie, Herr Müller, in der FDP jedoch bloss die Ausnahme, die die Regel bestätigt. Hier gilt es, die Partei FDP vom Kopf auf die Füsse zu stellen. Sie, die Partei, kann sich als Avantgarde einer neuen freizügig-unternehmerischen Bewegung positionieren. Das dürfte sie erst mal Substanz kosten. Aber Mitglieder und Wähler verliert die Partei als softsozialdemokratische Kraft ja ohnehin.

Warum befreit sie sich also nicht freiwillig vom staatstragenden Brimborium und erfindet eine neue Sprache, für die auch sozialdemokratisch geprägte, wenn auch des Sozialdemokratismus überdrüssige Ohren empfänglich sind? Von «Freiheit» wäre kaum mehr die Rede – wohl aber von «Freiwilligkeit». Dies scheint mir das Codewort einer künftigen Zivilgesellschaft, die in der Confoederatio Helvetica erst noch wachgeküsst werden muss. Sie zu gewinnen, wäre – um im Fussballjargon zu bleiben – der gelungene Befreiungsschlag einer zukunftsträchtigen FDP.

*Mit engagierten Grüssen*  
René Scheu

René Scheu ist Philosoph sowie Herausgeber und Chefredaktor des liberalen Autoren- und Debattenmagazins *Schweizer Monat*.

# «Die EU ist zu weit gegangen»

Er war 1992 als Europa-Befürworter in die Schweiz gekommen. Heute sieht Professor Volker Reinhardt die EU kritisch. Der Calvin-Biograf erklärt, warum protestantische Länder erfolgreicher sind und Calvinisten wie Christoph Blocher «Hochrisikopolitik» betreiben. *Von Peter Keller und Anita Baumann (Bilder)*

**Sie sind seit zwanzig Jahren Professor in der Schweiz. Wie hat sich das Land seit 1992 verändert?**

Die Schweiz ist skeptischer, zurückhaltender geworden, was Ideologien angeht, und sie ist, so paradox es klingen mag, bei allen bestehenden Meinungsunterschieden einheitlicher geworden. Weil man doch mit grösserer Distanz auf bestimmte Entwicklungen ausserhalb der Schweiz schaut. Man ist vielleicht auf diese Weise wieder etwas schweizerischer geworden. Nicht im Sinne einer Ablehnung oder eines Ausscheidens aus Europa, aber im Sinne einer kritischen Sortierung.

**Was heisst für Sie schweizerischer?**

Schweizerischer heisst nicht Sonderweg, aber doch ein Festhalten an eigenen Werten, eigenen Entwicklungsgängen. 1992 war die Polarisierung pro und kontra Europa viel grösser.

**Wie haben Sie sich selber in diesen zwanzig Jahren verändert? Stellen Sie eine «Verschweigerung» bei sich fest?**

In eigener Sache ist der Mensch blind, hat Calvin geschrieben, und er hat recht. Ich kann aber versuchen, die «Verschweigerung» an meiner Position zu Europa festzumachen: Dieser Prozess, nachdenklicher, skeptischer, ungläubiger gegenüber allen globalen Lösungen geworden zu sein, den würde ich bei aller Vorsicht auch für mich selber feststellen. Ich bin durch die räumliche und dadurch wachsende mentale Distanz zu Deutschland und anderen Ländern ebenfalls zurückhaltender geworden, was den Anspruch bestimmter historischer Entwicklungen angeht, endgültige Lösungen zu präsentieren – die gibt es in der Geschichte sowieso nie.

**Auch die EU ist nicht gebaut für die Ewigkeit?**

Meine Bewertung der Europäischen Union im 21. Jahrhundert hat sich geändert. Ich sehe die Vorteile kleinräumiger politischer Organisationen, ich sehe die Vorteile von Konsensbildung helvetischer Art. Ich schätze den unpräzisen Kommunikationsstil an Schweizer Universitäten mit ihren flacheren Hierarchien. Selbstverständlich gibt es auch hier Hierarchien, aber die ergeben sich aus der Sache. Das Ganze ist nicht so gravitatisch, majestätisch wie in Frankreich oder Italien oder Deutschland.

**Ist nicht generell eine Ernüchterung gegenüber der EU erkennbar, auch ausserhalb der Schweiz?**

Ich will nicht sagen, dass es da totalitäre Umgangsformen gibt. Doch letztendlich wird von den Ländern der EU ein «extra unionem nulla salus» vermittelt, im Sinne von: Es gibt keine Alternative, es gibt kein geschichtliches Wachsen ausserhalb der Union. So darf man nicht denken – wissenschaftlich und politisch nicht. Es gibt immer Alternativen, die Schweiz zeigt es – darum ist sie so unbeliebt. Ich halte die europäische Idee für grossartig, die Idee einer Versöhnung, einer Überwindung von Feindseligkeiten und Schranken. Ich bin aber gegen eine Gleichmachung innerhalb dieser Union.

**Von Zeit zu Zeit flammen die schweizerisch-deutschen Konflikte auf. Gleichzeitig bildete der Raum rund um den Rhein einmal eine kulturelle Einheit: Alemannien. Wie erklären Sie sich die unterschiedliche Entwicklung?**

Es beginnt mit einer eigentlich europäischen Tendenz: dem in der Schweiz sehr ver-

---

**«Schweizerischer heisst nicht Sonderweg, aber doch ein Festhalten an eigenen Werten.»**

---

breiteten Streben nach regionaler und lokaler Autonomie. Man will die eigenen Angelegenheiten im eigenen Rahmen regeln ...

**... dieses Streben nach Autonomie ist eine allgemeine Tendenz?**

Ja. Spezifisch schweizerisch ist, dass sie Erfolg hat und sich sehr weit entwickelt. Den Willen zur Kleinräumigkeit erkennen wir im 13. Jahrhundert jedoch überall. Nur hat er fast nirgends Erfolg. Letztlich schlucken die Grossen – die Adelherrschaften, in Italien die Städte – die Kleineren. In der Schweiz entwickelt es sich umgekehrt. Es ist die erste Gegenläufigkeit, die man für die Schweiz in Anspruch nehmen kann. Ein Grund dafür war, dass es den Eidgenossen relativ schnell gelungen ist, ein Wir-Gefühl zu entwickeln. Selbst während der Glaubensspaltung geht man nie so weit, sich die Ehre und damit die Fähigkeit, Eidgenossen, Bundesgenossen zu sein, abzusprechen.

**Sie sprechen die Reformation an. Mit «Die Tyrannei der Tugend» haben Sie dem Re-**

**formator Calvin eine eigene historische Studie gewidmet. Er kommt 1536 aus Frankreich nach Genf. Warum wurde gerade diese Stadt zum Laboratorium seiner Theologie?**

Das ist sicherlich Zufall. Calvin ist auf dem Weg nach Strassburg. Aufgrund kriegerischer Ereignisse muss er die Südroute über Genf nehmen. Er will da nur ein oder zwei Nächte verbringen. Zum Zufall kommt die historische Entwicklung: Calvin wird von Guillaume Farel, dem Erstreformator Genfs, gebeten, zu bleiben. Obschon erst 27-jährig, hatte sich Calvin bereits den Ruf eines scharfsinnigen Theologen erworben und des energischen Verfechters einer strengen Reformation. Farel sah im jungen Franzosen einen Mitstreiter. Da ist der Zufall auch schon wieder zu Ende.

**Die Stadt Genf steht zwischen den Fronten – mitten im katholischen Savoyen gelegen, im Nordosten hat sich die regionale Grossmacht Bern der Reformation angeschlossen.**

Calvin kommt in ein Genf, das eine bewegte jüngere Vorgeschichte durchlebt hat. Man hat zwei harte Schnitte vollzogen. Die Stadt hat sich aus dem Machtbereich des Bischofs von Lausanne, der von Savoyen abhängig ist, herausgelöst. Man hat also die politische Obrigkeit gewechselt und sich einen Feind vor den Toren gemacht. Savoyen reicht bis vor die Stadtmauern. Und man hat dem Papst, der katholischen Kirche eine Absage erteilt und sich damit der reformierten Gegenseite zugewandt, ohne dass diese Gegenseite genau definiert ist. Genf liegt unbequem zwischen allen Fronten, was allerdings auch sehr schnell und sehr stark zu diesem Erwählungsbewusstsein beiträgt: «Wir sind das neue Jerusalem, das vom Antichrist berannt wird. Wir sind die Arche, in der sich die Gläubigen zusammendrängen. Wir müssen zusammenstehen.»

**Erklärt dieses Gefühl des Erwähltheits auch die Unbarmherzigkeit, mit der man alles verfolgt, was sich dieser rigorosen Reformation widersetzt?**

Die Rigorosität der Sittenkontrolle, die der Bevölkerung alles verbietet, was Spass macht, kommt einer Kulturrevolution gleich, und sie erklärt sich aus dem Selbstverständnis der Reformatoren: «Wir sind die erwählte Stadt Gottes, wir müssen seinen Willen konsequent umsetzen, sonst wird er uns fallenlassen.» Calvinismus wird



«Ich bin gegen eine Gleichmachung»: Historiker Reinhardt.

sehr früh zum Synonym für Hochrisikopolitik.

#### Wie meinen Sie das?

Calvinisten neigen, wenn sie an ihre göttliche Erwählung glauben, was zum Calvinismus gehört, häufig dazu, das historisch Unmögliche zu wagen. Wer wagt denn den Aufstand gegen die Supermacht Spanien in den Niederlanden? Es ist Wilhelm von Oranien, ursprünglich ein kleiner Graf ...

#### Gibt es weitere Beispiele solcher calvinistisch geprägten Hochrisikopolitik?

Man kann es weiterziehen mit der Kurpfalz, die im Dreissigjährigen Krieg [die europäischen Konfessionskriege zwischen 1618 und 1648] eine Hochrisikopolitik betreibt, dabei allerdings Schiffbruch erleidet. Der calvinistische Winterkönig regiert ja nur einen Winter. Calvinismus und der Glaube an das historisch Unmögliche, weil Gott auf der eigenen Seite steht, gehören sicherlich zusammen.

#### Im Bundesrat dauerte der calvinistische Winter vier Jahre. Dann wurde die Hochrisikopolitik des Calvinisten Blocher mit seiner Abwahl beendet.

... (*Lacht*) Das sagen Sie. Calvinismus muss nicht Hochrisikopolitik sein, aber er ist es relativ häufig, weil man sich in einem göttlichen Auftrag sieht. Bei Calvin ist es so, und er kann dies den Genfern sehr früh vermitteln.

#### Warum hat Calvin Erfolg?

Er bietet ein geschlossenes theologisches System, mit dem man sich identifizieren kann. Er zeigt Frömmigkeitsformen auf, die einen ganz grossen Vorzug haben, das nämlich Lehre und Leben ineinandergehen. Calvin predigt nicht nur innerweltliche Askese, er lebt sie vor, er macht sie glaubwürdig. Dazu kommt das Feindbild der Päpste: Das unsittliche Treiben in Rom dient als Beweis der eigenen moralischen Überlegenheit. All das führt zum innenpolitischen Erfolg, der durch aussenpolitische Zufälle begleitet wird. Als der französische König gegen Genf rüstet, verstirbt er plötzlich, was Calvin als göttliche Einflussnahme deutet.

#### Warum hat sich gerade der Begriff Calvinismus herausgebildet, im Unterschied zu den beiden anderen grossen Reformatoren Luther und Zwingli?

Genf wird zu Lebzeiten Calvins zu einem europäischen Ausbildungszentrum, stärker als Zürich. Es kommen die schottischen Emigranten, die französischen, niederländischen Emigranten. Die Akademie wird zu einer Art Coaching-Zentrum für den europäischen Protestantismus. Dazu kommt die französische Ausstrahlung. Calvin bleibt ja Franzose, er hat die Genfer nie besonders gemocht. Er schaut auf seine Heimat zurück, und von Genf gehen die

Missionare aus, die das Hugenottentum in Frankreich heranbilden. Der Calvinismus erweist sich durch seine Internationalität und durch die Internationalität Genfs als Exportschlager. Zwinglis Reformation war so eidgenössisch geprägt, dass sie viel schwieriger zu exportieren war. Zwingli ist, wenn man so will, schon vor seiner Haustüre gescheitert: Weite Teile der Eidgenossenschaft bleiben katholisch.

#### Ist der Calvinismus, wie später gesagt wird, tatsächlich eine Art Anleitung zum Kapitalismus?

Die heutige Geschichtswissenschaft geht davon aus, dass man diese Verbindung nicht beweisen kann. Ich würde aber etwas ketzerisch sagen: Es ist schon etwas dran. Allein durch die Macht des Faktischen. Ausser Predigten zu hören und Bibel zu lesen, gab es kaum noch Freizeitbeschäftigung im Genf dieser Zeit. Also wird gearbeitet, zumal die Arbeit als Gottes Lob verstanden wird. Dann taucht auch die Frage aller Fragen auf, die sich im Zusammenhang mit dem Calvinismus stellt: Bin ich erwählt oder verdammt? Gott hat ja, wie Calvin lehrt, lange vor meiner Geburt über mein Schicksal entschieden ...

#### ... ich weiss nur nicht, wie ...

So ist es. Und Calvin sagt auch, du musst es nicht wissen. Im Gegenteil. Es ist schädlich, sich darüber zu vergewissern. Der Mensch soll einfach im Glauben an Gott aufgehen, dann wird es schon richtig kommen. Er muss auf die unverdiente Gnade hoffen, verdienen kann sich der Mensch diese Gnade nicht. Das lehren alle drei Reformatoren. Aus seiner seelsorgerischen Arbeit wusste

#### «Calvinisten neigen häufig dazu, das historisch Unmögliche zu wagen.»

Calvin jedoch, dass den meisten Menschen diese Hoffnung allein nicht genügt. Sie wollten Sicherheit. Verschiedene calvinistische Strömungen im 17. und 18. Jahrhundert haben deshalb konkretere Vergewisserungsmechanismen konstruiert: etwa geschäftlicher Erfolg.

#### Reichtum als Zeichen der Erwählung ist nicht auf Calvin selbst zurückzuführen?

Er hat sogar umgekehrt argumentiert: Reichtum kann auch eine Versuchung sein, die den Menschen scheitern lässt, ihn selbstgefällig werden lässt, weil er dazu neigt, sich diesen Erfolg selbst zuzuschreiben.

#### Ein guter Calvinist darf sich also nicht zurücklehnen und den Erfolg geniessen.

Nein, man muss weitermachen. Die unermüdliche Tätigkeit zugunsten des Gemeinwohls, die innerweltliche Askese, die Arbeit an sich waren Pflicht. Allerdings hat Calvin

#### Volker Reinhardt

Ihm gefällt die Melange aus lateinischer und deutscher Welt: Seit 1992 lehrt Professor Volker Reinhardt Geschichte der Neuzeit und Schweizer Geschichte in Freiburg i. Ü. Der 1954 im norddeutschen Rendsburg geborene Historiker bewegt sich spielend zwischen den Sprachen und Kulturräumen. Als junger Wissenschaftler verbrachte er sieben Jahre in Rom. Schwerpunkte seiner Arbeit bilden die Renaissance, Italien und die Schweiz. Reinhardts Output ist beachtlich. Fast im Jahrestakt erscheinen Biografien (über Michelangelo, Machiavelli, Calvin, Papst Alexander VI.) und Darstellungen (über Rom, Italien, die Schweiz) von ihm, meistens im renommierten C.-H.-Beck-Verlag. Die Produktivität liegt in seinen Genen, die Eltern hätten ihn journalistisch geprägt – was sich auch sonst wohltuend bemerkbar macht: So leicht und intelligent schreibt kaum ein zeitgenössischer Historiker deutscher Sprache. Und er erlaubt sich eigene Standpunkte: Wer in geschichtlichen Dimensionen denkt, so Reinhardt, werde skeptisch gegenüber allen Heilsversprechen. Wozu er auch die EU zählt. (*kep*)

auch auf Hiob verwiesen: Auch das absolute Scheitern kann ein Zeichen göttlicher Auserwählung sein. Calvin war ganz sicher nicht der Meinung, dass aufgrund des Kontostandes auf den persönlichen Heilsstand geschlossen werden könnte.

#### Immerhin galt Reichtum bei Calvin nicht an sich als böse.

Während Reichtum bei Luther noch sehr verdächtig ist. Er hat intensiv gegen die Fugger, die mächtigen deutschen Financiers ihrer Zeit, polemisiert. Bei Calvin ist der Reichtum wertneutral. Guter Reichtum wird im Bewusstsein der Demut vor Gott erwirtschaftet und mit einer Verpflichtung zum sozialen Engagement verbunden und nicht als eigener Verdienst angerechnet. Reichtum ist gut, wenn er richtig verwendet und vor allen Dingen mit einer richtigen Gesinnung erarbeitet wird.

#### Interessant ist, dass selbst jetzt bei der Euro- und Schuldenkrise auf die kulturelle Grenze zwischen den südlichen, katholischen Staaten verwiesen wird und dem protestantisch geprägten Norden, der, über alles gesehen, wirtschaftlich erfolgreicher dasteht.

Wenn wir die Transparency-Korruptionsstatistik von 2012 ansehen, dann finden sich auf den besten Plätzen Dänemark und Finnland, dann folgt Neuseeland. Die Schweiz liegt sicher unter den ersten zehn. Kann man



dafür den Calvinismus verantwortlich machen? Er hat sicher eine bestimmte Wirtschaftsethik geprägt, zum Beispiel in der Ablehnung von Bestechlichkeit. Man muss allerdings bei solchen monokausalen Erklärungen vorsichtig sein. Der Protestantismus stellt in diesen Ländern nur einen Faktor unter anderen dar. Auch katholische Theologen haben eine Arbeitsethik entwickelt und die Disziplinierung des Menschen gefordert.

**Trotzdem sind die Unterschiede augenfällig.**

Dass der Protestantismus letztlich verhaltensprägend wurde, ist kein Zufall. Die Unterscheidung zwischen dem, was moralisch erlaubt ist und dem, was nicht erlaubt ist, wird im Protestantismus anders gezogen als im Katholizismus. Das heisst zum Beispiel konkret, dass der Katholizismus seit je in Sachen Nepotismus, also Begünstigung von Verwandten und engen Freunden, die Grenzen zwischen erlaubt und unerlaubt weiter zog.

**Hat dieser rigorose Moralismus nicht neue Wege gefunden, jenseits von Calvin oder Zwingli, wenn man an die heutige Political Correctness denkt?**

Ich sehe bestimmte Übereinstimmungen. Der Calvinismus hat den Menschen immer moralisch zu indoktrinieren, zu erziehen versucht. Er hat ihn an rigorose Verhaltenskodexen zu binden versucht – auch im Denken und Sprechen. Heutige Formen von Political Correctness versuchen ja, was letztlich auch der Calvinismus versucht hat: öffentliche Sündhaftigkeit im Auftreten und Sprechen zurückzudrängen. Sie sind eher ein Erbe des Calvinismus. Wir dürfen nicht vergessen, auch in anderen Konfessionen hat es parallele Entwicklungen gegeben. Man konnte im Rom des späten 16. Jahrhunderts ebenso wegen Ehebruchs verbrannt werden. Aber der Anspruch, den Menschen in seinem irdischen Leben zu disziplinieren, wird von keiner Religion so stark vertreten wie vom Calvinismus. Und die Political Correctness ist sicher eine säkularisierte Form dieser Rechtgläubigkeit.

**Und die Öko-Fundis sind die neuen Puritaner...**

Wer sich mit dem 16. Jahrhundert beschäftigt, betreibt sicher keine tote Wissenschaft. Auch das 21. Jahrhundert kennt seine Inquisition. Das sind keine Konsistorien mehr, wie die theologischen Gerichte in Genf und anderswo hiessen, die diese Inquisition heute ausüben, sondern die Öffentlichkeit. Was nicht heisst, dass eine Gesellschaft nicht bestimmte Tabus braucht. Ich stelle aber in unserer Zeit neben manchen richtigen Denk- und Rede- verboten auch viele überflüssige Denk-

und Redeverbote fest. Offenbar ist der Mensch so organisiert, dass er einem übergeordneten Rechtgläubigkeitsverband angehören will. Das müssen gar keine Religionen sein. Er möchte einer Gemeinschaft angehören, die die Welt richtig sieht. Dadurch wird er anfällig, Abweichler zu denunzieren.

**Damit sind wir wieder am Anfang unseres Gesprächs. Auch in der Europa-Frage scheint es manchmal nur noch um Rechtgläubigkeit zu gehen.**

Nochmals: Ich halte die Idee der europäischen Versöhnung und das Einreissen unnötiger Schranken für grossartig. Ich würde heute einfach sagen, dass Europa auf einem sehr guten, sehr richtigen Weg einige Stationen zu weit gegangen ist. Das ist an sich ein ziemlich undramatisches Urteil. Historiker stellen häufig ähnliche Fehlentwicklungen fest.

**Welche Fehlentwicklungen meinen Sie?**

Man hat Verstösse gegen ein, meiner Meinung nach, verbindliches europäisches Souveränitätsrecht begangen. Die Länder der heutigen EU haben wichtige Souveränitätsrechte abgetreten. Wenn ich Ihnen meinen Pass zeige, steht zuerst «Europäische Union» und erst an zweiter Stelle «Bundesrepublik Deutschland». Wenn ein souveräner Staat Souveränitätsrechte an eine andere Instanz abgibt, dann hätte der Souverän, also das Volk, dazu befragt werden müssen. Ich bin nicht gegen die Europäische Union. Ich bin für eine Europäische Union, der auch die Schweiz beitreten könnte. Aber das geht sicherlich nur durch Zurückschrauben. Man ist zu weit gegangen. Auch in der Herausbil-

---

**«Die Political Correctness ist sicher eine säkularisierte Form dieser Rechtgläubigkeit.»**

---

dung einer Brüsseler Bürokratie und ihrer Regulierungswut – ich bin mir bewusst, dass dies ein populistisches Argument ist. Aber populistische Argumente können auch richtig sein. (*Lacht*) Hinter vorgehaltener Hand teilen übrigens auch viele Intellektuelle, die sich als liberal und links einstufen, diese Einschätzung.

**Und warum nehmen diese Intellektuellen ihre Hand so selten weg?**

Das ist eine gute Frage. Das liegt vielleicht wieder daran, dass wir in einem Zeitalter der Inquisition leben. Wer Europa kritisiert, wird als Europa-Feind hingestellt. Das ist eine Unlogik, die ich nicht akzeptiere. Ich erlaube mir, bestimmte Fehlentwicklungen zu kritisieren, gerade weil ich ein leidenschaftlicher Europäer bin. Auch der Euro scheint ein Fehler zu sein, ich drücke mich vorsichtig aus. Was mir Unbehagen bereitet,



«Skeptische Defensive»: Calvin-Biograf Reihardt.

ist diese Gleichmachung. Ich bin für das Prinzip der friedlich-produktiven Konkurrenz, die auf Vielgestaltigkeit beruht. In dieser Hinsicht sehe ich vieles anders als 1992, als ich in die Schweiz kam und auf eine Zustimmung zum EWR hoffte. Aber damals gab es auch noch keinen Euro, war die EU noch nicht so weit in ihrem Zentralisierungsstreben vorangeschritten. Vielleicht hätte man ungefähr in diesem Stadium bleiben sollen. Warum muss immer alles weitergehen? Warum muss immer alles vereinheitlicht werden? Hier haben wir es offenbar mit einer Eigengesetzlichkeit der Politik zu tun.

**Um Sie nochmals als historischen Anwalt beizuziehen: Wo sehen Sie die Urgründe dieser anhaltenden schweizerischen Widerborstigkeit, wie sie sich momentan in der Europa-Frage äussert?**

Im gewachsenen Pragmatismus, im Glauben an eigene Lösungen oder in der Ungläubigkeit gegenüber globalen Lösungen und Imperiumsbildungen. Diese skeptische Defensive lässt sich in der schweizerischen Geschichte immer wieder als Leitmotiv finden: im Bestreben, am eigenen Weg durch die Geschichte, an diesen gefundenen Lösungen festzuhalten, ohne sich damit der Aussenwelt zu verschliessen. Das ist ja letztlich die Schweizer Formel.

Volker Reinhardt:

Die Tyrannei der Tugend: Calvin und die Reformation in Genf. C.-H.-Beck, 2009. 271 S., Fr. 35.90;  
Die Geschichte der Schweiz. Von den Anfängen bis heute. C.-H.-Beck, 2011. 512 S., Fr. 49.90



«Ausgerechnet die Wirtschaft funktioniert noch immer alles andere als demokratisch»: SP-Präsident Levrat, gemalt von Roland Vorlauffer.

# Eine Schweiz für alle, nicht für wenige

Die Linke hat sich zu lange von den selbsternannten Patrioten abgegrenzt und dabei übersehen, dass es auch eine linke Geschichte der Schweiz gibt. Eine linke Erfolgsgeschichte.

Von Christian Levrat

Was ist heute noch schweizerisch?», fragt mich die Weltwoche. Diese Fragestellung impliziert zwei Annahmen: Erstens gibt es offenbar etwas exklusiv «Schweizerisches». Und zweitens scheinen diese schweizerischen Qualitäten – denn als Qualitäten werden sie von der *Weltwoche* wohl verstanden – heute bedroht zu sein.

Leider muss ich hier bereits ein erstes Mal widersprechen. Es gibt für mich keine sogenannte schweizerische Wesensart, die alle Bewohnerinnen und Bewohner unseres Landes gleichermaßen auszeichnet. Die gibt es übrigens meiner Meinung nach auch für andere Länder nicht, aber in der Willensnation Schweiz sind solche Pauschalisierungen erst recht nicht angebracht.

Deckt sich die Lebenswelt einer alleinerziehenden Genfer Seconda, die mit stagnierendem Einkommen ihre steigende Miete bezahlen muss und jeden Tag in überfüllten S-Bahn-Zügen in die Innenstadt fährt, wirklich mit der eines KMU-Besitzers aus Uri, der sich im lokalen Turnverein engagiert und gerne mit seiner Familie in die Berge wandern geht? Sind Schwyzerörgeli und Alphorn «schweizerischer» als Plattenteller und Schlagzeug? Schwingen oder Fussball? Wilhelm Tell oder Roger Federer?

## Vielfalt statt Einheitsbrei

Es ist besonders und gerade die Vielfalt, die den Reiz der Schweiz bestimmt und sie stark gemacht hat. Diese unglaublichen Unterschiede auf so kleinem Raum beweisen doch gerade, dass es ein einförmiges «Schweizerisch» nicht gibt und nie gegeben hat.

Die Schweiz besitzt einen faszinierenden Reichtum an Dialekten, bis heute ein Ausdruck von gelebter Tradition und Kultur. Sie hat vier offizielle Landessprachen, ergänzt durch zahlreiche weitere Sprachen, die auf den Strassen und Plätzen zwischen Schaffhausen und Chiasso gesprochen werden.

In der Schweiz gibt es zwei Landeskirchen sowie eine stetig wachsende Anzahl von weiteren christlichen wie nichtchristlichen Religionen. Und diese Religionen führen seit über eineinhalb Jahrhunderten eine friedliche Koexistenz, um die uns manch andere Länder beneiden.

Die Schweiz hat Berglandschaften, Täler, Seen, Wälder und Kulturland. Streusiedlun-

gen im Emmental prägen die Landschaft ebenso wie enge Bergdörfer, die an den Hängen des Wallis kleben, oder Grossstädte mit internationaler Ausstrahlung wie Zürich und Genf. Die Schweiz profitiert von Wirtschafts- und Finanzzentren ebenso wie von bäuerlich geprägten Regionen. Und natürlich ist unser Land, wie wir wissen, in 26 Kantone aufgeteilt, die sich dank ihrer föderalistischen Unabhängigkeit seit 1848 auf unterschiedlichste Art und Weise entwickelt haben.

Kurz: Eine einzige «schweizerische» Art, nach der sich alle zu richten haben, existiert zum Glück nicht. Es ist der Reichtum der Vielfalt, der Freiheit, der Kleinräumigkeit, der die Schweiz auszeichnet.

## Wer fühlt sich hier bedroht?

Der zweite Irrtum in der Fragestellung ist die angebliche Bedrohung der angeblich schweizerischen Art, die im «noch» zum Ausdruck kommt.

Bedroht fühlt sich mit gutem Grund jene rapide schwindende Minderheit der Finanz-

## Eine einzige «schweizerische» Art, nach der sich alle zu richten haben, existiert zum Glück nicht.

und Bankenszene, die sich noch immer auf das Bankgeheimnis beruft und versucht, dieses als jahrhundertealten Grundpfeiler unserer Demokratie zu verkaufen. Hätte ich diesen Text allerdings vor hundert Jahren geschrieben, der Begriff Bankgeheimnis würde kaum darin auftauchen, er wurde nämlich erst in den 1930er Jahren erstmals im Bankengesetz verankert. Das Bankgeheimnis ist also tatsächlich bedroht, aber es ist alles andere als ein unverzichtbarer Bestandteil der Schweiz.

Bedroht fühlen sich viele Menschen im Lande durch den Platzbedarf einer wachsenden Bevölkerung. Ganz abgesehen davon, dass die Bevölkerung in der Schweiz in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg viel stärker gewachsen ist als heute, sind die Antworten darauf in der Raumplanung, in der Mobilität, in der Förderung von bezahlbarem Wohnraum zu finden. Die Abschottung gegen aussen hat in der Geschichte selten Gutes gebracht, sie entspricht auch nicht unseren eigenen Erfahrungen. Schliesslich hat die Schweiz wie kaum

ein anderes europäisches Land von der Migration profitiert, nachdem sie sich im 20. Jahrhundert vom Auswanderungs- zum Einwanderungsland entwickelt hat.

Anstatt idealisierten Schweizbildern aus den Zeiten der geistigen Landesverteidigung nachzuhängen, die weder damals noch heute etwas mit der Realität zu tun hatten, sollten wir uns lieber fragen, was denn die wahren Qualitäten in unserem Land sind. Wir sollten uns auf jene Errungenschaften konzentrieren, die den Alltag und das Leben der Menschen wirklich erleichtern, anstatt die Bevölkerung mit Luftschlössern und Zerrbildern zu täuschen. Und wir sollten jene Werte als zentral für unser Land begreifen, die von seinen Menschen auch wirklich gelebt werden.

Es sind dies Freiheit, Gerechtigkeit, (Chancen-)Gleichheit, Solidarität und natürlich Demokratie, zentrale Werte der Schweizer Sozialdemokratie. Sie haben nicht nur die 125-jährige Geschichte der SP Schweiz geprägt, sondern sie prägen bis heute auch das Selbstverständnis des ganzen Landes. Es sind dies aber auch urliberale Werte, die tief in der Geschichte des modernen Bundesstaates eingepreßt sind. Umso bedauerlicher ist es, dass ausgerechnet jene Partei, die seit 1848 in der Regierungsverantwortung steht und das Liberale sogar noch im Namen trägt, sich mittlerweile davon verabschiedet hat.

## Freiheit und Sicherheit im Alter

Freiheit im Sinne von 1848 manifestiert sich in individuellen Grundrechten und im Rechtsstaat. Es ist für mich aber auch eine Freiheit von Ausbeutung, Armut und Gewalt, Freiheit von Diskriminierung und sozialer Unsicherheit, eine Freiheit, die zu Selbstbestimmung und Mitgestaltung berechtigt. Der bildhafte Ausdruck dieser Freiheit ist unsere AHV. Sie ermöglicht heute allen Menschen in der Schweiz ein Alter in Würde, eben frei von Armut und Unsicherheit. Die AHV, eingeführt 1947 auf Initiative der SP, ist bis heute die wahrscheinlich populärste Institution der Schweiz, und ich werde mich mit meiner Partei dafür einsetzen, dass die AHV allen Privatisierungs- und Neoliberalisierungs-Fetischisten zum Trotz auch in den nächsten Jahrzehnten eine sichere Altersvorsorge bietet. >>>



Eine griffige Antwort: Levrat (l.) präsentiert ein Plakat für die 1:12-Initiative (mit Cédric Wermuth).

Gerechtigkeit ist ein universeller Wert, der aber leider auch gerne inhaltsleer verwendet wird, schliesslich würden sich kein Mensch, kein Unternehmen und kein Land selbst als ungerecht bezeichnen. Gerechtigkeit kann und muss sich aber ganz konkret zeigen, zum Beispiel in Form gerechter Löhne. Ich halte es schlicht für eine Ungerechtigkeit, wenn in der wohlhabenden Schweiz noch immer fast jeder zehnte Lohn tiefer als 4000 Franken ist. Wenn Menschen jede Woche über 40 Stunden arbeiten, nur um ab Mitte des Monats trotzdem mit leeren Taschen dazustehen. Die SP will diese Ungerechtigkeit mit ihrer Volksinitiative für gerechte Mindestlöhne beheben. Wir können und müssen hier als Gesellschaft Gerechtigkeit herstellen, und die darf uns auch ruhig etwas kosten.

Gleichheit ist kein Schlagwort aus der Motenkiste des real existierenden Staatssozialismus. Im Gegenteil: Gleichheit, französisch *égalité*, nicht *conformité*, ist ein urliberaler Wert. Er besagt, dass in einem Rechtsstaat alle Menschen die gleichen Rechte und Pflichten, aber auch die gleichen Chancen haben sollen. Es ist darum ein dunkler Fleck in unserer so stolzen demokratischen Geschichte, dass die Hälfte des Volkes über hundert Jahre von der demokratischen Teilnahme ausgeschlossen, eben nicht gleich(berechtigt) war. Es brauchte mehrere Anläufe, bis die SP 1971 mit ihrem Anliegen nach Einführung des Frauenstimmrechts endlich eine Mehrheit fand. Umso stossender finde ich es, dass diese Gleichheit in ökonomischer Sicht noch immer nicht vollzogen ist. Noch immer verdienen Frauen im Schnitt 20 Prozent weniger für die gleiche Arbeit. Es darf nicht mehr hundert Jahre dau-

ern, bis auch in dieser Frage endlich echte Gleichheit hergestellt wird.

#### Exzesse zum Schaden der Gemeinschaft

Solidarität unterscheidet eine moderne, entwickelte Gesellschaft vom archaischen «Recht des Stärkeren». Solidarität bedeutet nicht Almosen und Sozialhilfe, sondern sie gründet auf der Einsicht, dass eine Gemeinschaft auf Dauer nur bestehen kann, wenn sie sich auch um ihre schwächeren Mitglieder kümmert. Solidarität spielt nach oben und nach unten, es war jahrzehntelang gerade eine Stärke der Schweiz, dass sich die sogenannten Eliten eben auch für das grosse Ganze, das Gemeinwohl, verantwortlich fühlten. Dieser Gesellschaftsvertrag wird einseitig gebrochen von einigen wenigen, die sich exorbitante Saläre zuschanzen, sich in krankhafter Steuervermeidung üben und jeder staatlichen Leistung ein Preisschild anhängen.

Diese Exzesse müssen wir bekämpfen: Wenn die vermeintlichen Eliten nur noch auf kurzfristigen Gewinn aus sind, keine Steuern mehr zahlen und sich nicht mehr öffentlich engagieren, warum sollten wir Normalbürger denn dies noch tun? Es gibt eine griffige Antwort, sie heisst 1:12. Solidarität heisst auch Vernunft, Mässigung und Zurückhaltung. Es profitieren alle davon, wenn sich die Lohnschere wieder schliesst und Solidarität statt Gier wieder die Oberhand gewinnt.

#### Mitsprache über die Politik hinaus

Demokratie schliesslich ist wohl jener Wert, der in der Schweiz von links bis rechts nirgends umstritten ist. Wir sind zu Recht stolz auf unsere demokratische Tradition. Die direkte Demokratie im Speziellen bringt zwar

nicht zwingend bessere Resultate hervor, aber die Resultate sind allseits akzeptiert und diskutiert. Wir müssen nicht weit ins Ausland schauen, um zu erkennen, wie wütend Menschen reagieren, wenn sie sich ohnmächtig und übergangen fühlen. Die Demokratie darf allerdings nicht vor den Fabrikatoren Halt machen, um doch noch ein klassisch sozialdemokratisches Bild zu bemühen.

Ausgerechnet die Wirtschaft funktioniert noch immer alles andere als demokratisch. Nirgends entscheiden so wenige über das Schicksal von so vielen anderen. Es ist höchste Zeit, dass jene, die sich täglich im Job für ihren Arbeitgeber einsetzen, auch im Unternehmen mitbestimmen können. Dass die Milliarden der Pensionskassen – Geld, das uns allen gehört, notabene – transparent und in unserem Sinne eingesetzt werden. Dass alternative Unternehmensformen wie Genossenschaften gefördert werden. Das alles gehört für die SP unter den Begriff Wirtschaftsdemokratie, den sie 2010 als zentralen Bestandteil in ihrem Parteiprogramm verankert hat.

Genau gesehen widerspreche ich mir also und behaupte, dass es vielleicht doch typisch schweizerische Werte und Qualitäten gibt: gegenseitiges Vertrauen, Vernunft, Umsicht, Toleranz, Beharrlichkeit, Fleiss. Oder eben

#### Ich widerspreche mir also und behaupte, dass es vielleicht doch schweizerische Qualitäten gibt.

Freiheit, Gerechtigkeit, Gleichheit, Solidarität, Demokratie. Nur sind diese Werte nicht auf die Schweiz beschränkt, sie finden sich in allen funktionierenden Demokratien, man könnte fast von universellen Werten sprechen. Und sie haben eines gemeinsam: Es sind die Werte der Sozialdemokratie. Diese Werte haben die Schweiz stark gemacht und seit mindestens 125 Jahren massgeblich geprägt.

Die Linke hat sich zu lange von den selbsternannten Patrioten abgegrenzt und dabei übersehen, dass es auch eine linke Geschichte der Schweiz gibt. Diese Geschichte ist eine Erfolgsgeschichte, und ich werde mich mit meiner Partei dafür einsetzen, dass wir unsere sozialdemokratischen Werte auch in Zukunft hochhalten. Für eine Schweiz für alle statt für wenige.

**Christian Levrat**, 43, ist Jurist, Gewerkschafter, Ständerat und seit 2008 Präsident der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz (SP).

Andreas Caminada,  
3 Michelin-Sterne,  
19 Gault-Millau-Punkte

«Zu Hause habe ich ihn ganz für mich allein.»  
Der Combi-Steam XSL von V-ZUG



Ob Andreas Caminada mit seiner Kochkunst seine Gäste oder sich selbst verwöhnt: Der Combi-Steam XSL von V-ZUG sorgt für perfekte Ergebnisse. Da sich die Dampftemperatur von 30 bis 100 °C präzise einstellen lässt, gelingt Vakuum-Garen auf einfache Art auch zu Hause. Entdecken Sie das einzigartige, gesunde Genusserlebnis der Innovation Vacuisine® von V-ZUG. Mehr erfahren Sie unter [vzug.ch/lifestyle](http://vzug.ch/lifestyle)

# Die Schweiz in Zahlen

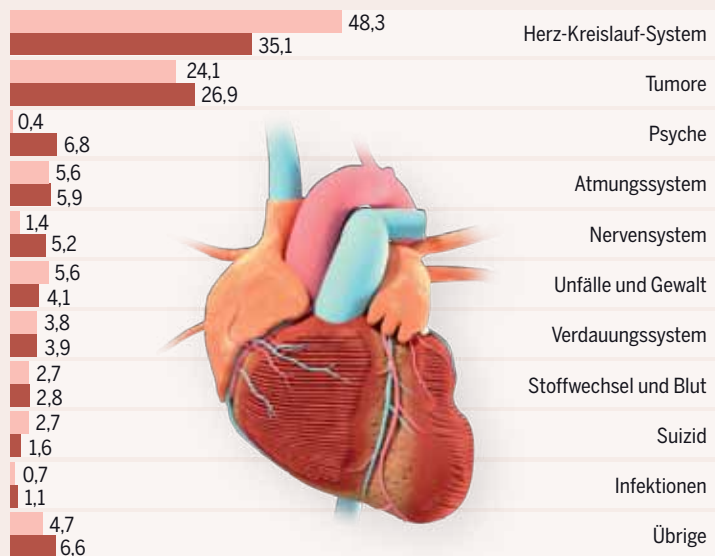
Aus welchen Gründen müssen Schweizer Automobilisten ihren Führerausweis abgeben? Wie viel Geld geben Bund, Kantone und Gemeinden jährlich für Entwicklungshilfe aus? Welches sind die häufigsten Todesursachen? Wie hoch sind die jährlichen Bauausgaben?

Von Peter Keller und TNT-Graphics AG (Infografiken)

## GESUNDHEIT UND ERNÄHRUNG

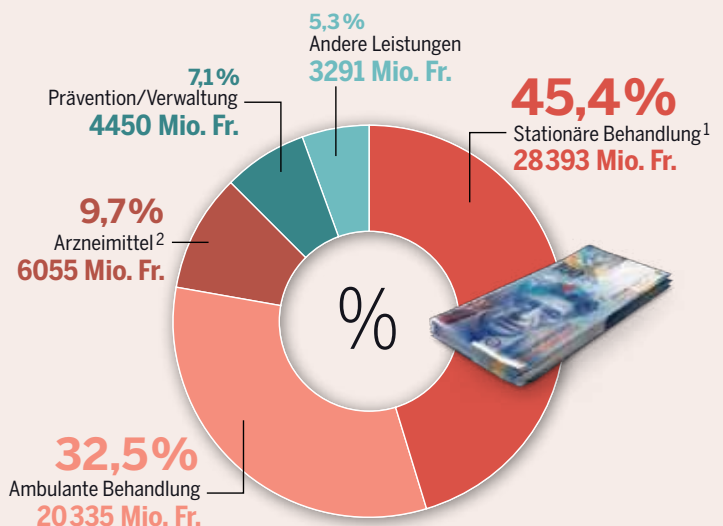
### WICHTIGSTE TODESURSACHEN (in Prozent)

1980: 59 097 Todesfälle (100%)    2010: 62 649 Todesfälle (100%)



### AUFTEILUNG DER GESUNDHEITSKOSTEN NACH LEISTUNGEN

Gesamtkosten 2010: 62 495 Mio. Fr. (100%)

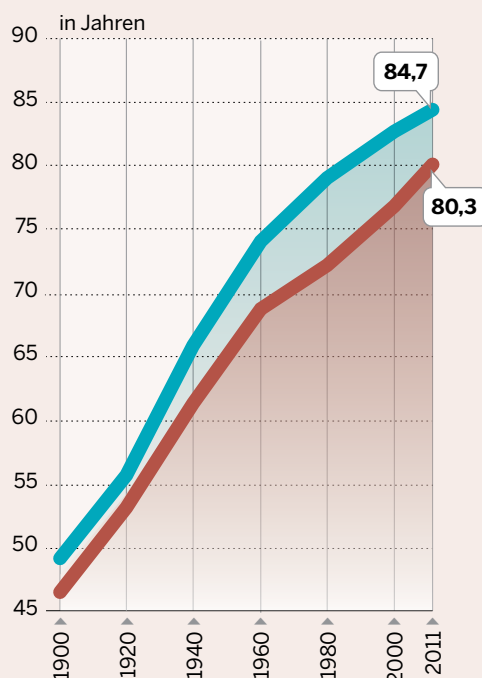


<sup>1</sup> Mit Arzneimitteln

<sup>2</sup> Zu Publikumspreisen, ohne Spital

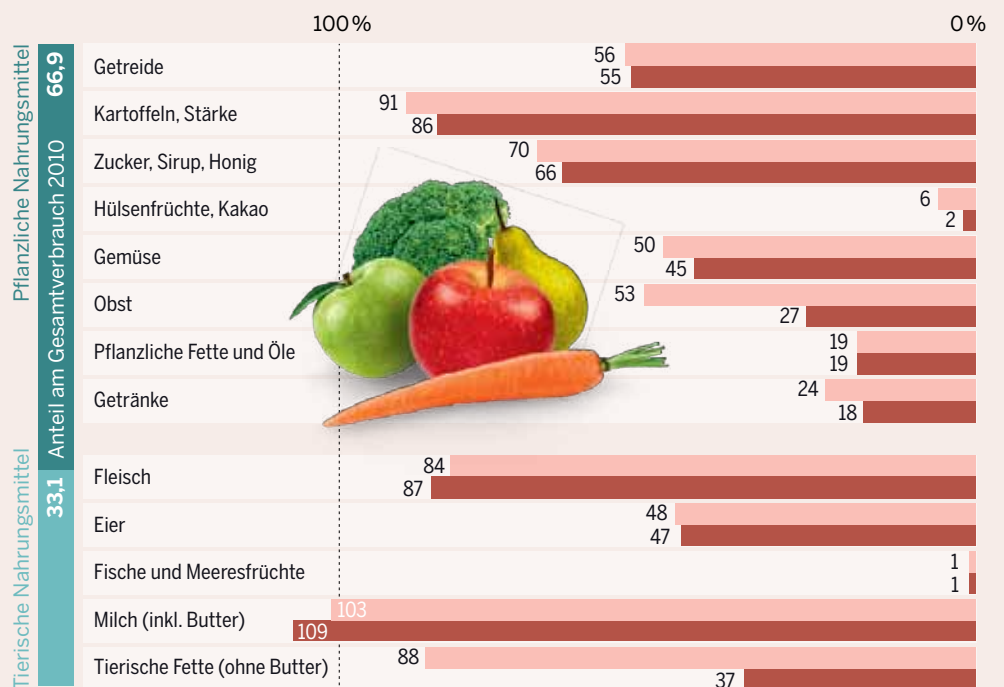
### MITTLERE LEBENSERWARTUNG BEI GEBURT

Frauen    Männer



### ANTEIL DER INLANDPRODUKTION AM VERBRAUCH DER NAHRUNGSMITTELGRUPPE (in Prozent)

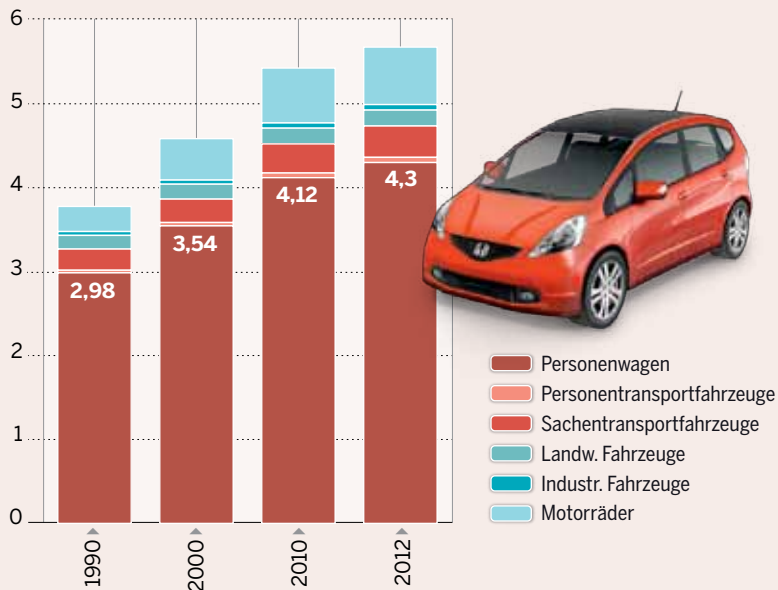
2000    2010



Quellen: Gesundheitswesen Schweiz, Ausgabe 2013, Interpharma, Basel / «wie ernährt sich die Schweiz? Situationsbericht», Schweizerischer Bauernverband

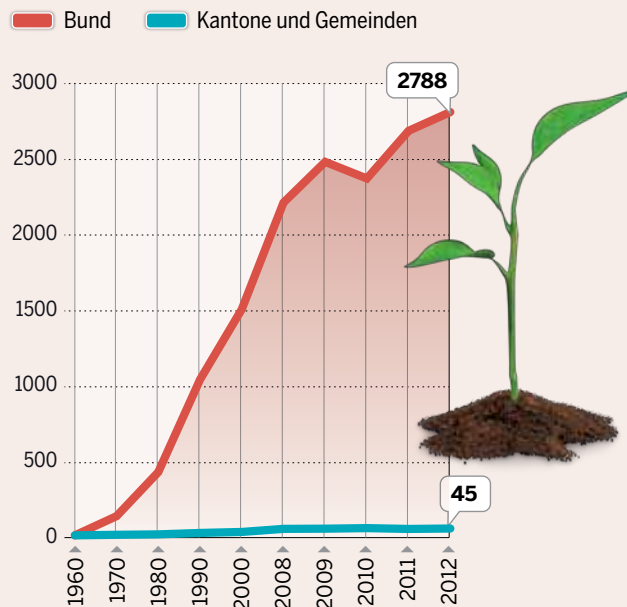
# VERKEHR UND BAUWIRTSCHAFT

**FAHRZEUGBESTAND** (in Millionen Fahrzeugen)  
Die verschiedenen Fahrzeugkategorien im Vergleich



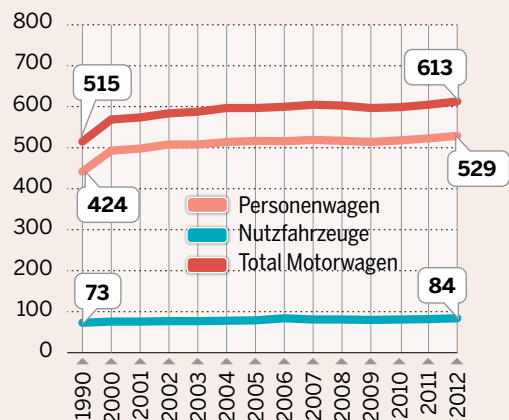
# ENTWICKLUNGSHILFE

**AUSGABENENTWICKLUNG DER ÖFFENTLICHEN ENTWICKLUNGSHILFE** (in Millionen Franken)



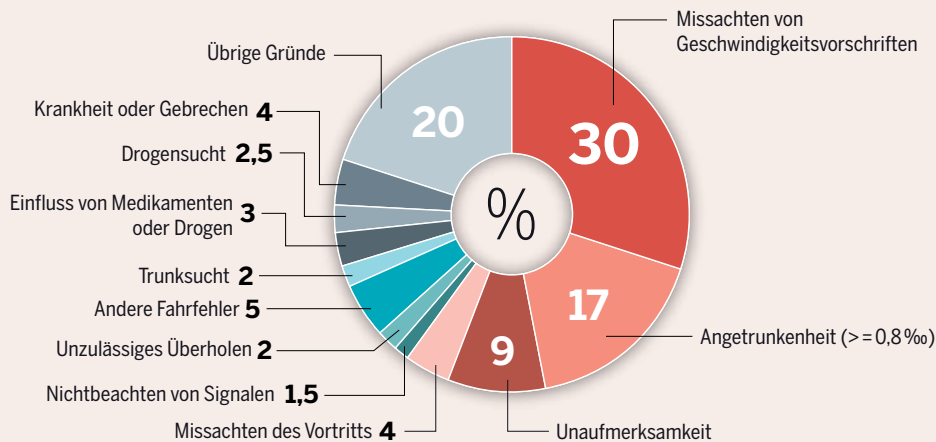
## MOTORISIERUNGSGRAD

Fahrzeuge pro 1000 Einwohner



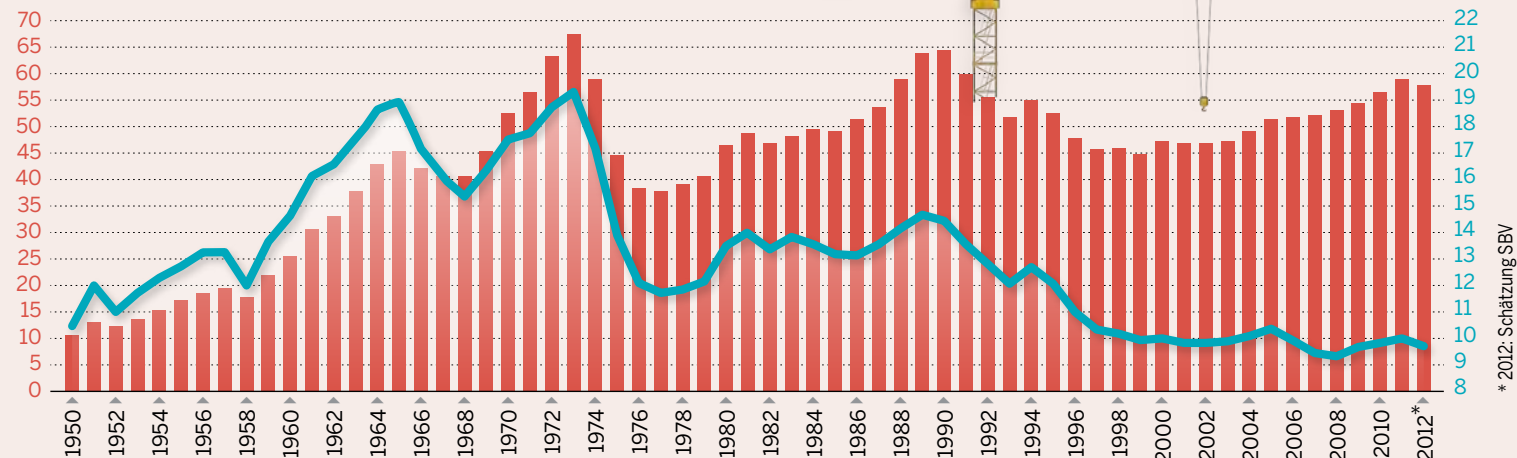
## GRÜNDE FÜR DEN FÜHRERAUSWEISENTZUG

(in Prozent)  
Entzug Führerausweise 2012: 76196



## BAUAUSGABEN IM SCHWEIZER BAUGEWERBE

(in Milliarden Franken)  
Reale Ausgaben zu Preisen von 2012 in Prozent des BIP



Quellen: Auto-Schweiz, «Jahresbericht 2012/13» / «Strassen und Verkehr 2012/13. Zahlen und Fakten», Astra / Internationale Zusammenarbeit der Schweiz-Statistik 2012. Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit / Schweizer Bauwirtschaft 2012, «Zahlen und Fakten», Schweizerischer Baumeisterverband.

# Weisswein-Apéro vs. Abfallsackgebühr

Vor einem Jahr rempelte die *Weltwoche* die Romands als «Griechen der Schweiz» unsanft an. Die Chiffre verkennt die facettenreiche Beziehung der Landesteile. Hier wird erörtert, was die Welschen von den Deutschschweizern wirklich lernen können – und umgekehrt.

Von Peter Rothenbühler und Mix & Remix

## Was können die Romands von den Deutschschweizern lernen?

Leider kein Deutsch. Das Einzige, was Deutschschweizer und Welsche wirklich grundsätzlich unterscheidet, ist die Sprache. Aber ausgerechnet die deutsche Sprache kann ein Romand nicht von den Deutschschweizern lernen: Die vielen Dialekte sind keine verwendbare Sprache. Zum Deutschlernen muss der Romand nach Deutschland fahren.

Will man nicht in Klischees verfallen, muss man feststellen, dass das Einzige, was die beiden Sprachgruppen wirklich fundamental unterscheidet, die Sprache ist. Das ist allerdings mehr als zwei verschiedene Wörterbücher. Am Französischen hängt ein ganzer Kulturraum, die Französische Revolution, «les Lumières», eine eigene Art, zu denken und sich auszudrücken. Die Gedanken entwickeln sich bei den Franzosen beim Reden, darum reden sie oft drauflos, bis der Gedanke kommt. Die Romands lassen sich auch politisch gerne von

Frankreich inspirieren, das heisst, der Welsche pflegt eher eine erhöhte Staatsgläubigkeit, gleichzeitig einen übertriebenen individualistischen Freiheitsbegriff, was man ganz böse mit einer Tendenz zum «je-m'en-foutisme» zusammenfassen könnte: «Das geht mich doch nichts an, der Staat hat mir nicht dreinzureden, aber er hat's gefälligst zu richten.» Eine Haltung, der man in Genf am ehesten begegnet, Tendenz abnehmend in Richtung Osten.

## Die Pioniere der EU-Skepsis

Sicher kann der Romand von den Deutschschweizern Präzision, Sauberkeit und Ordnung lernen, so bünzlig das tönt und so gut die welschen Uhrmacher gerade in Sachen Präzision sind. Aber Präzision überall, nicht nur beim Uhrenherstellen, das fehlt ein wenig: Das Erste, was dem Hin-und-her-Reisenden, der ich bin, immer wieder auffällt: wie sauber und ordentlich und so richtig aufgeräumt doch alles

in den Deutschschweizer Städten ist, so ungefähr ab Murten. Selbst auf dem Land macht alles eine gute Gattung, vor den Bauernhöfen wird immer noch am Samstag gewischt, die gezöpfelten Miststöcke sind zwar Legende, aber an der Architektur der neuen Wohnsiedlung kann man vieles ablesen: modern, praktisch, ordentlich, perfekt gefertigt bis ins Detail und doch wohnlich. Kein Firlefanzen, keine römischen Säulen auf dem Balkon, keine pseudoprovenzalischen Villen, kein Waadtländer Barock und vor allem viel diskretere Abfallcontainer vor den Häusern.

Der Lausanner Baudirektor hatte mir mal am Feierabend die Grossbaustelle für die neue Metro «m2» gezeigt, wo alle hundert Meter eine andere Baufirma tätig war. «Raten Sie mal, aus welchem Kanton welche Baufirma kommt», forderte er mich auf. Das Resultat

## In Genf gibt's sogar Volksinitiativen zur Erhaltung verlotterter Quartiere.

war verblüffend. Genf: Sauordnung, Waadt: soso lala, Freiburg: geordnet, Bern: picobello aufgeräumt.

Genf ist sowieso ein Ausnahmefall, eine bizarre Mischung aus total vernachlässigter französischer Provinzstadt und luxuriösem Bankenzentrum. Es gibt vermutlich in keiner ähnlich grossen, reichen Stadt der Welt so viele unrenovierte oder geradezu vernachlässigte oder nur behelfsmässig instandgesetzte Häuser auf teuerstem Boden wie in Genf. In Genf gibt's sogar Volksinitiativen zur Erhaltung







schaftlichen Entwicklungen den Deutschschweizern hinterherrennen, meistens noch bremsend beeinflusst durch Frankreich. Die Grünen waren zunächst ein Deutschschweizer Phänomen, alle Massnahmen zur Förderung der Gesundheit und Sicherheit – der Schutz der Passivraucher, die Gurtenpflicht, die Helmpflicht, die Drogenpolitik, die Hundever säuberung in den Städten, die Bio-Welle, vegetarische Restaurants, Tierschutz, grosse Private-public-Projekte –, alles kam zuerst in der deutschen Schweiz auf.

Ich erinnere mich noch gut an die sarkastischen Kommentare zu den Deutschschweizern, als vor über zehn Jahren die Abfallsackgebühr eingeführt wurde. Heute ist sie im Welschland die Regel, aber erst seit 2013! Und Genf und das Welschwallis leisten immer noch Widerstand. Selbst in der Europafrage, bei der die Mehrheit der Romands zunächst mit wehenden Fahnen dem EWR beitreten wollte («Lieber mit Europa als mit Blocherland»), hat eine «Anpassung» an die dominierende Meinung in der deutschen Schweiz stattgefunden: Die Romands gehören heute zu den grössten EU-Skeptikern.

Mit zunehmendem Erstaunen beobachte ich den Unterschied in einer gesellschaftlichen Frage, die durch die «Ehe für alle» in Frankreich neue Aktualität bekommen hat: Das Outing prominenter Homosexueller hat in der Westschweiz, ausser in kulturellen Kreisen, schlicht nicht stattgefunden. Da haben die Romands noch viel zu lernen von den Deutschschweizern. Undenkbar, dass in Lausanne oder Genf eine lesbische Stadtpräsidentin mit

der Partnerin an einem Bankett teilnimmt. Schwule Manager, schwule und lesbische Politiker oder Fernsehstars treten in Genf und Lausanne nie öffentlich mit dem Partner auf, wollen auch nicht darüber reden.

### Was können die Deutschschweizer von den Westschweizern lernen?

So abgegriffen das tönt, es ist die Lebensart, das Savoir-vivre der Romands, diese gewisse Leichtigkeit des Seins, die den meisten Deutschschweizern völlig abgeht. Das hat nichts mit Wein- oder anderen gastronomischen Genüssen zu tun, aber sehr viel mit dem Umgang der Menschen untereinander. Mit Empathie und Emotionalität. Was das heisst und wie entscheidend es für eine gute Lebensqualität ist, dazu braucht man nur Ausländer zu fragen, ob aus Brasilien, Japan, Skandinavien oder Afrika: Jeder, ausnahmslos jeder und vor allem jede Frau, wird sagen, die Welschen seien einfach freundlicher als die Deutschschweizer, sie lächelten und schauten dich an, Frauen existierten im Blick der Männer. Männer und Frauen sind sogar für einen Schwatz zu haben mit wildfremden Leuten, sie sind gesellig, man ist in der Westschweiz nicht allein. Das gesellschaftliche Klima ist generell viel wärmer als in Zürich zum Beispiel.

Das hört man durchgehend, auch von Schweizern, die in der Westschweiz gelebt haben und dann ostwärts gezogen sind. Ein Wiener Theaterdirektor hat es mal so gesagt: «Die armen Zürcher Frauen sind zu bedauern, sie ziehen sich ungemein schick an, aber niemand schaut sie an. An einer Bartheke spricht sie nie-

verlotterter Quartiere, wie jetzt gerade diejenige gegen den oberirdischen Ausbau des Bahnhofs. Die Alten und die Linken haben die Stadt im Griff, linkskonservativ.

Von den Deutschschweizern könnten die Romands auch moderne Gastro-Konzepte abgucken. Natürlich gibt's in der Romandie eine hohe Konzentration von absoluten Spitzenköchen. Und eine ganze Reihe solider Gasthöfe mit lokalen Spezialitäten – gute Filets de perche und ein anständiges Fondue gibt's fast überall, aber auch sehr viel Fastfood und Systemgastronomie aus dem Kühlfach. Es gibt in jedem Quartier von Bern mehr qualitativ gute – und keineswegs teure – Beizen mit einem frisch renovierten, geschmackvollen Interieur und exzellenter Küche als in ganz Lausanne. In der Waadtländer Hauptstadt gibt's kein einziges sehr gutes italienisches Restaurant, das es mit den Dutzenden von Italienern im Zürcher Kreis 4 aufnehmen kann, und kein vegetarisches, das mit «Hiltl» oder «Tibits» vergleichbar wäre. In Genf ist es ein bisschen besser. In Freiburg spürt man schon den Einfluss der deutschen Schweiz, die Stadt ist gastronomisch eher gut dotiert. Die welsche Gastronomie wird immer noch bestimmt von einer Regulierung, die es kreativen jungen Leuten verunmöglicht, spannende neue Lokale zu eröffnen, wie sie in Zürich aus dem Boden schießen.

Dann ist festzuhalten, dass die Romands, die in sozialen Fragen (bei der Geldverteilung an die Mehrheit) immer «progressiv» stimmen – was meist eher einer konservativen Struktur- oder Besitzstand-Erhaltung entspricht als wirklichem Fortschritt – aber bei vielen gesell-



mand an.» – «Selber schuld», möchte man fast sagen, denn gerade die Zürcherinnen geben sich immer so ungemein beschäftigt, stöckeln so ungemein schnell von der Maniküre zur Massage und anschliessend zum Tee im «Sprüngli», so dass gar niemand auf die Idee käme, ihnen zuzulächeln. Ihre Miene verrät nur: «Lasst mich in Ruhe, ich bin schaurig pressant, habe extrem wichtige Geschäfte zu erledigen.» Dabei verbringen sie vielleicht gerade einen freien Nachmittag.

### Welsche können noch reden

Es gibt nichts Edleres, als sich Mühe zu geben, für andere Menschen, auch wildfremde, angenehm zu wirken, um die anderen «mettre à l'aise», wie der Franzose sagt. Das ist keineswegs nur eine Frage der tiptoppen Kleidung. Der schönste Gucci-Fetzen, der eleganteste Brioni-Anzug sind nichts wert, wenn sich die darin steckende Persönlichkeit vulgär, hochnäsig und humorlos ausdrückt. Übrigens: Wenn in den Strassen von Lausanne ein Mann durch seinen piekfeinen Massanzug auffällt, dann ist es sicher ein Deutschschweizer. Die Krawatte ist in vielen welschen Firmen gar nicht mehr zu sehen. Ein generell lockererer, vielleicht gar nachlässigerer Modestil ist typisch welsch. Etwas mehr Savoir-vivre, Charme und *légèreté* im Alltag könnte also den Deutschschweizern nicht schaden.

Apropos reden: Die Welschen können noch reden, auch Reden halten, und zwar ohne unterstützendes Powerpoint, was leider im Deutschschweizer Geschäftsleben fast zur Norm geworden ist, weil auch hochgestellte Manager zwischen Bern und Zürich kaum mehr in der Lage sind, sich rhetorisch geschickt und sprachlich geschliffen auszudrücken. Deutschschweizer sind zunehmend kommunikative Stotterer, die das Halbdunkel und die begleitende Illustration als Ausdruckskrücken brauchen. Überzeugen durch Sprache, Rhetorik, gutes Parlieren – das könnten die Deutschschweizer von den Welschen lernen, auch wenn sie dabei ein grosses Handicap überwinden müssten: Gut reden ist schwierig für ein Volk, das mit einem Dialekt aufwächst und sich im Berufsleben mit lauter Fremdsprachen (Hochdeutsch, Französisch, Englisch) herumschlagen muss und darum immer mehr zum Rettungsring Flughafen-Englisch greift. Der Sprachwitz bei den welschen Radiomoderatoren ist schon legendär, das Westschweizer Radio tönt selbst bei den Nachrichten nicht wie eine Flut-Wetteransage, sondern wie eine freundlich fließende Kammermusik.

Da Reden und Erklären oft ein Abbild der Denkweise sind, besteht vielleicht ein direkter Zusammenhang zwischen der Fähigkeit, die Gedanken beim Reden zu entwickeln, und

einer Arbeitsweise, die vielen Deutschschweizern als unsolid und oberflächlich erscheinen mag, aber sehr viel mit Intuition, Entscheidungsfreudigkeit, Improvisation und Kreativität zu tun hat: Qualitäten, die auch in welschen Firmen eher gepflegt werden als in Zürich und vielleicht auch dieses fruchtbare, kreative Terrain bilden, auf welchem viel mehr Start-ups blühen als an der Limmat.

Das Klischee vom generellen Weisswein-Apéro ist etwas überholt. Aber es stimmt, dass das Geniessen eines Glases Wein als soziales Öl im Getriebe am Lac Léman einen höheren Stellenwert hat jenseits der Saane: Zwar wird in den Büros dem Besucher nicht mehr automatisch Weisswein eingeschenkt – auch morgens um zehn –, wie es noch in den siebziger Jahren der Brauch war, und mittags wird auch viel mehr Mineralwasser statt Wein getrunken. Aber in den Zügen, die abends Westschweizer aus Zürich oder Bern zurückbringen, gehört der gesellige Apéro zum Savoir-vivre. Und zum Abschluss einer wichtigen Sitzung oder eines guten Deals geht man immer noch ins Carnotzet und lässt sich einen hervorragenden Tropfen kredenzen.

Ein Carnotzet mit einem langen Tisch aus Holz ist eine Art Weinkeller: meistens unterirdisch und gemütlich, mit viel Holz und Jagdtrophäen oder anderem folkloristischem Dekor ausgestattet. Das gibt's im Wallis und in der Waadt in praktisch jeder Gemeinde und jeder wichtigen Institution, vom Spital bis zur Universität. In Beton-Neubauten wird ein solcher Holzkeller speziell eingebaut. Hier wird zu einem Stück Käse oder Trockenfleisch Wein degustiert und wird vor allem diskutiert.

Ein Aperitif dieser Art gerät nicht automatisch zum Weinseminar wie in Zürich, wo in den besseren Kreisen jeder beweisen will, dass er der grössere Weinkenner ist als sein Nachbar. Der Romand kennt die Weine, er bildet sich nichts darauf ein. Es geht um die Geselligkeit, die Diskussion. Und selbst wenn ein Glas zu viel getrunken wird, kann man dabei ruhig ein paar gute Witze machen und trotzdem beim Sie bleiben, interessanterweise; die Romands gehen nicht so schnell zum Du über wie die Deutschschweizer. Auch das hat etwas Aristokratisches. Dieses edle «faire plaisir» «avec le sourire», das im Welschland zur Grundeinstellung der Menschen gehört, würde manchem Deutschschweizer gut anstehen.

Peter Rothenbühler, 64, ist stellvertretender publizistischer Direktor bei Tamedia Publications romandes in Lausanne und war früher Chefredaktor diverser Titel bei Ringier in Zürich. Er ist zweisprachig in Biel/Bienne aufgewachsen. Er hat diesen Text als Gastautor verfasst.

Mix & Remix alias Philippe Becquelin gehört zu den profiliertesten Karikaturisten in der Romandie. Seine Zeichnungen erscheinen regelmässig in der Wochenzeitschrift *L'Hebdo*.



# Solothurner Strukturtage

Von Oscar Nebel — Hinter den Kulissen der Solothurner Literaturtage ist eine Führungskrise ausgebrochen. Schuld daran sind keine literarischen Zerwürfnisse – es geht um «Strukturen».

Zu Beginn dieses Sommers hat uns die Nachricht aufgeschreckt, dass jetzt auch bei den Solothurner Literaturtagen die Krise ausgebrochen ist. Wir dachten natürlich sofort, die Krise besteht darin, dass nicht mehr genügend schweizerische Literatur hervorgebracht wird, deren Bedeutung ihre Vorstellung an Literaturtagen rechtfertigt.

Diese Annahme erwies sich jedoch bei aufmerksamer Lektüre der einschlägigen Berichte als irrig. Es geht, an sich beruhigend, bei der Krise der Solothurner Literaturtage gar nicht um Literatur. Deren Vorhandensein wird von ihr in keiner Weise berührt. Sollte sie selber in eine Krise geraten, fände diese von der Krise der Solothurner Literaturtage unabhängig statt.

Tatsächlich heissen die Verursacher der Solothurner-Literaturtage-Krise «Strukturen». Zu lesen ist, dass es sich bei diesen «Strukturen», die offenbar nötig sind, damit Autorinnen und Autoren ihre Texte in Solothurn vorlesen und mit dem Publikum diskutieren können, womöglich um veraltete, wenn nicht gar «verkrustete» handelt.

## Suiten für Widmer und Muschg

Nun haben wir durchaus Verständnis dafür, dass sich Literaturtage nicht einfach ereignen, indem Schriftstellerinnen und Schriftsteller sich per Lockruf ihres Zusammengehörigkeitsgefühls an einem Ort, beispielsweise in Solothurn, selbsttätig versammeln. Es fallen zweifellos Vorbereitungen an, die von den über das ganze Land verstreuten Literaturschaffenden nicht eigenhändig getroffen werden können.

Wir erachten es als unbedingt erforderlich, dass in den Sälen, in denen Dichter vorlesen, ausreichend Sitzplätze bereitgestellt werden. Einzusehen ist, dass es bei dieser Bestuhlung Fragen zu lösen gilt, die in sich Konfliktpotenzial bergen. Braucht es harte Stühle, die einem möglichen Einschlummern des Zuhörers vorbeugen, oder gepolsterte, die allenfalls einer gewissen Zurücklehnung mit kurzfristiger mentaler Abschaltung förderlich sind?

Desgleichen müssen bei Unterbringungen wohl heikle Entscheide gefällt werden. Es ist davon auszugehen, dass die in Solothurn verfügbaren Hotelzimmer flächenmässig unterschiedlich sind. Wird deren Zuteilung an die Schriftsteller nach Massgabe ihrer bislang veröffentlichten Buchseiten oder per Los verfügt? Im letzteren Fall könnte immerhin die Peinlichkeit eintreten, dass Urs Widmer in einer «Ramada»-Suite residiert, Adolf Muschg hin-

gegen in einem «Fischergarten»-Gästezimmer nächtigt.

Nicht zuletzt bedarf es zur Durchführung der Solothurner Literaturtage auch eines Auswahlverfahrens, weil unmöglich jedermann, der sich selber als Schriftsteller bezeichnet, mit einer Einladung bedacht werden kann. Hier liegt zweifellos eine Aufgabe vor, die über das rein Organisatorische hinausgeht und speziellere Kenntnisse voraussetzt. Man wird den Persönlichkeiten, die sich dieser Aufgabe unterziehen, das Recht auf Meinungsverschiedenheit konzedieren. Und könnte sich also

## Naiverweise haben wir gedacht, hier seien Idealisten am Werk.

vorstellen, dass aufgrund solcher Meinungsverschiedenheiten eine Krise ausbricht. Nach allem Gehörten sind es aber keineswegs literarische Zerwürfnisse, die die Solothurner-Literaturtage-Krise auslösten, sondern eben, wie schon gesagt, die «Strukturen».

Es begegnet uns dieser Begriff ja häufig in offiziellen Verabschiedungen scheidender Manager, denen, wenn sonst nichts, immerhin beschieden war, in ihrer Firma «neue Strukturen» zu schaffen. Und wir haben mittlerweile kapiert, dass solche «neuen Strukturen» durch

Umbesetzungen entstehen, deren Betroffene man über neu gezeichnete Organigramme verteilt und damit also die ganze Firma neu «strukturiert». Offenbar wird der Einzelne, auf ein gemeinsames Ziel hin, erst wirksam, wenn ihm ein Gehege zugewiesen ist, das ihn von den ihn umgebenden Gehegen scharf abgrenzt.

Zu unserer Verblüffung gilt das nun offenbar auch für die Solothurner Literaturtage. Naiverweise haben wir gedacht, hier seien Idealisten am Werk, die seit 34 Jahren etwas Einzigartiges auf die Beine stellen und über die Notwendigkeit, sich gegenseitig mit ausgeschriebenem Kompetenzen zu behelligen, erhaben sind. Also dass die Literatur, an der sie ihr Hochamt verüben, auf den Charakter ihrer Tätigkeit gewissermassen befreiend abfärbt.

Dem scheint so nicht zu sein und die Behebung der Krise eine «Gewaltentrennung» zu erfordern, wofür dem Vernehmen nach ein mehr basisdemokratisches, genossenschaftliches oder hegemoniales Modell zur Debatte steht. Es geht darum, ein Unternehmen derart «strukturiert» und gegen gewaltsame innere Auflehnung gefeit aufzubauen, dass es erfolgreich Vorlesungen belletristischer Texte auf Literaturtagen herstellen kann. Notfalls auch Werkzeugmaschinen oder Hundefutter.

Oscar Nebel ist Kolumnist. Legendar ist seine langjährige Glosse «Unten durch», die bis 1997 in der *Weltwoche* erschien.



*Braucht es harte Stühle?* Christian Kracht liest, 2012.



1. August

## Fröhliche Bratwurst!

Warum haben wir Schweizer ausgerechnet den konservativen Bundesbrief und den Hitzkopf Wilhelm Tell als Symbole für unser Land ausgesucht?

Von Charles Lewinsky

*Liebe Miteidgenossen*

Wenn am 1. August wieder landauf und landab Ansprachen gehalten werden, dann fallen fast überall zwischen Höhenfeuern und Raketen dieselben beiden Stichworte: Wilhelm Tell und Bundesbrief. Wobei der eine wohl nie existiert hat und der andere nicht die fast mythische Bedeutung hatte, die wir ihm heute gern zuschreiben.

Und der 1. August selber ist auch nicht die uralte Tradition, als die sie uns an diesem Tag erscheinen mag. Man hat ihn erst 1891 eingeführt – da findet man ja manchmal im Portemonnaie noch einen Fünfräppler, der älter ist. Die Stadt Bern feierte damals ihr 700-Jahr-Jubiläum, und man suchte nach etwas, was den doch eher lokalen Anlass noch ein bisschen bedeutsamer machen könnte. Und darum beschloss man, der Bundesbrief von 1291 sei ab sofort die Gründungsurkunde der Eidgenossenschaft.

Man hätte auch eine andere Urkunde oder ein anderes Datum auswählen können. Aus dem 13. und dem 14. Jahrhundert liegen in den Archiven fast hundert ähnliche Dokumente. Man hätte sich zum Beispiel auch für den 8. November 1307 entscheiden können, das Datum, das auf dem Tell-Denkmal in Altdorf steht. Allerdings wäre die Jahreszeit für das Abschliessen von Raketen wohl etwas ungünstig gewesen.

### Die wichtigste Aussage

Und Wilhelm Tell: Der Spruch ist wohl gar nicht so falsch, dass er vielleicht nie gelebt, aber ganz bestimmt den Gessler erschossen habe. Ganz sicher ist nur, dass er ein Skandinavier gewesen sein muss, denn die Geschichte vom Apfelschuss und vom Tyrannenmord stammt aus «Die Taten der Dänen», die von einem gewissen Saxo Grammaticus um 1200 verfasst worden waren.

Aber dass es sowohl am Datum wie am Nationalhelden berechnete Zweifel gibt, bedeutet noch lange nicht, dass man den 1. August abschaffen sollte. Jedes Land braucht seine Symbole, und ob die viel mit geschichtlichen Tatsachen zu tun haben, spielt keine grosse Rolle.

Viel interessanter ist doch die Frage, warum wir Schweizer uns gerade diese Symbole ausgesucht haben und keine andern. Denn die Auswahl seiner nationalen Symbole sagt sehr viel über das Selbstverständnis eines Landes aus.

Was haben wir uns zum Feiern ausgesucht?

Schauen wir uns den Bundesbrief ein bisschen näher an. Er ist kein revolutionäres Dokument, sondern in seiner ganzen Haltung zutiefst konservativ. Gleich am Anfang wird klargestellt, dass man mit diesem Bündnis nicht etwa etwas Neues anfangen will, sondern ganz im Gegenteil Altes aufrechterhalten. Es geht nicht um eine Neugründung, sondern um die «Erneuerung des alten, eidlich bekräftigten Bundes».

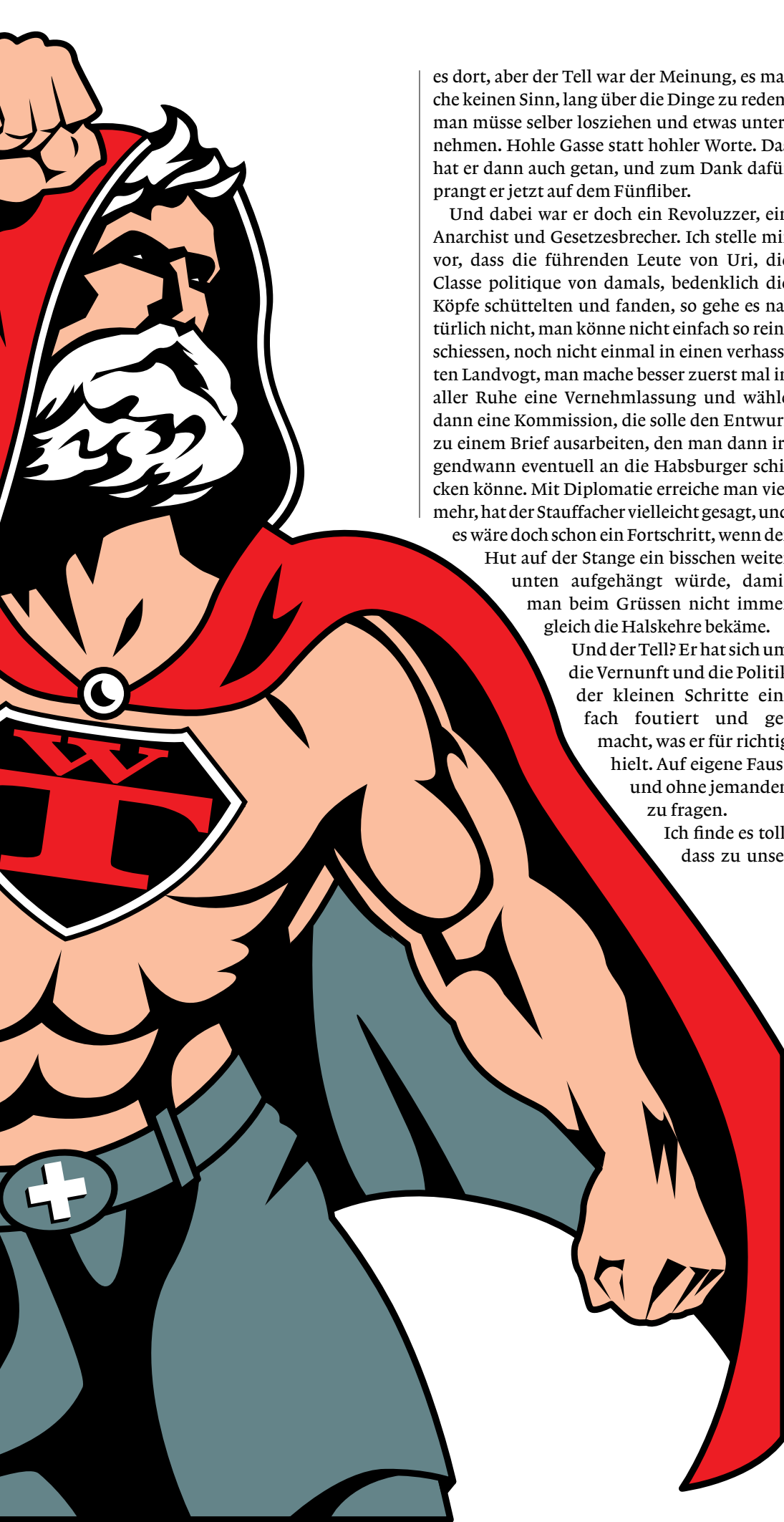
Und damit gar niemand auf den Gedanken kommt, irgendwelche alten Verpflichtungen oder Untertanenverhältnisse sollten mit dem Bündnis abgeschafft werden, geht der Satz so weiter: «in der Weise, dass jeder nach seinem Stand seinem Herren geziemend dienen soll». Nichts von Demokratie oder Gleichheit aller Menschen oder anderen Spinnereien. Die Oberen sollen oben bleiben und die Unteren schön brav unten. Um das zu gewährleisten, will man sich gegenseitig helfen, das ist die wichtigste Aussage unseres Bundesbriefes, gemeinsam dafür sorgen, dass alles so bleibt wie in den guten alten Zeiten und keine neumodischen Sachen eingeführt werden.

Das ist ein sehr schweizerisches Dokument, scheint mir, und für einen Nationalfeiertag sehr passend ausgesucht. Denn diese Grundhaltung ist ja auch heute noch in unserem Land stark vertreten, dieses Gefühl von «Eigentlich wäre es am besten, wenn immer alles so bliebe, wie man es gewohnt ist», «Nur keine Experimente» und «Wir müssen nicht alles nachgemacht haben, was sie jenseits unserer Grenzen einführen».

Aber das Gegengewicht – und das ist das Schöne in unserem Land –, die Lust an der Veränderung, ist in unserem Staatsverständnis ebenso vorhanden. Und darum haben wir uns neben einem konservativen Grunddokument einen ganz und gar nicht konservativen Nationalhelden ausgesucht.

Der Wilhelm Tell aus Altdorf, so wie er gegen Ende des 15. Jahrhunderts im «Weissen Buch von Sarnen» zum ersten Mal auftaucht, ist kein bequemer Mann. Er ist einer, der ausruft. Ein Störenfried. Ein Hitzkopf. Einer, der den Bundesbrief nie unterschrieben hätte, weil ihm der viel zu lahmarschig vorgekommen wäre. «Entsteht Streit unter Eidgenossen, so sollen die Einsichtigsten unter ihnen vermitteln», heisst





es dort, aber der Tell war der Meinung, es mache keinen Sinn, lang über die Dinge zu reden, man müsse selber losziehen und etwas unternehmen. Hohle Gasse statt hohler Worte. Das hat er dann auch getan, und zum Dank dafür prangt er jetzt auf dem Fünfliber.

Und dabei war er doch ein Revoluzzer, ein Anarchist und Gesetzesbrecher. Ich stelle mir vor, dass die führenden Leute von Uri, die Classe politique von damals, bedenklich die Köpfe schüttelten und fanden, so gehe es natürlich nicht, man könne nicht einfach so reinschiessen, noch nicht einmal in einen verhassten Landvogt, man mache besser zuerst mal in aller Ruhe eine Vernehmlassung und wähle dann eine Kommission, die solle den Entwurf zu einem Brief ausarbeiten, den man dann irgendwann eventuell an die Habsburger schicken könne. Mit Diplomatie erreiche man viel mehr, hat der Stauffacher vielleicht gesagt, und

es wäre doch schon ein Fortschritt, wenn der Hut auf der Stange ein bisschen weiter unten aufgehängt würde, damit man beim Grüßen nicht immer gleich die Halskehre bekäme.

Und der Tell? Er hat sich um die Vernunft und die Politik der kleinen Schritte einfach foutiert und gemacht, was er für richtig hielt. Auf eigene Faust und ohne jemanden zu fragen.

Ich finde es toll, dass zu unse-

rem Nationalverständnis zwei so unterschiedliche Elemente gehören, der Bundesbrief, der das Bestehende zementieren, und der Wilhelm Tell, der alles verändern will. Denn ein Staat kann auf Dauer nur funktionieren, wenn in seinem politischen Diskurs beide vertreten sind, die Alles-Bewahrer und die Alles-auf-den-Kopf-Steller.

### Ein Staat ist nie fertig

Aber es reicht nicht aus, wenn beide Sorten Staatsbürger nur existieren. Es nützt nichts, wenn sie ihre Vorstellungen von dem, was man tun müsste, nur an den eigenen Parteiveranstaltungen verkünden. Sie müssen auch, egal, ob sie von rechts oder von links kommen, jenes Kunststück erlernen, das Politikern scheinbar so schwerfällt, dass es manche ihr Leben lang nicht fertigbringen. Ich meine: einander zuzuhören.

Es gibt die gute alte Schweizer Redensart «Mer muss halt rede mitenand». Aber das Miteinander-Reden funktioniert nur, wenn man akzeptiert, dass auch jemand, der anderer Meinung ist als man selber, ab und zu eine vernünftige Idee hat. Unser Staatssystem kann nur funktionieren, wenn alle einsehen, dass nicht immer nur eine Seite recht hat.

Georg Christoph Lichtenberg hat das einmal perfekt formuliert: «Wenn Funken sprühen sollen, müssen mehrere Köpfe aneinander stossen.» Nur mit vorgefassten Meinungen, die man nicht mehr in Frage stellt, ist kein Staat zu machen. Weil ein Staat nie fertig ist, sondern immer wieder neu gemacht und weiterentwickelt werden muss. Auch unsere Demokratie, auf die wir mit Recht stolz sind, ist nie fertig. Wenn sie sich nicht mehr weiterentwickelt, verknöchert sie, und wer verknöchert, ist nicht mehr beweglich genug, um auf neue Problemstellungen zu reagieren.

Darum ist es immer falsch – und das gilt auch wieder für links genauso wie für rechts –, wenn man nach dem Motto «Das hat man immer so gemacht» oder «Das hat man noch nie so gemacht» Denkverbote ausspricht. Wenn wir uns immer an dieses Prinzip gehalten hätten, gäbe es in der Schweiz bis heute kein Frauenstimmrecht und keine AHV.

Wir brauchen beide: die vorsichtigen Konservativen, die sich die Mühe machen und in langen Sitzungen einen wohlformulierten Bundesbrief verfassen, und die ungeduldigen «Stürmigrinde», denen es mit Umbauen und Neu-Machen gar nicht schnell genug gehen kann.

Nur wenn sie beide zusammen Raketen abschiessen und Höhenfeuer anzünden, werden wir auch noch in hundert Jahren voller Stolz den 1. August begehen können.

In diesem Sinne: Fröhliche Bratwurst.

Charles Lewinsky ist Schriftsteller und lebt in Zürich. Zuletzt erschien sein Band «Schweizen», Verlag Nagel & Kimche.



*Die neuen Natürlichen: Dominique Rinderknecht, Miss Schweiz 2013.*

## Miss Schweiz

# Spieglein, Spieglein an der Wand

Von *Daniele Muscionico*

**W**as ist das? Der Katalog eines Friseurs? Das Versandmaterial eines Haarspray-Herstellers? Die Werbebroschüre eines Zahnarztes? Gute Frage, nächste Frage.

Und diese liegt auf der Hand, will heissen, liegt hier auf zwei Doppelseiten vor. Hier sind sie, die Schönsten der Schönen dieses Landes, und sind sie nicht ein gefundenes Fressen für die, die daran glauben, dass Fortschritt kein Witz sei, sondern nichts als die Wahrheit? Denn siehe das Panorama der Posen und Posituren: Vom Rehkitz mit dem umflorten Kajal-Blick (Jeannette Keller, 1976) bis zur androgynen Wasserstoffwaffe (Dominique Rinderknecht, 2013) ist einiges passiert. Die Locken fielen, der Einsatz der Haar-Artisten hat sich auf

ein «Einmal gut schütteln» minimiert. Nach den lackierten Damen der frühen Jahre zogen die neuen Verruchten ein. Und als Mitte der Neunziger mit Stéphanie Berger eine Pseudo-Kidman (Nicole) den Thron eroberte, erhob das Volk seine Stimme und schlug die Elite in die Flucht. Fortan setzten die neuen Natürlichen ihre Gazellen-Fesseln auf das Siegerpodest, mit Melanie Winiger als Pionierin und bald darauf Nadine Vinzens von der Piraten-Partei.

Die Übersicht der Verflorenen und Vergesenen, der Misses und Missverständnisse royaler Natur führt uns drei Dinge vor Augen: Den labilen Volksgeschmack erstens – denn eine Volkswahl ist unsere Königinnenwahl ja doch. Zweitens steht hier der gewandelte Schön-

heitsbegriff zur Debatte, und drittens ersieht sich im Überflug ganz wunderbar die veränderte Darstellung der Damen im Schönheitsring. Vor allem aber ist das Album der schönsten Schweizerinnen von den Anfängen des Wettbewerbs bis heute ein Spiegel der Volksseele. Und der Volkssehnsucht.

Schön ist, und das weiss jedes hässliche (weibliche) Kind, wer symmetrisch ist: am besten von der Nase bis zum Knöchel. Schönheit ist die Sehnsucht nach dem anderen, nach dem Perfekten, Unsterblichen, nach dem, was höher und edler sei als du und ich. Darum hat, wer schön und damit auch schön dünn ist, einen dicken sozialen Bonus. Schöne Menschen haben schön viel mehr Erfolg als Gretchen Mäuserich, und sie haben einen schönen Charakter, glaubt man.

Bis zum Beweis des Gegenteils. Und dort hat das Märchen dann ein Ende: bei der Lüge, dass unser Spiegel die Wahrheit erzählt. Aber Lügen haben schönere Beine. Auch das ist leider wahr. >>>



1976



1977



1978



1979



1980

- 1976 – Jeannette Keller
- 1977 – Daniela Häberli
- 1978 – Silvia von Arx
- 1979 – Barbara Mayer
- 1980 – Jeannette Linkenheil
- 1981 – Brigitte Voss
- 1982/83 – Lolita Morena
- 1984 – Silvia Affolter
- 1985 – Eveline Glanzmann
- 1986/87 – Renate Walther
- 1988 – Karina Berger



1981



1982/83



1984



1985



1986/87



1988



1989/90



1991



1992



1993



1998

- 1989/90 – Catherine Mesot
- 1991 – Sandra Aegerter
- 1992 – Valérie Bovard
- 1993 – Patricia Fässler
- 1994 – Sarah Briguet
- 1995 – Stéphanie Berger
- 1996 – Melanie Winiger
- 1997 – Tanja Gutmann
- 1998 – Sonja Grandjean
- 1999 – Anita Burri
- 2000 – Mahara McKay
- 2001 – Jennifer Ann Gerber
- 2002 – Nadine Vinzens
- 2003 – Bianca Sissing
- 2004 – Fiona Hefti
- 2005 – Lauriane Gilliéron
- 2006 – Christa Rigozzi
- 2007 – Amanda Ammann
- 2008 – Whitney Toyloy
- 2009 – Linda Fäh
- 2010 – Kerstin Cook
- 2011/12 – Alina Buchschacher
- 2013 – Dominique Rinderknecht



1999



2000



2005



2006



2007



2008





# Glück, Dankbarkeit – und Sorge

Ohne die Ausreise meiner Grosseltern aus Polen wäre ich 1945 nicht im unversehrten Zürich geboren worden. Dass wir im besten Land der Welt die längste Friedenszeit der Menschheitsgeschichte erleben dürfen, verdanken wir dem erfolgreichsten Friedensprojekt der Geschichte: der EU. *Von Roger Schawinski*



*Überzeugt für die Schweizer Armee*: Rekrut Schawinski als Panzersoldat in Thun, 1965.

In diesen Sommertagen vor genau 99 Jahren reisten meine Grosseltern vom polnischen Kutno in die Schweiz, um so der drückenden Armut und dem virulenten Antisemitismus zu entfliehen. Der ältere Bruder meines Grossvaters, der einige Jahre zuvor nach Basel gekommen war und sich dort schon recht gut eingelebt hatte, wollte seine armen, ungebildeten und orientierungslosen Verwandten nicht in seiner Nähe haben und empfahl ihnen, ins ferne Chur zu reisen, um sich dort eine Existenz aufzubauen.

Zwei Jahre später wurde mein Vater geboren. In ihrer kargen Wohnung an der Lukmaniergasse im damaligen Churer Armenviertel musste die Familie in den ersten Jahren viele Entbehrungen auf sich nehmen, vor allem als mein Grossvater verstarb, nachdem er von einem Auto angefahren worden war und sich von seinen Verletzungen nicht mehr erholen konnte. Darauf wollten die Behörden meiner Grossmutter, die kein Deutsch sprach, sich schriftlich nicht ausdrücken konnte und keinen Beruf erlernt

hatte, die fünf Kinder wegnehmen, weil sie offensichtlich nicht für sie sorgen könne. Doch dagegen setzte sie sich resolut zur Wehr, obwohl es für Fälle wie ihren damals keine Sozialhilfe gab. So übernahm der noch nicht volljährige älteste Sohn die Verantwortung für die Familie, bei der sich jeweils zwei Kinder ein Bett teilen mussten.

## Verkettung glücklicher Umstände

In der Rückschau erscheint dieser Verlauf der Ereignisse – mit Ausnahme des frühen Tods meines Grossvaters – als eine unglaubliche Verkettung glücklicher Umstände. Denn nur wenige Wochen nach der Bahnreise in die Schweiz brach im August 1914 der Erste Weltkrieg aus, und alle Grenzen wurden geschlossen. Eine spätere Ausreise aus Polen wäre damit unmöglich gewesen. Und das gewählte Reiseziel Schweiz war 25 Jahre später das einzige Land in Mitteleuropa, das nicht von Hitler überrannt wurde und wo die Juden nicht in Viehwagen in die Vernichtungslager verschickt wurden. In Polen wären mein Vater und seine unmittelbare Familie umgebracht worden, gleich wie der zurückgebliebene Teil der Verwandtschaft. Und ohne die Reise in die Schweiz wäre ich im Sommer 1945, nur einen Monat nach Kriegsende, nicht im unversehrten Zürich geboren worden. So verdanke ich meine Existenz und alles, was ich später erleben durfte, einer ganzen Reihe von glückhaften Zufällen. Und vor allem der Schweiz.

Jedes Leben wird von politischen Entwicklungen mitgeprägt, wobei man sich dessen wohl dann weniger bewusst ist, wenn nicht existenzbedrohende äussere Umstände eine entscheidende Rolle gespielt haben. Ich hingegen hatte dank den vielen Erzählungen meines Vaters immer vor Augen, dass nichts an meinem Leben selbstverständlich gewesen ist. Das Wissen, dass alles ganz anders hätte verlaufen können, prägt mich seit frühesten Kindheitstagen. Und es bestimmt meine Sicht der Welt und vor allem der Schweiz. Dabei dominiert das Gefühl der Dankbarkeit, dass unsere direkte Familie – anders als viele Millionen Unglücklicher – verschont geblieben ist. Dieses Bewusstsein hat mich auch in dem Sinne geprägt, nicht ausschliesslich für das eigene Wohlbefinden und dasjenige der Kernfamilie zu sorgen, sondern im Rahmen der individuellen Möglichkeiten auch einen positiven Beitrag zur Entwicklung der Gesellschaft zu leisten.

Mein Vater erzählte mir oft von seinem Traum, Arzt zu werden, um so den Menschen

helfen zu können. Aber natürlich gab es dafür keine Möglichkeit, weil die finanziellen Mittel für eine lange Ausbildung nicht vorhanden waren. Also begann er eine Lehre als Schneider, obwohl er diesem Beruf nichts abgewinnen konnte. Aber das brachte die paar dringend benötigten Franken in die Familienkasse. Später wurde er Vertreter und wandte sich in seiner Freizeit der Psychologie zu. Als Präsident der Coué-Vereinigung war es sein Anliegen, vielen Menschen in Vorträgen und Einzelsitzungen die Autosuggestion und die Kraft des positiven Denkens nahezubringen, damit sie gleich wie er selbst die Schwierigkeiten des Lebens besser meistern konnten.

Als ich als Erster der ganzen Familie die Matura machte, überraschte ihn das, weil dies nur die wenigsten meiner Mitschüler aus dem Zürcher Arbeiterkreis 4 geschafft hatten. Und als ich meinen Dokortitel in St. Gallen abholte, konnte er es kaum fassen. Jahre später, kurz vor seinem Tod, zeigte ich meinen Eltern das neuerworbene Haus mit Garten, und er blickte mich ungläubig an. «Sag, Roger, bist du ein Hochstapler?», fragte er mich allen Ernstes, weil die materiellen Früchte meiner Aktivitäten sein Vorstellungsvermögen bei weitem gesprengt hatten.

Nein, ich bin nicht Arzt geworden, wie er es sich gewünscht hatte. Meine Neigungen gingen in eine andere Richtung. Mit der Gründung von «Kassensturz» vor beinahe vierzig Jahren (!) versuchte ich die Ohnmacht der uninformierten Konsumenten gegenüber den damals allmächtigen Produzenten abzubauen. Bei der *Tat* deckten wir mit dem «Chiasso-SKandal» den grössten Betrugsfall im Schweizer Bankensystem auf und lancierten den ersten kostenlosen juristischen Beratungsdienst in einer Tageszeitung. Mit Radio 24 wollte ich ein wichtiges demokratiefeindliches Monopol brechen, und später versuchte ich dasselbe im Fernsehen mit Tele Züri. Und immer hatte ich die moralischen Grundwerte vor Augen, die mir mein Vater vermittelt hatte: Im Zweifelsfall soll man auf der Seite der Schwächeren stehen. Sie sollen ähnliche Chancen haben, zu ihrem Recht zu kommen, wie Leute aus den privilegierten Schichten. Und wenn du die Möglichkeit hast, direkt helfend einzugreifen, dann sollst du das tun und dich dabei grosszügig zeigen.

Zu extremen politischen Bewegungen wahrte ich immer eine kritische Distanz, weil sie mir allesamt kein Vertrauen einflössten. Nach der Lektüre der Erlebnisberichte von Arthur Koestler mit ihren detaillierten Beschreibungen des stalinistischen Terrors schloss ich mich als Student im epochalen Jahr 1968, anders als viele meiner spannendsten Kollegen, weder einer maoistischen noch einer kommunistischen oder einer anderen Gruppe an, sondern blieb meiner kritischen Haltung

gegenüber allen Seiten treu. Daran hat sich auch mit zunehmendem Alter und wachsendem Wohlstand nichts geändert. Ich bin nicht automatisch ins rechte Lager gewechselt, wie das viele meiner früheren Weggefährten getan haben, die sich nach den wilden Jahren scheinbar bedenkenlos der dominierenden Schicht anschlossen. Zwar bestimmt das Sein das Bewusstsein, wie Marx richtig erkannt hat, aber anders, als er es begründet hat, müssen die Höhe des Bankkontos und das Streben nach Luxus nicht der alles bestimmende Faktor sein, wenn die Grundwerte, die man verinnerlicht hat, genügend stark verankert sind.

Ich erzähle all dies hier zum ersten Mal, weil ich zum Nationalfeiertag 2013 über mein Verhältnis zur Schweiz berichten soll, wie mir mein permanenter Debattenpartner Roger



*Positive Energie:* Eltern Abraham und Marcelle.

Köppel vorgeschlagen hat, der in fast allen wichtigen Fragen diametral andere Ansichten vertritt als ich. Als Person mit der Möglichkeit, sich in mehreren Medien zu äussern, bin ich deshalb bereit, hier meine private Geschichte einzubringen, denn sie beeinflusst meine Beurteilung aktueller Ereignisse oft viel stärker, als selbst ich mir bewusst bin.

So ist etwa mein Verhältnis zur Schweizer Armee geprägt durch die Ereignisse zwischen 1939 und 1945. Zwar streiten die Historiker über die Rolle unserer Männer im Aktivdienst und verweisen auch auf andere Faktoren, die entscheidend dafür waren, dass die Schweiz vom grossen Unheil verschont geblieben ist, das all unsere Nachbarländer zerstört hat. Es seien vor allem auch wirtschaftliche Gründe gewesen, wird anhand von zahlreichen Dokumenten belegt. Und dann habe viel Glück dazugehört, dass Hitler unser

Land nicht angegriffen hat. Das mag alles seine Richtigkeit haben, aber ohne Armee – und davon lasse ich mich nicht abbringen – wäre die Schweiz nicht verschont geblieben. Und ich wäre wohl nicht geboren worden, weil man meine Eltern in einem Konzentrationslager ermordet hätte. Von diesem Grund war es für mich absolut undenkbar, den Wehrdienst zu verweigern oder sich später in der Bewegung für eine Schweiz ohne Armee zu engagieren, auch wenn sich die internationale Bedrohungssituation grundlegend verändert hat. Zwar bewahre ich eine kritische Haltung zur heutigen Armee, etwa bei der Flugzeugbeschaffung. Aber eine apodiktische Ablehnung unserer Armee hat in meinem System schlicht keinen Platz, weil ich dies als Verrat an einer Institution empfinden würde, die mir wohl das Leben erst ermöglicht hat.

### Gegen Schaum-vor-dem-Mund-Politik

Als Angehöriger einer Minderheit empfinde ich automatisch Empathie für andere Minderheiten, die erst seit kurzem unter uns leben und noch wenig integriert sind. Ich weiss, was es bedeutet, ausgegrenzt zu sein, wenn nicht aus eigenem Erleben, so doch aus Erzählungen. Als Teil einer Familie, die in bitterer Armut gelebt hat und mit fehlenden Sprachkenntnissen und ohne genügende Ausbildung am untersten Ende der Sozialleiter beginnen musste, habe ich Mitgefühl für Menschen, die heute Ähnliches erleben. Mein älterer Cousin Rolf, Sohn der einzigen Schwester meines Vaters, wurde im Laufe seiner Karriere Direktor des auch für Ausländer-Arbeitsbewilligungen zuständigen Zürcher Arbeitsamtes. In dieser Funktion war er täglich mit Ausländern konfrontiert und ist dabei oft auch in deren Rolle geschlüpft. «Ich habe immer daran gedacht, wie es unsere Grosseltern damals erlebt haben mussten, welche Probleme sie mit den Behörden im fremden gesellschaftlichen Umfeld hatten», erzählte er mir. Ich bin sicher, dass er mit dieser Haltung selbst in schwierigsten Situationen die richtige menschliche Haltung gezeigt hat, natürlich unter pingeliger Beachtung aller Vorschriften. Der Aufstieg in eine Machtposition hat ihn nicht hochmütig werden lassen, sondern er hat im Gegenteil die Chance genutzt, diese schwierige Arbeit im Auftrag der Allgemeinheit mit höchstmöglichem Einfühlungsvermögen zu bewältigen.

Deshalb bin ich ein heftiger und auch lautstarker Kritiker einer Partei geworden, die mit fremdenfeindlichen Parolen und bewusst verletzenden und provokativen Plakaten auf Stimmenfang geht. Ich bin davon abgestossen, dass man die immer und überall vorhandenen Abwehrreflexe gegen alles Fremde zum eigenen Nutzen schürt und Einzelfälle zu allgemeinen Verhaltensmustern erklärt. Man behindert so die in allen Ländern und allen Epochen sehr schmerzhaft und schwierige Integration von Neuankömmlingen, die man



*Im besten Land der Welt:* Schawinski (z. v. r.) mit Töchtern Joelle und Lea und Sohn Kevin.

oft aus wirtschaftlichen Gründen in ein für sie völlig fremdes Umfeld gerufen hat. Soziale Fehlentwicklungen sind bei Immigranten immer stärker als bei der einheimischen Bevölkerung, die sich auf ein Beziehungs- und Orientierungsnetz stützen kann, das sich über Generationen hatte bilden können. Deshalb wünsche ich mir einen kühlen Blick zur Lösung der real existierenden Probleme und keine Schaum-vor-dem-Mund-Politik, um mit demagogischen Methoden das eigene politische Süppchen zu kochen. Diese Kleinherzigkeit bringt die schlechtesten Eigenschaften bei Menschen hervor, die sich leicht hin Sündenböcke suchen, um auf diese billige Weise ihr Selbstwertgefühl zu stärken. Und wenn selbst die einst liberale FDP sich wie in Schlieren gegen einen muslimischen Friedhof ausspricht, dann empfinde ich dies als ein schändliches Zeichen von Intoleranz.

### Hoffen auf eine Reform der EU

Ich hatte das Glück, rund sieben Jahre im Ausland verbringen zu können. In meiner Studenzeit schuftete ich einige Monate in einem Kibbuz in Israel, ein Jahr studierte ich an einer Universität in den USA, viel später war ich beinahe fünf Jahre lang in leitender Position in Deutschland. Dieser Blick aus der Ferne hat mein Urteil über die Schweiz extrem geschärft. Ich erkenne die Einmaligkeit unseres Landes wohl viel deutlicher als Menschen, die die Schweiz nie für längere Zeit von aussen betrachtet haben. Ich sehe die Schweiz als ein Land, das sich auf eine ungebrochene Geschichte stützen kann. Hier gibt es nicht Millionen von Familien, die durch kriegerische oder politische Ereignisse traumatisiert wurden, wie mir gerade in meiner Zeit in Berlin

bewusst wurde, wo das schmerzhaft historische Erbe weiterhin sehr viele Angehörige der heutigen Generation gefangen hält. Bei uns besteht die Generation der Väter und Mütter nicht aus Tätern oder Opfern – und dies ist ein unvergleichliches Glück. Deshalb ist die Schweiz, die nach den grossen Kriegen jeweils aus einer hervorragenden Pole-Position starten konnte, eine Insel der Unversehrten geblieben, auch wenn uns oft viel zu wenig bewusst ist, welche aussergewöhnliche Gnade wir dadurch erfahren durften.

In meinen bisher 68 Jahren habe ich im reichsten und besten Land der Welt die längste Friedenszeit der Menschheitsgeschichte erleben dürfen. Nie zuvor gab es in allen wichtigen Bereichen so fantastische Bedingungen wie für meine Generation: in der Ausbildung, der Gesundheitsversorgung, im Lebensstandard, den Berufsmöglichkeiten, der Meinungsfreiheit, der Lebenserwartung, den Reismöglichkeiten – und vielem mehr. Ermöglicht wurde all dies nicht allein durch eigene Leistung, sondern in erster Linie durch das erfolgreichste Friedensprojekt der Geschichte: die EU. Sie hat dem im letzten Jahrhundert so arg geschundenen Kontinent eine in der ganzen Historie nie gekannte Stabilität verschafft. Die Erbfeindschaften zwischen den grossen Nationen, die mehr als einmal unglaubliches Unglück über Europa und die Welt gebracht haben, sind überwunden und haben nachbarschaftlichen Gefühlen Platz gemacht. Dies ist eine Errungenschaft, die alles andere überstrahlt und die in unserem Land oft leicht hin übersehen wird. Und deshalb lehne ich die hämische, selbstgerechte und ahistorische Disqualifikation der EU als «intellektuelle Fehlkonstruktion» zutiefst ab, mit der heimi-

sche EU-Kritiker wie Christoph Blocher und Roger Köppel hausieren. Bei solchen politischen Statements schwingt zudem immer mit, dass die Kritiker sehnlichst auf die Bestätigung ihrer These und damit auf ein Scheitern der EU hinfiebern.

Natürlich ist die EU nicht perfekt. Natürlich gibt es zu viel Bürokratie, aber wo ist es anders? Natürlich ist der Euro in der heutigen Form kein zu Ende gedachtes Konzept, das auch aus idealistischen Gründen und deshalb ohne die notwendigen weiteren Massnahmen lanciert worden ist. Eine Reform ist deshalb unerlässlich, und wir alle sollten darauf hoffen. Denn die Alternative eines Auseinanderbrechens Europas würde die Türen für so viele unheilvolle und unabsehbare Entwicklungen öffnen, dass auch von uns wirklich alles getan werden sollte, um die EU zu verbessern und nicht, um sie schlechtzureden.

Die internationalen Veränderungen der letzten Jahrzehnte haben gewichtige Auswirkungen auf die Schweiz, auch wenn das viele nicht wahrhaben wollen. Die geistige Réduit-Mentalität ist mit Sicherheit kein Zukunftskonzept. Und die EU ist kein drittes Recht, das uns von aussen bedroht, wie das von den EU-Gegnern mit ihren unterschweligen Rütli-Vergleichen immer wieder ins Spiel gebracht wird. In unserer immer globalisierteren Welt wird kein unsolidarischer Sonderfall mehr toleriert, der sich an den Steuereinnahmen anderer Länder mästet. Diese Epoche ist definitiv vorbei. Aber immer noch lassen sich viele Schweizer von hurratriotischen Parolen über den ständig drohenden «Untergang» unseres Landes ins Bockshorn jagen, weil wegen der glückhaften Schweizer Geschichte in unserer DNA eine echte Angst, dass sich alles auch einmal zum Schlimmen wenden könnte, gar nicht enthalten ist.

Der Appell, dass wir wie die mythischen drei Eidgenossen unsere absolute Souveränität verteidigen sollten, ist durch die faktische Entwicklung der letzten Jahrzehnte und die zahlreichen dabei eingegangenen Verträge schlicht irreführend. So werden die Zeichen der Zeit völlig falsch gedeutet, und wir werden als Kleinstaat immer tiefer in eine schutzlose Isolation geführt, wie die Konflikte der letzten Jahre belegen. So stösst etwa das kleinherzige Gejammer über die von uns zu bezahlenden «Kohäsionsmilliarden», die wir als Nutzniesser der durch die EU erzielten Vorteile beizusteuern haben, in vielen der leidgeprüften Ländern unseres Kontinents auf absolutes Unverständnis. Dort herrscht ein viel sensibleres Geschichtsverständnis und damit eine grössere Opferbereitschaft für ein befriedetes Europa als bei uns. Etwa, wenn die EU es nun auf sich nimmt, selbst Länder wie das problembehaftete Kroatien in die Gemeinschaft aufzunehmen, damit sich ein Krieg im ehe-

maligen Jugoslawien nicht wiederholen kann, unter dessen katastrophalen Folgen auch unser Land durch die grossen Flüchtlingsströme betroffen war.

Deshalb glaube ich – auch aus meiner persönlichen Geschichte heraus –, dass wir einen Weg beschreiten sollten, der sowohl unsere wirtschaftlichen und politischen Interessen als auch diejenigen unseres Kontinents bestmöglich wahrhaft. Die oft heraufbeschworene Gefahr eines kompletten Verlusts der Identität erkenne ich nicht, denn die hat selbst nach über fünf-

## Bei uns besteht die Generation der Väter und Mütter nicht aus Tätern oder Opfern.

zig Jahren in keinem einzigen der Staaten der EU stattgefunden. Selbst das klitzekleine Luxemburg ist im grossen Europa nicht untergegangen, sondern kann sogar, anders als wir, die Zukunft des Kontinents an entscheidender Stelle mitgestalten. Unsere extrem positiv besetzten Begriffe «Swiss made» und «Swissness» sind durch eine weitere Annäherung an die EU keineswegs bedroht. Unser Land wird sich deshalb nicht gemäss den häufigen benutzten Angstmachermetaphern wie Zucker im Kaffee auflösen, wie uns von den apodiktischen EU-Hassern weismacht wird.

Mein Sohn Kevin, der lange Jahre an Universitäten in Grossbritannien und den USA studiert hat, ist vor wenigen Monaten mit 31 Jahren in die Schweiz zurückgekehrt, und zwar als Assistenzprofessor für Astrophysik an der ETH. Noch ist er nach seinen ausgiebigen Erfahrungen im Ausland nicht aus dem Staunen darüber herausgekommen, wie viel effizienter unser Land funktioniert als alle anderen. Unser öffentliches Verkehrssystem. Unsere Behörden. Und dass in Zürich, anders als auf seiner ehemaligen Wohnstrasse in New Haven, die nur knapp ausserhalb der renommierten Yale University lag, des Nachts keine Menschen vor seiner Haustüre erschossen werden. Und er wundert sich, dass sich viele Schweizer so wenig bewusst sind, wie glücklich sie sich schätzen können, dass sie ohne grosse tägliche Fährnisse ihr Leben gestalten können. Meine grosse Tochter hat sich für jenen Beruf entschieden, den sich mein Vater so sehr für sich und später für mich gewünscht hatte. Als Assistenzärztin ist sie nun viele lange Nächte in der Intensivstation eines Spitals im Einsatz, um alten und kranken Menschen zur Seite zu stehen. So ist dieser Traum meines Vaters schliesslich in der dritten Generation doch noch wahr geworden. Und die sechzehnjährige Lea will wie ihre Mutter Gabriella Primarlehrerin werden. Damit ist ein unendlich weiter und beglückender Weg seit jenem Tag im Sommer vor 99 Jahren zu-

rückgelegt worden, an dem meine armen, verängstigten und in vielen Dingen des Lebens unkundigen Grosseitern aus dem Drittklasserteil in Chur aus dem Zug ausgestiegen sind.

**A**uch damals schien die Welt in Ordnung. Doch dann mündeten einige Zwischenfälle nur ein Jahr später und ohne Vorwarnung in eine unendlich grosse Katastrophe und nur 25 Jahre später in eine zweite noch viel schrecklichere. Niemand kann garantieren, dass sich Ähnliches nicht wiederholen wird und dass wir in der Schweiz auch ein drittes Mal verschont bleiben würden. Und deshalb sollten wir alle unseren Beitrag leisten, damit unsere Kinder und die Kinder unserer Kinder eine ebenso friedliche Zeit ohne gewaltige Verwerfungen erleben werden, wie es mir und allen anderen meiner und der folgenden Generationen bisher beschieden war. Damit diese so ausserordentliche Epoche der Glückseligkeit nicht irgendwann zu Ende gehen wird.

**Roger Schawinski**, geboren 1945 in Zürich, ist Journalist und Medienpionier. Er gründete das erste Schweizer Privatrado, Radio 24, den ersten Schweizer Privatfernseher, TeleZüri, und das erste nationale Privatfernsehen, Tele 24. Heute leitet er Radio 1 und moderiert eine Talkshow im Schweizer Fernsehen.

# ROAMER

OF SWITZERLAND



Searock



## Bekenntnisse

# Mit Vasella im leeren Lokal

Die Deutschschweiz war mir immer ein Mysterium. Dann zog ich vor zehn Jahren als Korrespondent für die *Financial Times* in die Nähe von Zürich. Ich bedaure keinen Moment, dass ich nun hier bin.

Von Haig Simonian

Vor genau zehn Jahren stand ein ausländischer Journalist mittleren Alters auf der Terrasse am Zürichhorn und dachte an seinen bevorstehenden Umzug von Berlin in die Schweiz. Was würde mich hier erwarten? Einige Gäste beim Abschiedsapéro für meinen Vorgänger spürten meine Unsicherheit. Ein Gast zeigte auf den See, der an diesem heissen Sommernachmittag glitzernd vor uns lag, und auf die majestätische Bergkulisse im Hintergrund, und er sagte: «Herr Simonian, schauen Sie nur ...»

Zehn Jahre später bin ich zu meiner eigenen Überraschung noch immer hier, und die Schweiz steht, trotz einiger Dellen und Schrammen, ausgesprochen gut da – besser jedenfalls als die meisten ihrer Nachbarn.

Seit meinem offiziellen Arbeitsbeginn am 1. September 2003 habe ich die Turbulenzen im Privatbankgeschäft (neben der Uhrenindustrie das klassische Ressort der Schweiz) und das sich abzeichnende Ende des Bankgeheimnisses mitverfolgt. Ein Beruf, der früher allerhöchstes Ansehen genoss, steht nach den Erschütterungen der vergangenen zehn Jahre mit einem negativen Image da. Zu den Nachwirkungen gehört auch ein Aufstand gegen Managergehälter, der sämtlichen Klischees vom farblosen und braven Schweizer widerspricht. Politisch hat das Jahrzehnt im Gefolge der Nazigold-Debatte zu der schmerzhaften Erkenntnis geführt, dass selbst gute Nachbarn unangenehm werden können und kleine, reiche Länder, die Wert auf ihre Unabhängigkeit legen, alles tun sollten, um in schwierigen Zeiten nicht isoliert dazustehen.

Die zehn Jahre haben mir aber auch gezeigt, mit welchem Geschick ein kleines Land, ohne Bodenschätze und topografisch benachteiligt, ernsten wirtschaftlichen Krisen widerstehen kann. Die Schweiz hat einige der grössten wirtschaftlichen Herausforderungen der letzten hundert Jahre nicht bloss überlebt, sondern mit Bravour gemeistert. Das verdankt sie nicht nur den Bereichen Spitzentechnologie, Innovation oder Forschung und Entwicklung. Überraschenderweise gehören auch grosse Teile der verarbeitenden Industrie dazu, trotz astronomisch hoher Kosten und einer extrem starken Währung.

Die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit, die ich beobachten konnte (und mit der ich damals, ehrlich gesagt, nicht gerechnet hätte), gründet auf nationalen Werten, die im weites-

ten Sinne unternehmer- und wettbewerbsfreundlich sind und unternehmerischen Erfolg belohnen. Ebenso bemerkenswert erscheint mir die Neigung der Schweizer, langfristig zu denken und zu investieren, ob in Infrastruktur oder Bildung, worin sie sich deutlich von den meisten Nachbarn unterscheiden. Natürlich ermöglichen Wohlstand und ein ausgeglichener Haushalt finanziellen Spielraum, aber hierzulande wird mehr Wert auf Kontinuität gelegt als anderswo. Vielleicht haben all die kühnen, in Jahrzehnten entstandenen Alpenquerungen zu der Einstellung geführt, dass es, wie mühsam der Weg auch sein mag, immer Licht am Ende des Tunnels gibt.

Politisch ist das Bild indes weniger schmeichelhaft. Der direkten Demokratie kann ich inzwischen viel abgewinnen, auch wenn ich nicht ganz verstehe, warum mir das Wahlrecht nach zehn Jahren noch immer vorenthalten wird. Mit Überraschung, Verwunderung und gelegentlicher Bestürzung habe ich aber auch beobachtet, dass wichtige politische Probleme in Bern oft nicht rechtzeitig erkannt und angepackt werden. Als Bundesrat Hans-Rudolf Merz mit leeren Händen aus Tripolis zurückkehrte, dürfte das eine besonders schmerzhaft aussenpolitische Demütigung gewesen sein. Doch es gibt noch viele andere Beispiele, wo durch eine klare Politik und entschlossene Massnahmen peinliche Situationen hätten vermieden oder zumindest entschärft werden können. Das unzureichende Kriseninstrumentarium des Schweizer Systems ist schon oft kommentiert worden. Bisher haben nur wenige der klugen Empfehlungen zu spürbaren Reformen geführt. Ich fürchte, Bern wird die Stadt ewiger «Kommissionen» und «Expertengruppen» bleiben.

Vor zehn Jahren kannte ich die Schweiz nur partiell. Während meiner Zeit als Korrespondent in Mailand in den frühen 1990ern bot das Tessin eine willkommene Möglichkeit, dem Alltag in der italienischen Wirtschaftsmetropole zu entfliehen. Und als Kind, dessen Eltern für die Romandie schwärmten, war mir Lausanne mindestens so vertraut wie Manchester, in dessen Nähe ich aufwuchs.

Die Deutschschweiz dagegen war mir immer ein Mysterium. Während meiner Tätigkeit in Frankfurt (und später in Berlin) hatte ich angenommen, die Deutschschweizer seien im Grunde wie ihre nördlichen Nachbarn, nur rei-

cher, ruppiger und arroganter. Die Realität sah erfreulicherweise ganz anders aus. Ich erinnere mich noch gut daran, wie Einheimische mir den Unterschied zwischen Teutonen und Alemannen erklärten. Der Alltag war jedenfalls weit entfernt von dem, was ich erwartet hatte: statt Arroganz, Unhöflichkeit oder Desinteresse begegnete ich Geduld, Höflichkeit und – zumindest in Zürich – einer bemerkenswerten Weltläufigkeit, die sämtlichen Klischees vom provinziellen Schweizer widersprach.

Besonders erfreulich fand ich, dass mir die unschönen Szenen erspart blieben, die ich in Deutschland so oft erlebt hatte. In der Schweiz wurde ich bislang noch nie angeschnauzt, weil ich jemandem im Weg stehe oder mich am Billettautomaten nicht beeile oder wegen irgendeiner anderen Lappalie. Und noch immer muss ich schmunzeln, wenn ich bei Bahnfahrten sehe, dass die Leute sich die Schuhe ausziehen, bevor sie die Füsse auf den gegenüberliegenden Sitz legen. Das grösste Problem ist und bleibt das Schweizerdeutsch und die Erkenntnis, dass mir all die Schuljahre, in denen wir Hochdeutsch paukten, in meinem gegenwärtigen Alltag nur bedingt nützen.

In den letzten zehn Jahren hatte ich unvergessliche Begegnungen, vor allem in der Geschäftswelt, dem Schwerpunkt meiner journalistischen Tätigkeit. Die Kompetenz der Spitzenmanager, die ich kennenlernte, hat mich ebenso beeindruckt wie die Bereitwilligkeit der Schweizer, die Führungsetagen ihrer Unternehmen für Ausländer zu öffnen.

Ein Abendessen mit Dan Vasella kurz nach meiner Ankunft hat sich mir tief eingepägt. Statt in der Konzernzentrale oder in einem superfeinen Hotel trafen wir uns am Stadtrand von Basel in einem schlichten Lokal mit hervorragender Küche. Während des ganzen Abends waren wir die einzigen Gäste. Ich frage mich noch heute, ob das Restaurant vielleicht unpopulär war oder ob der mächtige, charismatische Novartis-Boss es komplett gebucht hatte. Und, falls Letzteres zutrif, was wollte er mir damit signalisieren?

Journalistisch war mein Höhepunkt (für die Schweiz bald darauf der Tiefpunkt) jener Spätnachmittag im August, als das Telefon in meinem Büro klingelte. Ich stand schon in der



*Gibt es nichts zu mäkeln?*

Tür, lief noch einmal zurück und nahm ab. «Mein Name ist Tarantula», sagte der mysteriöse Anrufer. «Das ist natürlich nicht mein wahrer Name. Aber die Informationen, die ich für Sie habe, werden das Ende des Schweizer Privatbankgeschäfts in der bekannten Form bedeuten.» Tarantula war, wie sich herausstellte, Bradley Birkenfeld, der ehemalige UBS-Privatbanker in Genf. Der Rest ist Geschichte, wie man so schön sagt. Ich bin überzeugt, dass das Schweizer Privatbankgeschäft, anerkannt in Service, Vertrauen und Professionalität, eine starke Zukunft hat. Doch es wird zweifellos eine schwierige Übergangsphase mit vielen, zum Teil selbstverschuldeten Opfern geben. Dass einige Privatbanken so gierig oder kurzsichtig (oder beides) waren, nach 2009 Geld amerikanischer UBS-Kunden zu nehmen, ist aus meiner Sicht eine unfassbare Dummheit.

### Villen hinter hohen Hecken

In politischer Hinsicht ist mir eine Begegnung unvergesslich. Gerade aus Berlin eingetroffen, erlebte ich den Wahlkampf von 2003. Für Neuankömmlinge ist die Schweizer Politik nicht leicht zu verstehen, sie ausländischen Lesern mit wenigen Worten zu erklären, ist noch schwieriger. Besonders überrascht war ich aber von der SVP. Die Parolen und vor allem

die typografische Anmutung ihrer Wahlkampfplakate hätten in Deutschland – gelinde gesagt – Stirnrunzeln hervorgerufen.

Ich verabredete mich mit Christoph Blocher, dieser eindrucksvollen Figur auf der politischen Bühne, zu einem Gespräch. Er lud mich ein, ihn abends in Herrliberg zu besuchen. Da ich nicht so weit entfernt wohnte, glaubte ich, genügend Zeit für die Fahrt einkalkuliert zu haben. Nach fruchtlosen Umwegen auf unbeschilderten und unbeleuchteten Nebenstrassen, die mich immer mehr frustrierten, traf ich schliesslich mit einer knappen Stunde Verspätung ein. Blocher begrüßte mich herzlich. Ich erinnere mich nicht mehr an unser Gespräch, aber ich weiss noch, dass er Winston Churchill mindestens dreimal und Margaret Thatcher zweimal erwähnte. Ich bin nicht unbedingt ein Anhänger seiner Politik, an seinen Vorbildern habe ich aber nichts auszusetzen.

Zum Schluss vielleicht noch ein Wort zur Schweizer Lebensart. Die Leute am Zürichhorn hatten natürlich recht. In den vergangenen zehn Jahren habe ich eines der schönsten Länder Europas kennengelernt.

Ob Seen, Berge oder Täler – wir haben sie wahrscheinlich alle gesehen und können doch nie genug davon bekommen. Sooft wir in Zermatt sind, erfüllt uns der Anblick des Matter-

horns mit ehrfürchtigem Staunen. Das Gleiche gilt für die vielen anderen Sehenswürdigkeiten. Die Mitreisenden wundern sich bestimmt über diesen komischen Typ, der auf der Gotthardbahn ständig zwischen der linken und rechten Seite wechselt, um nur ja keinen Ausblick zu verpassen. Zumindest im Lavaux befinden sich die atemberaubenden Hänge ja alle auf einer Seite! Mögen manche Schweizer die Kommerzialisierung der Alpen und die allzu intensive Bebauung beklagen – ich für mein Teil bewundere ihren engagierten Naturschutz und ihre meist sichere Hand im Ausgleich zwischen ökologischen und unternehmerischen Interessen.

**G**ibt es nichts zu mäkeln? Ausländer beklagen sich gern darüber, dass die Schweizer zwar höflich, aber unnahbar sind. In diesen Chor muss ich leider einstimmen. Nach zehn Jahren haben wir Dutzende, vielleicht Hunderte von Bekannten, aber doch nur sehr wenige richtige Freunde unter den Schweizern gefunden – Menschen also, an die man sich in der Not wenden und die man spontan anrufen kann. Spontaneität ist hier ein Fremdwort. Natürlich kann ich in meinem Alter nicht mehr die zwanglosen, unbeschwerteten Freundschaften erwarten, die man früher leicht geschlossen hat. Und es liegt wohl auch daran, dass ich in einer beliebten, etwas hochnäsigen Gemeinde an der Goldküste wohne, mit Villen, die sich hinter hohen Hecken verbergen. Ein weitgereister Schweizer Freund gibt uns immer zu bedenken, ob es in einem wohlhabenden Londoner Vorort wie etwa Richmond so furchtbar anders wäre. Vermutlich hat er recht.

### Statusdenken ist hier leider wichtig

Aber ich glaube, es kommt noch etwas anderes hinzu, auch wenn ich es nicht genau benennen kann. Manchmal habe ich das Gefühl, dass man ständig taxiert wird. Ich muss noch immer lachen, wenn ich an die Leute zurückdenke, die mich jahrelang ignoriert hatten, urplötzlich aber akzeptabel fanden, nachdem sie herausgefunden hatten, dass ich eine Immobilie gekauft hatte und als Kolumnist für eine hiesige Sonntagszeitung schrieb. Auch haben viele Leute kein Talent für Smalltalk. Wenn man nicht einmal ins Gespräch kommt, wie soll man dann Freundschaften schliessen? Aber ich werde das Gefühl nicht los, dass Statusdenken in der Schweiz wichtiger ist als in vielen anderen Ländern, in denen ich gelebt habe.

Mein Fazit? Die Schweiz hat jede Menge Gründe, auf sich und ihre Leistungen stolz zu sein. Dass ich hierhergezogen bin, bedauere ich nicht einen Moment – verstandesmässig. Gefühlsmässig bin ich noch immer hin- und hergerissen. Vielleicht braucht es noch einmal zehn Jahre, damit Herz und Verstand zusammenkommen.

Haig Simonian war Schweiz-Korrespondent der *Financial Times* und ist Kolumnist der *NZZ am Sonntag*. Aus dem Englischen von Matthias Fienbork.

# Hotel Switzerland

Schweizer Hoteliers führen die besten Häuser der Welt, und die besten ausländischen Hoteliers der Welt lernten ihr Geschäft ebenfalls in unserem Land. Doch was passiert mit Fünf-Sterne-Häusern in der Schweiz? Auf Recherche in Dubai und Murten. *Von Mark van Huisseling*

Der 10. Juli dieses Jahres war ein spezieller Tag für Christophe Schnyder: Es war der Beginn des heiligen Monats Ramadan, der um 4.15 Uhr mit Fajr, dem Morgengebet und ersten von fünf Gebeten, anfang. Um 5.35 Uhr war Sonnenaufgang, und bis 19.15 Uhr und Maghrib, dem Gebet nach Sonnenuntergang, dürfen gläubige Muslime nicht essen. Schnyder, ein Lausanner, der seit 1999 in Dubai lebt, ist kein gläubiger Muslim, sondern General Manager (GM) des «Sofitel The Palm», des neusten Fünfsterne-resorts der grössten Stadt der Vereinigten Arabischen Emirate, gelegen am Persischen Golf. Das neugebaute Haus mit 361 Zimmern, acht Restaurants, sieben Bars und einem Nachtclub, dessen oberster Chef Schnyder ist, ist seit dem 1. Juli offen. Die ersten Tage nach dem Opening, weiss man, sind anspruchsvoll – es gibt bereits zahlende Menschen im Hotel, doch es gibt auch noch meist kleinere Dinge, die nicht laufen, wie

sie sollten. In dieser Zeit sind die Tage des GMs lang und seine Nerven manchmal angespannt. Dann braucht er Mitarbeiter, die ihre ebenso langen Tage gut durchstehen, trotz ebenso angespannter Nerven. Und da würde es wahrscheinlich helfen, wenn Mitarbeiter nicht fasten müssten.

## Im August muss alles funktionieren

Um 10 Uhr steht Schnyder, 49, verheiratet, zwei Söhne im Teenager-Alter, die zurzeit mit seiner Frau in Lausanne leben, in der Halle neben der Réception, wie verabredet, und empfängt eine Textnachricht auf seinem Blackberry. Der aktuelle Stand der Mängelliste: Nicht alle Gäste können das drahtlose Datennetzwerk (Wi-Fi) benutzen (in der Junior-Suite, die Ihrem Reporter gratis zur Verfügung gestellt wurde, funktionierte es). Auf einem der drei Stockwerke, auf denen sich Gästezimmer befinden, lassen sich bloss

43 von 87 oder so TV-Sendern empfangen. Und nicht in allen Zimmern ist es möglich, die gewünschte Raumtemperatur exakt einzustellen; die Klimaanlage läuft zwar, doch es gibt Probleme mit der Feinabstufung. Eine Klimaanlage, die nicht funktioniert, wäre ein *deal-breaker*, kann man sagen – die Aussentemperatur beträgt 38 Grad, die (gefühlte) Luftfeuchtigkeit hundert Prozent. Später am Tag wird es noch zehn Grad wärmer, trockener wird es nicht, man ist zwar in der Wüste, doch man ist, vor allem, am Meer; das «Sofitel The Palm» befindet sich zirka hundert Meter vom Wasser entfernt zuvorderst auf einer künstlichen Insel mit einer Fläche von 560 Hektaren, die Ergebnis von Landgewinnung ist (zwischen dem Hafen und dem Zentrum Dubais).

«Das ist sehr *reasonable* von Ihnen, dass Sie nur auf die Klimaanlage Wert legen», sagt Schnyder, der fließend Hochdeutsch spricht, weil er einen Teil der Kindheit in Luzern verbrachte (sein Vater war Generaldirektor, wie es damals hiess, verschiedener Hotels in der Schweiz), doch die meisten Gäste, die für ihr Zimmer zahlten, verlangten, dass alles funktionierte, sagt er. Was man als ein wenig zu fordernd beschreiben darf, weil man in den ersten Wochen bloss zirka die Hälfte des normalen Preises von umgerechnet rund 800 Franken für eine Nacht bezahlt. Auch darum wurde der Entscheid gefällt, das Haus während des Ramadans zu öffnen – dann ist die Auslastung des Hotels unter 50 Prozent, es kommen keine Gäste aus dem mittleren Osten und bloss wenige aus Europa, Grossbritannien oder Amerika, dort ist ebenfalls Sommer. Die Saison beginnt nach dem 7. August, wenn der heilige Monat zu Ende ist. Dann muss im «Sofitel» alles funktionieren.

## Älteste Hotelschule der Welt

In vielen grossen und wichtigen Hotels in vielen grossen und wichtigen Städten der Welt ist der oberste Chef, der GM, ein Schweizer. Diese Aussage ist nicht neu, einverstanden. Doch sie stimmt immer noch und darf darum wiederholt werden. Genaue Zahlen, wie viele Schweizer irgendwo auf der Welt Hotels leiten, sind nicht zu erhalten. Susanne Daxelhofer von Hotelleriesuisse, dem Unternehmervverband der Schweizer Hotellerie: «Als Richtwert umfasst das Alumni-Netzwerk der Ecole hôtelière de Lausanne derzeit rund 150 Schweizer Direktoren, welche im Ausland tätig sind.» Die Ecole hôtelière de Lausanne (EHL) – älteste Hotelschule der Welt, zählt zu den renom-



«Doppelt so viele Leute»: «Sofitel»-Manager Schnyder in Dubai.



mierten Ausbildungseinrichtungen für die internationale Hotel- und Gaststättenbranche; Wikipedia – ist einer der Gründe dafür, dass Schweizer in ausländischen Spitzenhotels bis ganz oben aufsteigen. Ein anderer Grund ist wohl, dass spätere Schweizer GMS vor der EHL eine Berufslehre in einem Hotel und/oder Restaurant machen; das war auch bei Schnyder, unserem Mann in Dubai, so. Sowie dass man in der Schweiz respektive in Schweizer Schulen viel Wert auf Kleinigkeiten legt, die mit darüber entscheiden, ob ein Gast sich wohl fühlt in einem Hotel – und bereit ist, die Prämie, die vor allem Fünfsternehäuser verlangen, zu zahlen.

Auch darum kommen viele Ausländer, die in der Hotelbranche aufsteigen wollen, nach Lausanne (oder an eine andere Hotelschule, zum Beispiel die Hotelfachschulen in Luzern oder Zürich). Noch einmal Daxelhoffer von Hotelleriesuisse: «Die EHL bildet heute rund 2000 Studenten aus achtzig Ländern aus. Die Schule hat sich zum Ziel gesetzt, die Anzahl Studenten bis 2020 zu verdoppeln – dies unter Berücksichtigung des Qualitätsaspekts. So werden pro Jahr bloss rund dreissig Prozent der Bewerber berücksichtigt.»

#### «Vorläufige Schliessung»

Daniel J. Ziegler hat, unter anderem, auch die EHL besucht. Danach ging er aber nicht ins Ausland, um Hotelchef zu werden, sondern blieb in der Schweiz. Um genau zu sein: Er kam aus dem Ausland – geboren 1962 in eine Schweizer Industriellenfamilie, wuchs er in Mexiko-Stadt auf, steht in seinem Lebenslauf. In den vergangenen vier Jahren war der «Hotelier des Jahres» (*Bilanz*), General Manager von «Le Vieux Manoir», eines Fünf-Sterne-Hauses in Merlach bei Murten.

Doch während Schnyder, als ich ihn für diesen Artikel befragte, gerade in Dubai das neuste «Sofitel» öffnete, veröffentlichte Ziegler ein Communiqué mit der Überschrift: «Vorläufige Schliessung des Hotels «Le Vieux Manoir» auf Ende Saison 2013». Deshalb darauf zu schliessen, in der Boomtown Dubai gehe es immer aufwärts, in Old Europe, zu dem die Schweiz auch gehört, nur abwärts, wäre trotzdem höchstens halbbrichtig.

Die Auslastung der Hotels der Stadt in den Emiraten lag im vergangenen Jahr bei fast 88 Prozent, das heisst, alle haben sozusagen die ganze Zeit *full house*, obwohl nicht bloss die Stadt, sondern mit ihr auch die Zahl der Hotels schnell wächst. Was sich, so Schnyders Prognose, vermutlich so bald nicht ändern wird, vor allem nicht, falls Dubai die Weltausstellung Expo 2020 austragen kann. Zur Lage in der Schweiz: «Wachsende Nachfrage bei Gästen aus den Fernmärkten, die im Jahr 2012 deutlich zulegten, wobei vor allem Gäste aus China und den Golfstaaten grosses Wachstumspotenzial ausweisen», schreibt Daxelhoffer von Hotelleriesuisse. Und: «Be-



«Sexiness muss her»: «Le Vieux Manoir»-Direktor Ziegler in Murten.

treffend Prognosen gehen wir, in Anlehnung an die BAK Basel [ein Wirtschaftsforschungsinstitut], davon aus, dass 2013 die Talsohle erreicht ist und die Lage sich mittelfristig stabilisieren und ab 2014 verbessern wird.»

Die Schliessung des «Le Vieux Manoir» hat weniger mit der allgemeinen Entwicklung der Wirtschaft beziehungsweise der Branche zu tun. Mehr mit dem aktuellen Zonennutzungsplan, «der die erforderliche Erweiterung des Hotels zur Sicherstellung eines wirtschaftlichen Betriebs verunmöglicht», schreibt Ziegler in dem Communiqué weiter. Und die entsprechende Umzonung erscheine zurzeit nicht machbar. Mit anderen Worten: Das einzige Fünfsternehotel des Kantons Freiburg, zu dem unter anderem ein Gault-Millau-Restaurant gehört, macht zu, nicht weil die Betreiber im Geschäft nicht gut genug wären, sondern weil es den Verantwortlichen der Behörde respektive Politik zu wenig wichtig ist, so sieht es aus, Rahmenbedingungen zu schaffen oder anzupassen, damit diese für ein solches Unternehmen stimmen.

Ziegler hat als GM des «Le Vieux Manoir» Gäste in das Hotel geholt, sagt er. So wie ihm das zuvor schon als Delegierter des Verwaltungsrates der Tschuggen Hotel Group gelungen sei. Er steigerte die Auslastung und den

Bekanntheitsgrad des Relais-und-Châteaux-Saisonbetriebs (offen März bis Oktober, 36 Zimmer, durchschnittliche Aufenthaltsdauer 1,7 Nächte), zum Beispiel mit Seminaren und Kleinevents, die an Wochentagen stattfanden; der Dalai Lama war Gast, ein anderes Mal Fürst Albert von Monaco oder CEOs und Präsidenten von SMI-Firmen. Als Ziegler noch verantwortlich war für das «Eden Roc» in Ascona, organisierte er Maggia-Eistauchen und Reisen nach Mailand, wo man Modedesigner treffen konnte. «Beweglichkeit und Ideen des Managements sowie die Unterstützung der Eigentümer können den Geschäftsgang eines Hauses drehen», sagt er.

#### Neue Fluggesellschaft

Was man aber auch sagen muss: Fünfsternehotels in der Schweiz, ausserhalb von Zürich, Genf und St. Moritz jedenfalls, können wahrscheinlich nur noch betrieben werden, wenn sie Besitzer haben, die ihre Häuser als Immobilienanlagen ansehen und deshalb nicht damit rechnen, dass das Hotelgeschäft die Kosten für Umbauten sowie angelegtes Kapital deckt. Das ist, zum Beispiel, beim «Schweizerhof» in Bern die Lage (Investoren aus Katar; ihnen gehört ferner der «Bürgenstock» in Luzern und das «Royal Savoy» in Lausanne) oder,



**RADIO MONTE CARLO**

**C'EST CHIC**

Im Kabelnetz, auf [www.radiomontecarlo.ch](http://www.radiomontecarlo.ch)  
und jetzt neu auch auf dem iPhone

hoffentlich, bei Urs Schwarzenbach und seinem «Dolder Grand» in Zürich. Thomas Straumann, ein Unternehmer, hat sein «Bellevue» in Gstaad verkauft und möchte das «Trois Rois» in Basel verkaufen (was, so liest man, nicht einfach ist – «Niemand will das Hotel «Les Trois Rois»», *Schweiz am Sonntag* vom 30. Juni 2013). Es gibt aber, immerhin, auch Unternehmer aus der Schweiz, die einsteigen, nicht bloss aussteigen: Daniel Borer, ein Erbe des Rolex-Vermögens, kaufte/bildet die Giardino-Gruppe mit Hotels in Ascona, Champfèr und Minusio. Zudem baut er die Fluggesellschaft Skyworks, ab Bern-Belp, auf («Frage: Wie macht man ein kleines Vermögen? Antwort: Man nimmt ein grosses und steigt ins Airline-Business ein», sagt man).

### Wohnungen fürs Personal

Die Schweiz hat keine Angebote wie Dubai, St-Tropez, Ibiza, Paris, London oder New York – Resorts und Städte, in die *le monde touristique* sowieso reist (ausser St. Moritz zwischen Weihnachten und Neujahr sowie zwei Wochen im Februar). Oder wenigstens nicht mehr. Christophe Schnyders Lage in Dubai ist dabei, logisch, eine andere als die von Daniel Ziegler in Murten; in Dubai, wo es eine ähnliche Stadt- und Hotelentwicklung gibt, wie es sie in Las Vegas gab vor fünfzig Jahren oder so (minus das Glücksspiel), ist eine der Schwierigkeiten die Weltwirtschaftslage, die man stärker mitbekommt, weil man viele Gäste hat aus neuen Volkswirtschaften, die schnell reich wurden und deren Geld oft schnell auch wieder knapp wird. Oder dass das *skill set* von Mitarbeitern aus, sagen wir, den Philippinen, aus Bangladesch oder Pakistan niedrig ist, was in der Top-Hotellerie nicht merkbar sein darf; «man braucht, ganz grob, doppelt so viele Leute wie in der Schweiz», sagt er (in «The Palm» sind es 650 aus 47 Ländern). Und das werde teuer.

Die Löhne sind zwar niedrig im Verhältnis zu Schweizer Löhnen, doch man muss den Leuten Wohnungen zur Verfügung stellen, sie an den Arbeitsplatz fahren et cetera. In Murten dagegen ist ausser Ruhe und schöner Landschaft wenig mit Sicherheit zu haben, das Wetter zum Beispiel ist mit Sicherheit schlechter und weniger leicht voraussagbar. Oder wie Daniel Ziegler allgemein sagt, was Schweizer Reiseziele und Hotels angeht, nicht bezogen auf das «Le Vieux Manoir»: «Sexiness muss her.» Denn die Preise sind mindestens gleich hoch wie irgendwo auf der Welt, wo in vielen Fällen viel Sexiness im Preis inbegriffen ist.

Dass Tourismus für die Schweiz wichtig ist, ist klar. Nicht klar ist vielleicht, wie wichtig: Der Branche seien gemäss Fremdenverkehrsbilanz rund sechs Prozent der Exporteinnahmen zuzurechnen, schreibt Susanne Daxelhoffer von Hotellerie Suisse. «Somit stellt die Tourismuswirtschaft nach der chemischen Industrie, der Metall- und Maschinenindustrie

und der Uhrenindustrie die viertgrösste Exportwirtschaft der Schweiz dar.» Und die Beherbergung erbringt mit 26 Prozent den grössten Anteil an der touristischen Bruttowertschöpfung – «die Hotellerie ist die Leitbranche und das leistungsstarke Herz des Tourismus.» Zählt man die sogenannten Logiernächte von Schweizern in Hotels in der Schweiz dazu, wird die Wichtigkeit noch grösser, denn der Anteil der inländischen Logiernächte beträgt rund 45 Prozent des Logiernächtetotals. Ein wenig verkürzt oder einfacher geschrieben: Schweizer Hotels und GMs (wie Schnyder im Ausland und wie Ziegler im Inland) sind mitverantwortlich dafür, dass die Volkswirtschaft unseres Landes gross und erfolgreich ist trotz kleiner Fläche und Nichtvorhandensein von Rohstoffen et cetera.

Dass es für einen wie Schnyder in der Schweiz im Augenblick keine Stelle gibt, die er annehmen möchte, ist weniger schlimm, als dass einer wie Ziegler in Merlach bei Murten das «Le Vieux Manoir» schliessen muss wegen einer Baurechts-Geschichte; die Eigentümerin des «Le Vieux Manoir» – Judith Müller-Opprecht, deren Vorfahre reich wurde, weil er herausfand, wie man das Innere von Konservbüchsen mit Email auskleidet – teilt mit, nebenbei, dass das herrschaftliche Landhaus nicht zu verkaufen sei.

### «Die Stimmung in der Schweiz ist wahrscheinlich schlechter als die Qualität des Angebots.»

Die gute Nachricht aus der Schweiz: «Es trägt gut fünfzig Top-Hotels», sagt Daniel Ziegler. Und ein Top-Hotel müsse nicht unbedingt eines mit fünf Sternen sein. Es gäbe in der Schweiz in allen Kategorien gute und originelle Häuser (zum Beispiel das Hotel «Longhin» in Maloja – wird zurzeit umgebaut – oder das «Grimsel Hospiz» oder das «In Lain Hotel» in Brail). Und Christophe Schnyder, in dessen «Sofitel The Palm» mittlerweile, wenn Sie diesen Artikel bis hierher gelesen haben, die Sommer-Hauptsaison von Dubai fast angefangen und der heilige Monat Ramadan fast aufgehört hat (zudem ist die Erlaubnis zum Ausschanken von Alkohol vorhanden, die Klimaanlage-Feineinstellung möglich und sind 87 Fernsender in allen Zimmern empfangbar), sagt: «Die Stimmung in der Schweiz ist wahrscheinlich schlechter als die Qualität des Angebots.»

Wie man ein Hotel führt, in dem die Qualität der angebotenen Dienstleistung auf Welt-niveau ist, lernen auszubildende Hoteliers in der Schweiz, an der Ecole hôtelière de Lausanne zum Beispiel. Bloss die Stimmung, den Spirit, zu bessern, lernen sie nicht in der Schule, sondern im Hotel. Im Augenblick aber weniger in Murten, sondern mehr in Dubai. ○

# iPhone-App komplett überarbeitet.



Neu: mit  
Download!

Erhältlich im  
App Store

Die komplett neue App fürs iPhone. Als Abonnent/-in lesen Sie die Weltwoche bequem auch unterwegs. Neu: mit Autorensuche. Jetzt im App-Store für nur Fr. 5.– (einmaliger Download).

**DIE WELTWOCHEN**  
80 JAHRE QUALITÄT

# Rettet das Bankgeheimnis

Der hervorragende Ruf des Schweizer Finanzplatzes basiert seit Jahrhunderten auf dem gegenseitigen Vertrauen zwischen den Banken und den Wohlhabenden auf der ganzen Welt. Es wäre einfach fahrlässig, diese Errungenschaft aufs Spiel zu setzen. *Von Claude Baumann*

Manche Kunden der Genfer Privatbank Lombard Odier liessen früher zum Teil mehr als zehn Jahre verstreichen, bis sie sich wieder einmal bei ihrem Berater meldeten. Wenn sie der Bank dann einen Besuch abstatteten, durften sie feststellen, wie sich ihr Vermögen über die lange Zeit erfreulich vermehrt hatte. Kein Wunder, fühlten sie sich so in finanziellen Belangen gut und sicher aufgehoben. «Von vielen Kunden besaßen wir nur ein Karteikärtchen mit ihrer Unterschrift und der Kontonummer – mehr nicht», erinnert sich der unterdessen pensionierte Privatbankier Pierre Darier an die Zeit in den siebziger Jahren, als er in das familieneigene Unternehmen einstieg.

Was heute, im Zeitalter von Offshore-Leaks und des Anspruchs auf totale Transparenz, kaum mehr vorstellbar ist, zeugt recht eigentlich von einem einzigartigen Vertrauensverhältnis. Auf diesem Selbstverständnis beruht bis in diese Tage das Berufsethos der Bankiers. Die verbürgte Diskretion und der gewissenhafte Umgang mit dem Geld entsprechen gleichzeitig einem Bedürfnis, das die Klientel offensichtlich nirgendwo sonst auf der Welt befriedigen kann.

## Zivilcourage zum Schutz der Privatsphäre

Derlei Nuancen blenden die Kritiker des Bankgeheimnisses aus, wenn sie ihren Abgesang auf diesen urschweizerischen Diskretionsschutz anstimmen. Für sie ist das Bankgeheimnis nichts anderes als ein amoralisches Gesetz, um Steuern zu hinterziehen. Doch diese Sichtweise greift eindeutig zu kurz. Natürlich hat es immer Menschen gegeben, die das Bankgeheimnis zu diesem Zweck missbraucht haben. Doch selbst solche Straftaten rechtfertigen nicht, eine bewährte und weltweit bewunderte Kompetenz unseres Landes einfach abzuschaffen, wie das manche unbelehrbare Politiker gerne sähen.

Was wir mit dem Schweizer Bankgeheimnis assoziieren, ist ja nicht erst 1935 mit dem Inkrafttreten des Bankengesetzes entstanden, sondern es existierte bereits im 16. Jahrhundert in Form eines Gewohnheitsrechts bei den Genfer Privatbankiers. Gerade vor dem Hintergrund dieser langen Tradition stimmte denn auch das Volk 1934 dem Bankgeheimnis-Artikel 47 im «Gesetz über die Banken und Sparkassen» mit grossem Mehr zu. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass das Bankgeheimnis dabei aus einem Kompromiss

erwuchs: Die linken Parteien unterstützten im Zuge der Weltwirtschaftskrise ein verschärftes Bankengesetz zum Schutz der Kleinkundengelder, während es den bürgerlichen Parteien eher darum ging, die damals grassierende Tätigkeit ausländischer Spione in der Schweiz einzudämmen. Auf beides nahm das Bankengesetz Rücksicht.

Eine Anekdote, die den gewissenhaften Umgang der Bankiers mit dem ihnen anvertrauten Geld illustriert, handelt von Jacques Darier, der von 1916 bis 2005 lebte und der Vater des eingangs erwähnten Pierre Darier war. Im Jahr 1985 verhaftete ihn die Pariser Polizei auf offener Strasse. Die Beamten verdächtigten den damals schon pensionierten Mann der Beihilfe zur Steuerhinterziehung, nachdem er einige Freunde und ehemalige Kunden in Frankreich besucht hatte.

Beim Verhör auf dem Kommissariat entdeckten die Polizisten in Dariers persönlichen Wertsachen einen Zettel, auf dem der Bankier

---

**Steuerhinterzieher waren immer bloss «Trittbrettfahrer eines für Schweizer geschaffenen Gesetzes».**

---

einige Telefonnummern notiert hatte. Allerdings ohne dazugehörige Namen – wie er das immer tat. Als die Beamten von Darier wissen wollten, wen er tatsächlich getroffen habe, zerknüllte er den Zettel, steckte das Papierknäuel in den Mund und verschluckte es. Die Polizisten stürzten sich auf ihn, wurden handgreiflich und versuchten, das vermutete Beweisstück zu retten. Doch sie blieben erfolglos. Die Liste war weg, und Darier hatte so seine Freunde vor allfälligen Unannehmlichkeiten mit den Behörden bewahrt.

Die Episode veranschaulicht, wozu manche Schweizer Bankiers einst bereit waren. Und zwar ungeachtet der Frage, ob ein Kunde sein Vermögen versteuerte oder nicht. Das hatte sie auch nicht zu kümmern, zumal auch kein Gesetz existierte, das sie dazu anhielt. Das bisweilen sogar physische Eintreten der Bankiers für ihre Kunden hatte vielmehr mit Haltung, Zivilcourage und dem Schutz der Privatsphäre zu tun – letztlich beruhte es auch auf der Überzeugung, stets eine kritische Distanz zur Staatsmacht zu wahren.

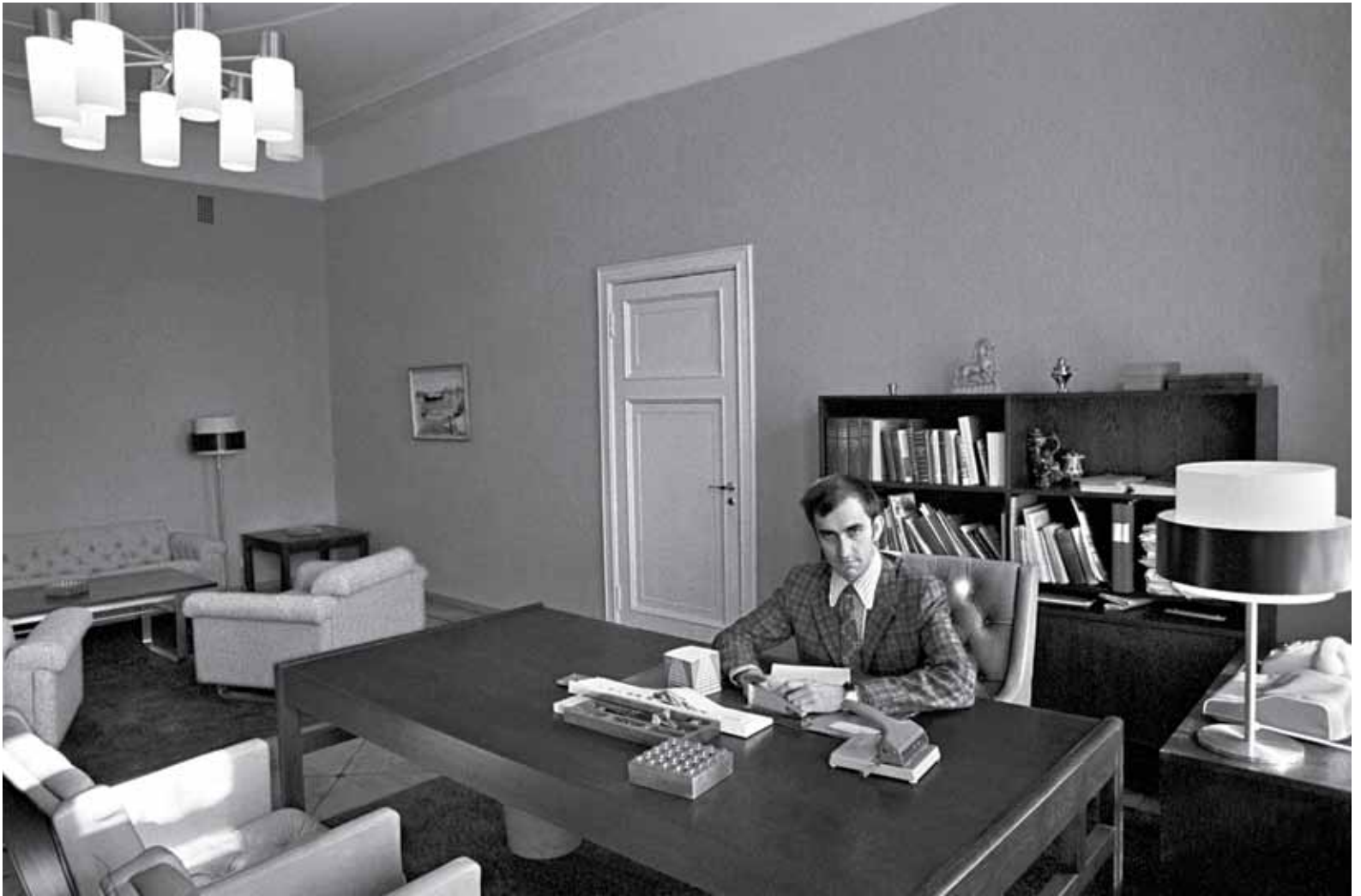
Weniger bekannt ist der Ausgang der Affäre um Jacques Darier. Der Genfer Privatbankier musste in Pariser Untersuchungshaft. Weil auf

dem Zettel schätzungsweise zehn Telefonnummern gestanden hatten und die Behörden annahmen, dass ein Bankkunde bei Darier mindestens eine Million Franken deponiert hatte, setzten sie die Kautionsurkunde auf zehn Millionen Franken fest. So kam es, dass Dariers Sohn Pierre am nächsten Tag den geforderten Betrag nach Paris überwies, worauf die französischen Behörden den Schweizer wieder auf freien Fuss setzten.

Weil der Gefängnisdirektor noch nie eine so hohe Kautionssumme einkassiert und auch noch nie ein Privatbankier in seiner Anstalt eingewiesen hatte, begleitete er Darier vor die Tore des Gefängnisses. Mit einer Spur von Bedauern in der Stimme sagte er: «Das Geld werden Sie wohl nie wieder sehen», und entliess Darier. Später gelang es einigen Juristen der Bank, die zehn Millionen Franken zurückzubekommen – mitsamt den Zinsen, die sich über die Zeit angesammelt hatten. Jacques Darier war kein Unrecht nachzuweisen.

Doch das Schweizer Bankgeheimnis ist beileibe keine Marotte einiger unverbesserlicher Hardliner aus längst vergangenen Zeiten. Vielmehr gehört es zu einer Berufsauffassung, die dazu beigetragen hat, dass die Schweiz in den letzten fünfzig Jahren zu einem der bedeutendsten Finanzzentren der Welt avancieren konnte. «Vornehm, zurückhaltend, zielsicher und standfest» – so charakterisierte der grosse Basler Bankier Alfred E. Sarasin einst seine Zunft. Und er meinte damit keineswegs nur die Granden in der Chefetage, sondern tatsächlich alle Mitarbeiter, die ihr Scherflein zur Erfolgsgeschichte Swiss Banking beigetragen haben, um die man die Schweiz im Ausland nach wie vor beneidet.

Sicher hat die helvetische Bankbranche nach dem Zweiten Weltkrieg von der Unversehrtheit des Landes, von der Neutralität, vom starken Franken, von der juristischen und politischen Stabilität sowie von den verhärteten Fronten im Kalten Krieg profitiert. Doch das, was zum einzigartigen Aufstieg des Schweizer Finanzplatzes verhalf, war letztlich der Umgang der Bankangestellten mit ihren Kunden. Entgegen dem weitverbreiteten Irrglauben sind es auch nicht Zahnärzte oder Mittelständler aus umliegenden Staaten, die mit ihren paar unversteuerten Millionen den Schweizer Finanzplatz gross gemacht haben, sondern sehr wohlhabende Menschen aus aller Welt, die ihr Vermögen über sogenannte Family Offices professionell verwalten lassen und es



*Berufsethos echter Bankiers.*

entsprechend auch deklariert haben.

Ebenso verhält es sich mit institutionellen Investoren, also mit Pensionskassen, Versicherungen oder Fondsgesellschaften. Diese Vermögen sind durchwegs versteuert. Das Geld liegt in der Schweiz, weil es da offensichtlich sicher ist und es vor allem von versierten und zuverlässigen Bankangestellten verwaltet wird. Last, but not least bringen viele reiche Kunden aus dem Nahen Osten und Asien ihr Geld in die Schweiz. Für diese Klientel existiert der Begriff Schwarzgeld überhaupt nicht, weil sie in ihrer Heimat gar keine Steuern bezahlen müssen. Auch sie schätzen ganz einfach die Qualitäten des Swiss Banking.

### **Diskretion bleibt populär**

Steuerhinterzieher waren immer bloss «Trittbrettfahrer eines für Schweizer geschaffenen Gesetzes», sagt der Schweizer Historiker und Publizist Robert Vogler. Oder anders ausgedrückt: Bis heute besitzt die Schweiz ein so gut funktionierendes Steuersystem, weil es letztlich der einzelne Bürger ist, der die Höhe seiner Abgaben bestimmt, was wiederum die Steuermoral hierzulande vergleichsweise hoch hält. Daraus lässt sich ableiten: Geld, das sich dem Fiskus entziehen will, fliesst nicht in ein bestimmtes Land, sondern aus einem be-

stimmten Land heraus, wie es Historiker Vogler treffend formuliert.

Unter diesen Prämissen ist die Beschaffenheit des Bankgeheimnisses so etwas wie ein Indikator für die Vertrauenswürdigkeit der Schweiz im Ausland. Umso fahrlässiger mutet es daher an, wenn der Schutz der finanziellen Privatsphäre mittlerweile nicht nur nach aussen, sondern neuerdings selbst im Inland abgeschafft werden soll. Das mag vielleicht den Apparatschiks in Brüssel oder bei der OECD in Paris gefallen. Für viele Unternehmer, vermögende Privatpersonen, Sportler und Künstler, die bislang die schweizerische Diskretion hoch geschätzt haben, ist dies eher eine Enttäuschung und sorgt entsprechend für eine wachsende Verunsicherung.

Und noch etwas gilt es zu beachten: Während in der Schweiz das Bankgeheimnis zunehmend den Ruch von Obszönität erlangt, erfreut es sich anderswo nach wie vor uneingeschränkter Popularität: Kein Land hat ein strengeres Bankgeheimnis für Ausländer als die USA. Auch Grossbritannien und Singapur stufen den Schutz der finanziellen Privatsphäre mittlerweile höher ein als die Schweiz, die unter dem Druck aus dem Ausland zunehmend einem vorauseilenden Gehorsam huldigt und alles über Bord werfen will, was nur

im Entferntesten mit Diskretion zu tun hat. Anders gesagt: Das Bankgeheimnis abzuschaffen, bedeutet nicht bloss, ein Gesetz aufzuheben, sondern ein solcher Entscheid unterläuft auch das Berufsethos echter Bankiers und löscht jene Werte aus, welche massgeblich zum Wohlstand und zum guten Ruf der Schweiz beigetragen haben.

Dass Steuertricks keineswegs der Grund dafür sind, ein Konto in der Schweiz zu haben, zeigt sich nach wie vor: Selbst seit die Behörden der umliegenden Staaten mehr Möglichkeiten haben, ihre steuerflüchtigen Bürger zu stellen, fliesst Neugeld in die Banktresore zwischen Basel, Zürich und Genf. Diese Kunden, egal, welcher Provenienz, sollten auch in Zukunft die Möglichkeit haben, ihr Bankkonto zehn oder mehr Jahresorgenfrei in der Schweiz lassen zu können.

**Claude Baumann**, geboren 1962 in Zürich, ist Mitgründer und Chefredaktor des Schweizer Finanzportals Finews.ch und Autor mehrerer Bücher über die Bankbranche.

# Schweizer Recht gegen die Scharia

Das Zivilgesetzbuch des Berner Rechtsprofessors und Nationalrates Eugen Huber bildete in der Türkei einen Schutzwall gegen islamisches Recht. Es war ein wichtiger Pfeiler von Atatürks Revolution – aber die Anpassung dauerte Jahrzehnte. *Von Pierre Heumann*

Als Eugen Huber im Sommersemester 1873 seine erste rechtsgeschichtliche Vorlesung an der Universität Zürich ankündigt, bleibt der Hörsaal leer. Der Name «Huber» lockt keinen einzigen Studenten an. Doch im Laufe seiner Karriere wird der Professor europaweit zum Inbegriff exzellenter Jurisprudenz. Er gilt als Vater des Schweizerischen Zivilgesetzbuchs (ZGB), zählt zu den angesehensten Rechtsgelehrten. Junge Schweizer Juristen strömen scharenweise zu den Vorlesungen des Berner Professors.

Auch jenseits der Landesgrenzen ist Huber einer der renommiertesten Vertreter seines Fachs. Nicht nur die Universitäten von Zürich und Genf, sondern auch diejenigen von Leipzig und Groningen machen ihn zum Ehrendoktor, die Hochschule von Kiew und die Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen holen ihn als Mitglied. Huber, im Zenit seiner Laufbahn, erhält zahlreiche Angebote deutscher und österreichischer Universitäten, die er allerdings ausschlägt.

Die Schweiz galt als Inbegriff des Fortschritts und als «Zitadelle europäischer Zivilisation».

Seinen international nachhaltigsten Erfolg erzielt Huber aber in der Türkei. Die Reformer um Mustafa Kemal (Atatürk) übernehmen das von Huber verfasste ZGB fast wörtlich. Damit wird der Schweizer Jurist zum Wegbereiter der modernen Türkei: Er hilft ihr beim Sprung von der islamischen Rechtsordnung in die Neuzeit.

Für die Säkularisierung der Türkei «war die Rezeption des ZGB der wichtigste Akt und dieses Buch die wichtigste Akte der türkischen Revolution», sagt der Historiker Hans-Lukas Kieser von der Universität Zürich, der sich auf die osmanische und postosmanische Welt spezialisiert hat: «Das ZGB überwand die Scharia in der Türkei.» Die Familie wurde mit Schweizer Hilfe aus der Obhut der Religion befreit.

Mit der Übernahme des Schweizer Gesetzes legte die neue Türkei eine Radikalität an den Tag, die ihresgleichen sucht. Sie revolutionierte die intimsten Bereiche von Gesellschaftsregeln. Das Familienrecht, das Eherecht, das Scheidungsrecht, das Erbrecht oder das Kindesrecht wurden auf eine völlig neue, moderne Basis gestellt.

Die Türkei übernahm das ZGB, weil es unter Juristen an europäischen Universitäten einen



**Radikale Kritik:** Ein türkischer Notar setzt in Konstantinopel einen Ehevertrag auf, 1837.

hervorragenden Ruf genoss. Es war modern, kürzer als alle anderen und vor allem: Es war einfacher formuliert als das deutsche Gegenstück, das als Alternative ebenfalls zur Verfügung stand. Das Zivilgesetzbuch war zudem auf Französisch erhältlich, damals die wichtigste Fremdsprache der kemalistischen Elite.

## Das Verdienst der Serviertochter

Die einfachen Formulierungen im ZGB hatte Huber bewusst angestrebt. Er wollte es besser machen als die deutschen Kollegen, denen Kritiker des bürgerlichen Gesetzbuches, das 1900 in Kraft getreten war, «fehlende Volkstümlichkeit» vorwarfen. Mangelnde Verständlichkeit schade der Akzeptanz eines Gesetzes, war Huber überzeugt, der von 1882 bis 1892 eine Professur in Halle hatte, bevor er nach Bern berufen wurde. Dort verband er akademisches Arbeiten mit der gesetzgeberischen Tätigkeit.

Als Garantie dafür, dass das Gesetzbuch auch für Laien zugänglich und verständlich sein wird, liess Huber seine Frau Lina Weissert die Texte redigieren. Die Württembergerin, die er 1879 heiratete, war eine Frau aus dem Volk. Eine juristische Vorbildung hatte sie nicht. Vor ihrer Ehe mit Huber arbeitete sie als Serviertochter in einem Zürcher Studentenlokal. Sie wurde zu Hubers wichtigsten Gesprächspartnerin bei der Niederschrift des Zivilgesetzbuchs, weshalb sie oft als «Mutter des ZGB» bezeichnet wird. Die Partnerschaft war für Huber in jeder Hinsicht so zentral, dass er nach dem Tode Linas Hunderte von Briefen an die Tote schrieb, in denen er tagebuchmässig aus seinem privaten und beruflichen Leben berichtete.

Huber, dem in jungen Jahren Wutausbrüche nachgesagt wurden, war ein verletzbarer Mensch. Ein körperliches Gebrechen – der

rechte Arm verkümmerte während seiner Kindheit als Folge von Scharlachfieber – überspielte er, indem er beim Schreiben den kranken Arm kaum bemerkbar, aber wirksam mit dem gesunden linken Arm stützte. Wo dies nicht möglich war, zum Beispiel im Unterricht, schrieb er gewandt mit der Linken an die Wandtafel.

Mit Kritikern mochte er sich nicht herumschlagen; mit Ausnahme seiner Frau. Den lukrativen Posten als Chefredaktor der *Neuen Zürcher Zeitung*, den er 1876 übernahm, legte er zum Beispiel nach kurzer Zeit nieder. Seine Mässigung im Urteil über andere Parteien, vor allem über den aufstrebenden Sozialismus und dessen sozialpolitische Postulate, hatten zu Vorwürfen gegen seine Zeitung geführt, mit denen er sich nicht auseinandersetzen wollte. Er tauschte darauf die attraktive Stelle mit dem bescheiden honorierten Amt eines Verhörrichters und Polizeidirektors in Trogen AR, bevor er an die Universität Basel berufen wurde.

#### «Das reinste Kulturmagazin»

Dass die Türkei damals ihre neue Gesellschaft nach Schweizer Vorbild ausrichtete, ist auf Mahmut Esat Bozkurt zurückzuführen, der wenige Jahre vor seiner Ernennung zum türkischen Justizminister in der Schweiz doktoriert hatte. Die Schweiz galt ihm als «Zitadelle europäischer Zivilisation» und «Wissenschaft jenseits von Machtpolitik» (Kieser), als Inbegriff des europäischen Fortschritts. Bozkurts Schlummermutter – sie hiess Emma Jenni-Hoppeler – brachte dem Studenten aus der Türkei Französisch bei und gab ihm Politikunterricht. Sie entfachte in dem jungen Türken die Liebe zu den republikanischen Ideen.

Während seines Aufenthaltes in der Westschweiz kam Bozkurt vermutlich erstmals mit dem ZGB Eugen Hubers in Kontakt. Das Schweizer Gesetzbuch war für Bozkurt «das reinste Kulturmagazin und Filtrat westlicher Zivilisation», die Übernahme des ZGB der revolutionäre Beginn eines neuen Zeitalters: «Da die türkische Nation ein Mitglied der Familie der zivilisierten Nationen ist und unbedingt sein muss, muss man bedingungslos die Rechtssysteme dieser Länder sich zu eigen machen», meinte Bozkurt. Das ZGB hielt er für «das neueste, vollkommenste und demokratischste unter den geltenden Zivilgesetzbüchern der Kulturländer». Damit verband er eine radikale Kritik an islamischen Institutionen, auch eine Abkopplung von der Scharia. Polygamie, Schleierzwang für Frauen und die willkürliche Scheidung durch den Mann lehnte er ab.

Bozkurt hatte zwar faschistische Ideen. Dieses Land, war Justizminister Bozkurt überzeugt, sei türkisch: «Wer kein authentischer Türke ist, hat im Land der Türken nur ein einziges Recht: Diener, Sklave zu sein.» Führerkult, völkische Vorstellungen, Gewaltbereitschaft und Bejahung westlicher Modernität

koexistierten in seinem Denken, so Kieser: «Daher identifizierte sich Bozkurt mit Hitler und dem Nationalsozialismus, den er als deutsche Befreiungsbewegung in Analogie zur vorgängigen türkischen betrachtete.»

Ausländisches Recht zu übernehmen, war für Bozkurt trotz seiner türkisch-nationalen Ideologie kein Problem. Er war pragmatisch: Eine «autonome» Erarbeitung eines türkischen Gesetzes wäre innenpolitisch auf zahlreiche Widerstände gestossen und hätte deshalb zu viel Zeit in Anspruch genommen. Die Vorlage des Berner Jura-Gelehrten lieferte ein pfeifenfertiges Werk, um das islamische Recht, das während mehr als neun Jahrhunderten das Leben der türkischen Familien geregelt hatte, durch ein zeitgemässes System zu ersetzen. Wichtige Vorlagen für den Modernisierungssprung der Türkei lieferte übrigens auch der Kanton Neuenburg: Dessen Zivilprozessordnung wurde 1927 vom türkischen Gesetzgeber übernommen, ebenso dessen Bankrott- und Insolvenzgesetz.

Im Jahre 1920 kehrte Bozkurt in seine Heimat zurück. Er folgte einem Ruf von Mustafa



*Säkularisierung der Türkei:* Huber (1849–1923).

Kemal, der den Juristen mit Schweizer Diplom an seiner Seite haben wollte. 1922 wurde Bozkurt Wirtschaftsminister, 1924 übernahm er das Justizministerium. Zwei Jahre später führte er das ZGB in der Türkei ein. «Mit der Übernahme des Schweizerischen ZGB wurde der Bruch mit der islamischen Tradition endgültig vollzogen», meint Ali Civi von der Stiftung Forschungsstelle Schweiz–Türkei. Die französischsprachige Version des ZGB wurde in aller Eile ins Türkische übersetzt. Im «Türk Medeni Kanunu» haben sich allerdings etliche Übersetzungsfehler eingeschlichen, wie Civi zeigt. So wird zum Beispiel der Ausdruck «Beiwohnung» im türkischen Text mit «gemeinsamer Wohnsitz» wiedergegeben.

Die Übernahme des ZGB führte zu einem krassen Bruch mit der Vergangenheit. Das Rechtsdenken auf allen Ebenen war im osmanischen Reich religiös bestimmt, das Zivil-

recht war im Gesamten islamisch ausgerichtet, schreibt Hülya Bandak in ihrer Dissertation über die Geschichte des Schweizer Rechts in der Türkei: «Im Osmanischen Reich wurden Ehen allein vor dem Imam geschlossen. Seit 1926 müssen sich türkische Paare nach weltlichem Recht trauen lassen.»

Atatürk strebte eine moderne, westliche Türkei an. Er wollte das Zivilleben der türkischen Bevölkerung durch die Gesamtübernahme eines westeuropäischen Zivilgesetzbuchs vollkommen neu gestalten. 1924 wurden das Kalifat beseitigt und die Schariagerichte aufgehoben.

#### Im «Türk Medeni Kanunu» haben sich Übersetzungsfehler eingeschlichen.

Es sollte allerdings noch Jahrzehnte dauern, bis sich in der Praxis die Regeln des ZGB in der Türkei durchsetzten. Die Entwicklung hat sich nur langsam der westlichen Norm angepasst. Kieser: «Gegen Ende des 20. Jahrhunderts setzte sich in der Türkei das ZGB definitiv durch und verstummten die Rufe nach der Scharia.»

Etliche Widerstände gegen das türkische ZGB made in Switzerland mussten überwunden werden. Sie sind in gewissen Gegenden bis heute noch nicht völlig ausgeräumt. Besonders in der Provinz und im unterentwickelten Südosten des Landes «stehen mit der Einführung des Zivilgesetzbuches verbundene zentrale Errungenschaften noch heute grösstenteils auf dem Papier», meint der deutsche Türkeiexperte Günter Seufert.

Hubers Wirken aber hält bis in die Gegenwart an. Als in der Schweiz in den achtziger Jahren das ZGB reformiert wurde, passte die moderne Türkei ihr Recht dem neuen ZGB an. Hubers Vorlage bleibe Vorbild in seiner klaren und einfachen Sprache, meint Civi. Anders als 1926 wurden die Paragraphen von Ankara zwar nicht wörtlich übersetzt, sondern autonom kodifiziert, was zeigt: In der Türkei hat sich die muslimische Gesellschaft im Laufe des 20. Jahrhunderts das ZGB angeeignet. Kieser: «Das ZGB wurde verinnerlicht.»

Wie sehr der Justizminister, der Schweizer Recht in die Türkei verpflanzte, mit Huber verbunden war, zeigte sich nach dessen Tod. Bozkurt, so die Legende, soll zum Grab des grossen Juristen aus Bern gepilgert sein.

**Hans-Lukas Kieser, Astrid Meier, Walter Stoffel (Hg.):** Revolution islamischen Rechts. Das Schweizerische ZGB in der Türkei. Chronos, 2008



«Der tiefe, dunkle Klang hat mein Innerstes berührt»: Alphornistin Burki.

## Swiss Lady

**Eliana Burki katapultierte das Schweizer Nationalinstrument in die Welt hinaus. Sie liess sich in Texas sogar ein Alphorn aus Karbon fertigen. Traditionalisten murren, während die Solothurnerin in Los Angeles mit Delphinen im Meer schwimmt. Von Franziska K. Müller und Per Kasch (Bilder)**

Der Perkussionist schlägt mit einer Eisenkette auf sein Instrument ein, die finnische Sängerin trällert und quietscht über drei Oktaven ins Mikrophon, und während die Streicher des Orchesters mit gezupften Saiten ein Kuhglockenspiel anstimmen, tritt Eliana Burki auf die Bühne. Die klassischen Musikerinnen tragen immerhin Schwarz, die Finnin eine Tracht, rote Backen und über der Schulter einen geflochtenen Zopf. Die Alphornistin trägt einen Minirock in psychedelischer Farbkomposition, blickdichte schwarze Strumpf-

hosen und hochhackige Stiefeletten, die mit Nieten besetzt sind. Wie dunkles Gold fliesst die Haarpracht über ihre Schultern, im Nasenflügel blinkt ein Piercing.

### Wie eine träge Klapperschlange

Sie greift zum Burki-Horn, einer Eigenkreation, die die 29-Jährige in Texas anfertigen lassen musste. Die hiesige Alphornbauerzunft hatte sich geweigert, ein Naturhorn aus Karbon anzufertigen, das sich auf die Grösse einer Gucci-Handtasche zusammenschieben lässt

und erst noch über einen Trompetenaufsatz verfügt, der die ursprüngliche Naturtonreihe erweitert oder – wie die Traditionalisten sagen – verfälscht. Jetzt schimmert das silberfarbene Instrument pink.

Nicht nur an diesem Tag katapultiert die Musikerin das Schweizer Nationalinstrument aus seinem traditionellen Umfeld: Sie präsentiert es in buntem Scheinwerferlicht in Sichtweite der Cüplibar, in anderen Nächten in riesigen Konzerthallen in China, den USA oder Südamerika. Ebenso unbekümmert befreit sie





Song, und dann spricht sie mit schöner Stimme: «Sehnsucht nach der Schweiz verspüre ich immer, wenn ich weit weg bin von ihr.»

Tage später trifft man sich dort, wo eine furchtlose Musikerin heimatliche Energie findet, um weiterzuführen, was sie als Achtjährige beschloss: das Schweizer Nationalinstrument musikalisch zu erneuern. Man trifft sich in Wassernähe. Am Zürichsee. Während Frauchen für bewundernde Blicke sorgt, werden zwei Chihuahua-Hündchen in einer gefütterten Tasche auf den Boden gestellt. An den Ohrflüppchen der Alphornistin baumeln indianische Traumfänger, an ihren Zehenspitzen hängt bald ein Plateauschuh mit schwindelerregend hohem Absatz. Man hätte sich auch auf einem Berggipfel treffen können, behauptet Eliana Burki. In der Nähe eines Baches, eines Wasserfalls. Jedoch nicht im geheizten Hallenbad, überhaupt nicht dort, wo es künstlich und unruhig sei.

### Delfine am Morgen

In Los Angeles schwimmt sie jeden Morgen mit den Delfinen im Meer. Sie nennt dies einen vollkommenen Zustand und ihr halbes Leben in den USA befreiend, einen Abstand zu Erwartungen und Kritik schaffend, an beidem mangelte es in der Heimat noch nie. Kehrt sie in die Schweiz zurück, tilgt sie die angestaute Sehnsucht nach kurzen Warteschlangen auf der Post, nach knusprigem Brot und sperrigen Eigenschaften in Solothurn, bei Freunden, drei Schwestern, in einem städtisch geprägten Elternhaus, das sie privilegiert nennt. Mit einem Vater und einer Mutter, so unverdrossen tolerant und weltoffen, dass sich die ehemalige Konzertpianistin und der eingefleischte Miles-Davis-Fan keineswegs schockiert zeigten, als die junge Tochter ihre Faszination kundtat; für ein Instrument, das vor zwanzig Jahren als Inbegriff hinterwäldlerischer Lebensart galt, wie auch jene bestätigen, die es eine Frechheit finden, wenn man das Alphorn abschätzig «Milchpreisirene» nennt und dabei nicht zwischen Instrument und Musik zu unterscheiden weiss.

«Der tiefe, dunkle Klang hat mein Innerstes berührt und mich nie mehr losgelassen», sagt Eliana Burki über die frühe Liebe zur Naturtonskala des Alphorns, die sie heute weniger mit der Wertbeständigkeit und der Gemächlichkeit in Verbindung bringt als mit der Unendlichkeit, dem Unvorhersehbaren und: einem therapeutischen Effekt. Was man dem Hirteninstrument aus prähistorischer Zeit bisher allenfalls nachsagen konnte, nämlich dass sein Spiel Seele und Körper in Einklang bringen kann, liess die Unterländerin ganz unromantisch in einer medizinischen Studie untersuchen. Seither stehe fest, dass alphornspielende Kinder, die unter der zystischen Virose leiden, weniger Cortison benötigen als andere, sagt Eliana Burki. Sie sagt auch Sätze wie: «Wo das Alphorn herkommt, weiss niemand, aus den Schweizer Alpen vermutlich nicht.»

Oder: «Als Vierjährige spielte ich zuerst auf einem Gartenschlauch, das war der Vorläufer des Burki-Horns.» «Unbeirrbar» nennt sie eine Liebe, die sie zigfach unter Beweis stellen musste. Spott und Hohn habe sie aufgrund ihrer innigen und zeitraubenden Beziehung zum Alphorn als Primarschülerin erdulden müssen. Dieser Umstand trübte die Begeisterung für ein Instrument, das sie bald virtuos zu spielen wusste, keineswegs. Jedoch drängte sich bald eine Frage auf: «Wie kann es sein, dass wir ein grandioses Nationalinstrument besitzen und sein Image so verstaubt ist?»

Vorerst fand sie keine Antworten, dafür einen prominenten Mentor und Lehrer. Der renommierte Schweizer Alphornist und Komponist Hans-Jürg Sommer sagt, Eliana Burki verfüge über eine natürliche musikalische Begabung, dies habe er sofort erkannt und Eliana bis zu ihrem fünfzehnten Lebensjahr gefördert. Dass sich das Mädchen bald genierte, in der Tracht aufzutreten, nahm er in Anbetracht eines grossen Talentes hin. Und dass sie bald anderes spielen wollte als der Rest der Alphornbegeisterten, unterstützte Sommer, indem er seiner Schülerin Balladen und einen Blues komponierte.

Ihr erster Auftritt an einem eidgenössischen Jugendwettbewerb wurde nicht bewertet. Das Argument der Juroren: Das gespielte Stück entspreche nicht den traditionellen Normen. Die ausgehändigte Liste mit zehn Punkten über den korrekten Umgang mit dem berühmten und berüchtigten Alphornfa (der elfte Ton der Naturtonreihe) habe sie von Anfang an beelendet, sagt die Musikerin. Die Einschränkungen betrafen nicht nur die Tonreihen, die Art der Instrumente, die gespielten Stücke und Noten, sondern auch die Kleidervorschriften und die Auftrittsorte: Jodleranlässe, das Unspunnenfest, Alphornfestivals. Andere Teenager terrorisieren auf dem Weg in die Freiheit ihre Eltern und machen Party bis zum Umfallen, Eliana Burki zettelte eine andere Form der Rebellion an. «Indem ich die scheinbaren Grenzen hinterfragte, die mir mein Instrument und andere auferlegen wollten, fand ich zu meiner Stärke und zu meiner Individualität.» Und: «Nur so konnte ich dem Alphorn treu bleiben.»

### Frau im Cocktailkleid

Bereits in jungen Jahren stand sie dutzendfach auf Showbühnen, später verzichtete sie auf Castingshows und Talentwettbewerbe, die schnelle Berühmtheit und viel Geld versprochen hätten. Eine anerkannte Musikausbildung mit volkstümlichen Instrumenten gab es in der Schweiz vor dreizehn Jahren noch nicht. Das Waldhorn geschultert, besuchte Eliana Burki das Konservatorium in Bern, absolvierte eine Klavier- und Gesangsausbildung und zog weiter an die Jazzschule Basel. Kaum zwanzigjährig, war sie bereits als Solistin klassischer Konzerte bekannt, in Volksmusikkreisen eine begehrte Begleitung

das Instrument von seiner ursprünglichen Bestimmung, einen ganzen Talkessel mit seinem Klang zu erfüllen. An ihren Lippen spielt das Naturhorn Funk, Jazz, Blues und Rock, neue Konzerte für Alphorn und Streicher, eigene Kompositionen, begleitet von einem klassischen Orchester, ihrer Band I Alpinisti oder von den arabischen, indischen, nordischen und südamerikanischen Vertretern der sogenannten World-Music-Szene.

Burki besitzt auch ein kompaktes Alphorn-Saxofon. Bald hängt es wie eine träge Klapperschlange vor ihrem Brustkorb, gibt rätselhafte Laute von sich, und während spanische Songfetzen über ihre Lippen kullern, die eine kubanische Impression andeuten, sticht die «Star-Alphornistin» (*Beijing-News*) manchen Kritikern abermals einen Dolch ins Herz. Denn sie nestelt am Mikrofon, tritt an eine schwarze Metallbox und dreht seelenruhig den Verstärker auf. «Heimweh» heisst der



«Als Vierjährige spielte ich auf einem Gartenschlauch»: Eliana Burki, 29.

und – in grossen Schweizer Firmen mit internationaler Kundschaft ein gerngesehener Gast. Man buchte eine junge Frau, die im Cocktailkleid auftrat und sich nicht scheute, die ganze Naturtonskala in das heute gebräuchliche temperierte Klangsystem einzufügen sowie die fehlende vierte Stufe durch andere Instrumente zu ersetzen, damit Blues, Funk und Rock 'n' Roll – eigentlich alles – auf dem Alphorn möglich wurden. Heute nennt sie ihren Weg nachhaltig und den hart erarbeiteten Erfolg ein Zeichen dafür, dass die neue Alphornmusik einem grossen und auch jüngeren Publikum entspricht, und sie sagt: «Wenn jede Erneuerung als Gefahr für das Ursprüngliche gesehen wird, führt dies in eine Sackgasse und dazu, dass sich schlussendlich niemand mehr für diese Tradition interessiert.»

Der Dirigent Paul Taylor – er arbeitet im Rahmen einer aktuellen Konzerttournee mit der Schweizerin zusammen – sagt: «In ihrem Spiel überwindet Eliana Burki die mystischen Grenzen des Alphornspiels und die musikalischen Grenzen der Tradition: Sie hat den ursprünglichen Klang des Alphorns kultiviert: Der echte Ton ist auch zu hören, wenn sie Jazz, Blues und Klassik spielt.»

### Mit Bundesräten unterwegs

Dass sie keine Ketzerin sei und keine Aussenseiterin bleiben müsse, sondern eine moderne Schweiz repräsentiere, ein Land, das im Aufbrechen mancher Traditionen eine Bereicherung erkenne, habe sie erstmals realisiert, als sie mit verschiedenen Bundesräten zu offiziellen Anlässen ins norwegische Königshaus, nach Spanien und an die Expo nach Schanghai reisen durfte. Das Gastgeschenk entdeckte in diesen Reisen ein andauerndes Fernweh, dem sie seither folgt, und als ebenso wichtig erwies sich

die Erkenntnis, dass jede Nation ein eigenes Naturhorn besitzt, das im eigenen Land fasziniere, jedoch auch zwiespältige Gefühle auslöse. In diesem Umstand habe sie eine Möglichkeit erkannt, um den internationalen Siegeszug des Alphorns voranzutreiben, sagt die Musikerin. In Chile, Guatemala, El Salvador, aber auch in den USA und in China galt das Schweizer Wahrzeichen bis vor wenigen Jahren als weitgehend unbekannt. Heute spielt «Miss Funky Alphorn», wie sie die ausländischen Medien nennen, in Konzerthallen mit Tausenden von begeisterten Fans, jedoch am liebsten irgendwo im Urwald oder in einem Slum mit einem Publikum, das zu den Klängen ihres Instrumentes ausgelassen tanze und feiere.

Das Alphorn als neumodisches Partyinstrument? Dieser Gedanke gefällt nicht allen, das weiss Eliana Burki selbst am besten. Die Kritik im eigenen Land lasse sie nicht kalt. Letztendlich sei aber auch die Alphornmusik eine Geschmackssache, findet sie. Jene, die sich dem Nationalinstrument ebenfalls mit Haut und Haar verschrieben haben, seine Bestimmungen jedoch weniger befreit auslegen, wollen mit der frisch gekürten Prix-Walo-Gewinnerin (Sparte: Jazz/Blues/World Music) am liebsten nicht in einem Atemzug erwähnt werden. Sie bezeichnen die Musikerin und Komponistin – die soeben beim renommierten amerikanischen Plattenlabel Surfdog unter Vertrag genommen wurde – als Showgirl und das Anliegen, die Alphornmusik zu erneuern, als Ding der Unmöglichkeit. In der Beschränktheit des Instrumentes liege seine Entfaltung, findet auch Hans-Jürg Sommer. Wer diese Limiten nicht akzeptieren könne, solle Trompete spielen und: «Experimente berauben das Alphornspiel seiner Eigenart.»

Neue Musikstücke, so findet der ehemalige Mentor, wirkten aufgrund der mangelnden harmonischen Möglichkeiten nach kurzer Zeit langweilig. Peter Baumann, Präsident der Fachkommission Alphornblasen des Eidgenössischen Jodlerverbandes (EJV), gibt zu bedenken: «Das Urschweizerische wird durch die tragenden Klänge, aber auch durch den Äpler oder die Sennerin in entsprechender volkstümlicher Kleidung geprägt. Fehlt beides, bleibt nur das Alphorn als optischer Aufhänger.» Von einer Verhöhnung des Instrumentes und seiner Musik will Baumann im Fall von Eliana Burki aber nichts wissen: «Solange die wohltuende Wirkung des Klangs im Mainstream erhalten bleibt, gibt es gegen moderne Interpretationen nichts einzuwenden.»

Nicht bestritten wird, dass sich das Alphorn erneut grosser Beliebtheit erfreut. Diesen Erfolg mögen die Traditionalisten weniger mit der hippen und schönen Alphornspielerin in Verbindung bringen als mit einem stärker werdenden Bedürfnis nach Ruhe und Entspannung, allenfalls noch mit der Swissness-Popularität. Wie auch immer: Weibliche Interessierte stürmen Alphorn-Schnupperkurse, Workshops sind Monate im Voraus ausgebucht, immer mehr Musikschulen nehmen das Alphorn heute in den Unterricht auf: Der Nachwuchs ist auf Jahre gesichert, und auch die Alphornvereine haben so viele Mitglieder wie kaum je zuvor. Dutzende von sommerlichen Festivals werden neu von Tausenden von Unterländern besucht.

Das grosse Publikum, so stellt Eliana Burki fest, kümmere sich nicht um die Feinheiten theoretischer Diskussionen, und die Insignien der Volkstümlichkeit seien gerade im urschweizerischen Umfeld weniger wichtig, als man denken könnte. In der Zwischenzeit spielt sie wieder gerne und oft an traditionellen Anlässen. Was sie am meisten freut: «Jene, die Trachten und Sennenkutten tragen, stehen zuvorderst an der Bühne und klatschen mir zu.»

In einigen Tagen packt sie dennoch ihre Koffer, reist zurück nach Los Angeles. Ein Mann erwartet sie dort, die Delfine in der Malibu Beach und Reisepläne, die umgesetzt werden wollen: «Voodoo-Drum und afrikanische Rhythmen stehen dem Alphorn bestimmt auch gut», vermutet sie mit Unschuldsmiene. Zuerst wird ihre erste klassische CD veröffentlicht, die sie zusammen mit dem Münchner Rundfunkorchester bestreitet. Und in fünf Jahren – so wünscht sich eine furchtlose Musikerin, die auszog, um ihr Instrument der Welt zu zeigen – stehe das Alphorn hoffentlich auf den Bühnen grosser Opernhäuser. Dann werde man sehen, was das Instrument sonst noch zu bieten habe.

Letzte CDs von Eliana Burki:  
 Travellin' Root, Content, 2011; Heartbeat, Suonix, 2008.  
[www.eliana-burki.com](http://www.eliana-burki.com)

# Heidi und die Wunden der Moderne

Die Schweiz ist keine in die Alpen gemesselte Substanz. Sie ist auch nicht so sehr bedroht, wie konservative Pessimisten glauben. Die Schweiz war über Jahrhunderte ein erfolgreiches Verfahren der Anpassung an die Forderungen der Gegenwart. Das hat sich nicht geändert. *Von Thomas Maissen*

Was ist im Jahr 2013 eigentlich noch schweizerisch? Die Fragestellung der *Weltwoche* lässt vermuten, dass es Schweizerisches gibt, das für das Land nicht nur typisch ist, sondern für sein Wesen, für seinen Bestand unverzichtbar. Es macht die Schweiz aus oder hat sie zumindest ausgemacht. Denn das Wort «noch» legt nahe, dass die Zahl, die Bedeutung, die Intensität solcher schweizerischen Eigenschaften abnehmen. Sofern das überhaupt zutrifft, kann es zweierlei Ursachen geben. Konservative Nostalgiker würden sagen, dass unser Land freiwillig oder gezwungenermassen auf frühere Markenzeichen verzichtet und deshalb seine Qualität und Identität verloren habe: Freiheit, Mässigung, Neutralität, ein schwacher und billiger Staat. Zuversichtliche Zeitgenossen würden dagegenhalten, dass die Schweiz selbst sich in ihren Grundelementen und Werten gar nicht besonders verändert habe, wohl aber benachbarte und befreundete Länder, die nun viele zuvor typisch eidgenössische Besonderheiten übernommen hätten: Demokratie und Rechtsstaat, aussenpolitische Zurückhaltung, Arbeitsfrieden und manchmal sogar Volksabstimmungen.

## Fernes 20. Jahrhundert

Doch auch unsere Lebensumwelt hat sich geändert, frühere Selbstverständlichkeiten sind nostalgische Erinnerungen an eine Zeit geworden, in der die Landesgrenzen oft auch Grenzen des Erlebten waren: Militärdienste in verschiedenen Landesteilen, Welschlandjahre und Landdienste, Vereinsabende und Vereinsausflüge, Ferien auf dem Bauernhof, das Pfadilager oder das Ferienhäuschen in den Bergen, die Landessender Beromünster und Sottens und die seriösen Redner der «Tagesschau», Weiterbildungskurse und Verbandssitzungen, in denen jeder seine eigene Sprache verwandte und die des Mitbürgers verstehen sollte; ein Ausland, das lärmiger, dreckiger, ärmlischer war als die Heimat und von echter Volksherrschaft keine Ahnung hatte; nicht zu reden von den Staaten hinter dem Eisernen Vorhang, von denen man nichts wissen musste, um alles zu ahnen. Ein eher mystisches Geschichtsbild führte diese Gemeinsamkeiten auf einen zufälligen hochmittelalterlichen Länderbund von 1291 zurück und zelebrierte sie mit Versen des deutschen Dichters Schiller. Mehrmals im Jahr erfuhr sich der Bürger, ab 1971 auch die Bürgerin, nach dem Kirchgang in einer «Landeskirche» an der Urne im Schul-



«Das, was die Schweiz reich macht, verstört sie auch»: Historiker Maissen.

haus als Teil eines demokratischen Schicksalsverbands, dessen Beschlüsse eine gemeinsame Zukunft auch für die momentanen Verlierer verhies, weil ihnen beim anschliessenden Wirtshausbesuch auch der gegenwärtige Sieger zuprostete.

### Das Ende des Milizsystems

Diese Schweiz gibt es heute kaum mehr, jedenfalls nicht als Sammlung von solchen Erfahrungen, die viele teilen. Verschwunden ist damit nicht die Idylle einer ländlichen Eidgenossenschaft von Bauern und Kühen, die zwar die Tourismuswerbung noch prägt, aber mit einem Anteil von gut drei Prozent der Werk-tätigen schon längst nicht mehr das Wirtschaftsleben. Die Hirtenromantik war schon seit Johanna Spyris «Heidi» nur noch Trost für die Wunden der Moderne: Industrialisierung und Proletarisierung, Verstädterung und Zersiedelung, anonyme Massengesellschaft, zunehmender staatlicher Einfluss.

Was aber seit dem ausgehenden 20. Jahrhundert verlorengeht, ist diese industrielle Moderne selbst, an die wir uns gewöhnt hatten, weil sie die alltägliche Realität und das nationale Selbstverständnis vieler Menschen im Land bestimmt hatte. Als erster Paukenschlag wirkte 1988 die Fusion der BBC mit der schwedischen Asea. Wer will die Liste von einst stolzen Unternehmen schreiben, die es – wenn überhaupt – nur noch unter anderem Namen gibt und an anderen Orten: der Hauptsitz in einer steuergünstigen Gemeinde, die Produktion im Ausland? Escher Wyss, Sulzer, Saurer, Oerlikon-Bührle, SIG, Alusuisse: Kulturzentren, Büros und Wohnungen entstehen dort, wo noch vor kurzem Werkhallen standen.

Das nationale Flaggschiff Swissair hat mit modifiziertem weissen Kreuz auf rotem Grund nur in der deutschen Lufthansa-Flotte überleben können. An die Stelle von Konzernleitern trat der CEO, der Chief Executive Officer; das Englische löste den föderalistischen Bilinguismus Deutsch und Französisch ab. Deutsche, Amerikaner, Österreicher, Russen wurden Eigentümer oder leitende Manager fusionierter Unternehmen mit Kunstnamen – nicht als Bürger in einer neuen Heimat wie einst die Brown, Boveri, Nestlé oder Hayek, sondern oft nur kurzfristig auf internationalen Karrierepfaden. Einst war der Unternehmer oder Manager auch Offizier, Gemeinderat oder Parlamentarier, Vorsitzender und Gönner in vielen Vereinen; jetzt spielt er mit seinen Peers an einem beliebigen Ort der Erde Golf. Das herkömmliche Milizsystem ist zusammengebrochen (weshalb immer mehr Frauen und Junge sogar in das nationale Parlament einziehen).

### Von der Schweiz AG zum US-Geschäft

Denn der Drang wirkte in beide Richtungen: Ein Schweizer wie Josef Ackermann wurde in Deutschland nicht nur erfolgreich, sondern

wurde für viele auch das Symbol eines neuen, masslosen Kapitalismus, der die Grenzen von Sitte und Tradition sprengte. Generell waren es die Grossbanken, zuvor integraler Bestandteil einer engvernetzten, kartellierten Schweiz AG, die nun vorführten, dass der Bezug zur Schweiz in der Suche nach guten Rahmenbedingungen besteht. Ihr Markt ist global, mit besonderem Gewicht auf den USA, wo sie sich in den 1990er Jahren etablierten. Gewinnpotenziale und Kosten waren gleichermaßen enorm, auf der symbolischen Ebene vielleicht noch mehr als auf der finanziellen: Die Bussen und aussergerichtlichen «Einigungen» in der Frage der nachrichtenlosen Vermögen, von UBS und Wegelin, und der jetzigen Listen von schweizerischen Banken werden von vielen Schweizern als kollektive Demütigung wahrgenommen. Nationale

tertiären Sektor arbeiten heute drei Viertel der Arbeitnehmer in der Schweiz. Die grossen Steuerzahler sind nicht Handel und Gesundheitswesen, sondern die weltweit tätigen Firmen. Von der Swiss Re (früher: Schweizer Rückversicherung) zur Adecco, von Glencore zur Fifa – alle sind sie aufs Engste vernetzt durch die globalen Austauschbeziehungen, ja koordinieren diese etwa beim Rohstoffhandel selbst. Das sind anspruchsvolle Arbeiten für gutausgebildete Grenzgänger zwischen den Kulturen. Solche gibt es in der mehrsprachigen Schweiz viele. Aber der Pool ist erschöpft. Internationale Firmen mit Sitz in der Schweiz stellen auf dem grossen europäischen Binnenmarkt – zu dem sie gehört, ohne es wahrhaben zu wollen – deshalb zunehmend gutqualifizierte internationale Arbeitskräfte an, zum Beispiel Deutsche.



*Macht des Wandels, aus alt wird neu: Sprengung des Kamins der 2006 stillgelegten Aluhütte ...*

Gesetzgeber und Institutionen sind nicht nur machtlos gegenüber den Forderungen des Auslands, das verständlicherweise durchsetzen will, dass im globalen Wettbewerb mit gleich langen Spiessen gekämpft wird und nicht Paragraphen wie das Bankgeheimnis Nischenanbieter begünstigen. Fast noch irritierender ist, dass UBS und CS mit dem lange hart verteidigten Bankgeheimnis auch bewusst das S in ihrem Namen zusehends fallenlassen, wenn beides geschäftlich vom Vorteil zur Hypothek geworden ist.

**D**ie Banken sind das prominenteste, aber keineswegs das einzige Beispiel einer Volkswirtschaft, die im internationalen Vergleich sehr spät, aber umso schneller und gründlicher von einer Industrie- zu einer Dienstleistungsgesellschaft geworden ist. Im

Auf der hohen Wertschöpfung in den international tätigen Dienstleistungsgewerben beruht zu einem grossen und wachsenden Teil der Wohlstand der Schweizer. Zugleich treten in diesen Bereichen die realen und symbolischen Bedrohungen für das schweizerische Selbstverständnis massiert auf: Lohnexzesse, Bankenskandale, Einwanderungswellen, Rechtsstreitigkeiten mit dem Ausland. Das, was die Schweiz reich macht, verstört sie auch. Abhilfe verspricht, scheinbar, die Selbstbestimmung in der direkten Demokratie. Was wirtschaftlich global schief läuft, soll national durch den Volkswillen politisch korrigiert werden: «Abzocker» sind zu bestrafen, Spitzengehälter und die Zahl der Zuwanderer zu beschränken, das Bankgeheimnis gehört in der Verfassung verankert, die Neutralität dort zum Staatszweck erhoben. Die Schweiz des 20. Jahrhunderts soll so festgeschrieben wer-

den gegen den Wandel des 21. Jahrhunderts, mit ihren Privilegierten im Inland und ihrem aussenpolitischen Privileg, dass sie keine Aussenpolitik zu führen brauchte, weil andere Staaten jeweils die personellen und finanziellen Kosten für Friedensordnungen beglichen.

### Ohne direkte Demokratie

Die Schweiz des 20. Jahrhunderts war aber nicht die Schweiz in ihrer zeitlosen Substanz. Es gab eine Eidgenossenschaft ohne direkt-demokratische Volksabstimmungen (vor 1874), die (vor 1648) weder souverän noch (bis 1674) neutral und (vor 1848) auch keine Nation sein wollte. Eine gemeinsame Armee entstand erst im 19. Jahrhundert, ebenso bürgerrechtliche Gleichheit, für Juden 1866, für Frauen 1971. Es gab historisch viele Schweizen, die wir uns heute nicht mehr vorstellen können. Und die

Diskussion erst in der Volksabstimmung von 1948 angenommen. Direkte Bundessteuern? Dieser Eingriff in die Steuerhoheit der Kantone war zwar längst Realität, aber bis 1995 nur ein Provisorium ohne Bundesgesetz. Mitgliedschaft in der Uno? 1500 Stimmen gaben 2002 den hauchdünnen Ausschlag für den Beitritt, der die Neutralität zu gefährden schien. Ein arbeitsfreier 1. August? Gibt es erst seit 1993, dank der einzigen erfolgreichen Initiative der ausländerfeindlichen Schweizer Demokraten.

**A**ll diese Entscheidungen haben für uns Selbstverständliches bewirkt, obwohl die Gegner für diesen Fall das Ende der Eidgenossenschaft predigten und oft wohl selbst daran glaubten. Die Schweiz ist keine in die Alpen gemesselte Substanz, sondern ein dauerhaft

konservativen. In einem Land ohne nennenswerten Adel, das seit Jahrhunderten republikanisch verfasst war und keine Angriffskriege führte, gab es dafür durchaus historische Grundlagen. Doch der Appell an den politischen und militärischen Widerstand täuscht über die vielen Entwicklungen hinweg, die im Guten wie im Schlechten gleichläufig verliefen wie anderswo. Insbesondere verleugnete die Widerstandsrhetorik die enge wirtschaftliche Zusammenarbeit, die unser Land unvermeidlich mit seiner Umwelt pflegen musste – so auch mit dem Dritten Reich.

### Neue Schweizen

Historisch eigentümlich für die schweizerische Entwicklung ist der Staatsaufbau von unten, von wo umfassende Kompetenzen an die Zentrale delegiert erscheinen. Im internationalen Vergleich viel Gestaltungsspielraum lag und liegt bei den Gemeinden, obwohl deren je nach Kanton unterschiedlich ausgeprägte Autonomie nicht durch die Bundesverfassung geschützt ist. Die Verfassung hält dagegen, staatsrechtlich nicht korrekt, die frühere Souveränität der einzelnen Kantone fest, die im modernen Föderalismus nur noch nachwirkt. Die Kantone sind nicht mehr allmächtig, sondern durch ein suprakantonales Parlament, eidgenössische Vögte aus Bern und fremde Richter in Lausanne eingeschränkt. Das hat die Willkürherrschaft von Kantonshauptstädten über ihre ländlichen Untertanen ebenso beendet wie die Kirchturmpolitik, aufgrund deren jeder Kanton seine eigenen Zölle, Masse und Währung besass und eine schweizerische Eisenbahn an unterschiedlichen Spurbreiten scheitern musste.

Der Binnenmarkt Schweiz, der so viel Wohlstand erzeugt hat, ist das Ergebnis von vielen Anpassungsschritten, welche die Macht der Kantone zum Wohl des Ganzen in wichtigen Bereichen allmählich beschnitten, aber den föderalistischen Ansatz grundsätzlich beibehalten haben. Er beruht auf dem Territorialprinzip, gemäss dem fast überall nur eine offizielle Sprache für Schule, Verwaltung und politische Meinungsbildung existiert. Föderalismus und Territorialprinzip sind wohl unverzichtbar, wenn man die Schweiz als Ort des demokratischen, gleichberechtigten Zusammenlebens von Bürgerinnen und Bürgern unterschiedlicher Sprache versteht (was allerdings frühestens für die Zeit ab 1798 gilt). Zukünftige Veränderungen, die hierauf Rücksicht nehmen und zugleich bedenken, dass es heute viel mehr als vier Sprachen im Land gibt, werden neue Schweizen hervorbringen, ohne die Schweiz aufzuheben.

**Thomas Maissen**, 50, lehrt als ordentlicher Professor für Neuere Geschichte mit dem Schwerpunkt Frühe Neuzeit an der Universität Heidelberg.



... Alcan in Steg VS im März 2009.

Schweizen, die es gab, waren für viele Eidgenossen kurz zuvor ebenso unvorstellbar: Graubünden nicht mehr souveräner Freistaat, sondern bloss ein Kanton unter vielen? Gegen den Widerstand der Bündner Patrioten setzte Napoleon dies durch, der sechs Kantone schuf, die es bis heute gibt. Ein Kanton Bern ohne Waadt und Aargau als Untertanenlande? Das brachte die Schweiz 1814 an den Rand des Bürgerkriegs. Eine Bundesverfassung mit Bundesstadt? Dagegen führten die Katholisch-Konservativen 1847 den Sonderbundskrieg. Die 40-Stundenwoche? Zukunftsmusik, weil bereits die 65-Stundenwoche im eidgenössischen Fabrikgesetz von 1877 als umstrittener Eingriff in die unternehmerische Gestaltungsfreiheit galt. Die Sorge für Alte und Hinterbliebene? Sie war seit Menschengedenken Privatsache, die AHV wurde nach jahrzehntelanger

ter und bislang dabei recht erfolgreicher Prozess der Anpassung an die wechselnden Herausforderungen ihrer Umwelt. Geschickt haben Söldnerführer und Käsehändler, Textilfabrikanten und Maschinenproduzenten immer wieder ihre Erzeugnisse zu exportieren gewusst. Das war unumgänglich in einem an Ressourcen armen Land mit kleinem Binnenmarkt. Ihre «offene Volkswirtschaft» war es von jeher gewohnt, Nischenprodukte zu entwickeln und weltweit ohne den staatlichen Rückhalt etwa einer Kolonialpolitik nach Absatzmärkten zu suchen. Mit dieser sehr weitreichenden wirtschaftlichen Integration in globale Austauschbeziehungen kontrastierte vor allem im 20. Jahrhundert eine Rhetorik der politischen Andersartigkeit, des Sonderfalls. Als Erbe der geistigen Landesverteidigung prägt sie bis heute die Sprache der National-

# Blumensträusse vom Feld

Der Schweizer Landwirt Samuel Liechti, 26, hat die Qual der Wahl: Um sein Herz buhlen ab sofort die biertrinkenden Städterinnen Sabrina und Flurina. Ob das gutgeht?

Aufgezeichnet von Franziska K. Müller

**Frauen gesucht:** Ein weibliches Geschöpf dauerhaft auf den Hof zu bekommen, ist ein schwieriges Unterfangen. Die letzte Beziehung ging vor einem Jahr in die Brüche. Mein kleiner Sohn besucht mich zwar regelmässig auf dem Hof, aber eine Partnerin fehlt mir halt doch sehr. Viele Frauen haben mit den extremen Arbeitszeiten Mühe.

Gummistiefel und Schürze, dreckige Fingernägel und Mistgeruch entsprechen den gehobenen Lifestyle-Kriterien langfristig auch nicht unbedingt. Ein Bauernbetrieb lässt zudem kaum Platz für spontane Aktivitäten, und in der knapp bemessenen Freizeit höre ich Hip-Hop und spiele gern Basketball, zwei Hobbys, die meine Zukünftige nicht komplett ablehnen sollte. Es fehlte mir an Zeit, aber auch an Eigeninitiative, um auf Frauen zuzugehen. Letzten Sommer hatte ich einen Unfall: Ans Bett gefesselt, kam ich zum Nachdenken, und dann fiel die Entscheidung, über das Fernsehen eine neue Liebe zu suchen. Meine Eltern fanden, ich hätte ruhig noch zuwarten können: bis ich vierzig Jahre alt bin! Dann wäre ich längst ein Eigenbrötler und hätte mir die Sehnsucht nach der Zweisamkeit vermutlich abgewöhnt.

**«Exoten-Bauer»:** Landwirte mit dunkler Hautfarbe und eigenem Betrieb kann man in der Schweiz an drei Fingern abzählen. Im bäuerlichen Umfeld erweist sich meine fremdländische Herkunft nicht als Problem. In Schwarzenburg kennt man mich, seitdem ich als einjähriges Kleinkind adoptiert worden bin. Meine Eltern erzogen mich behutsam, vermittelten mir schweizerische Wertvorstellungen, aber gleichzeitig auch, dass die Landwirtschaft ein hartes Pflaster ist. Was soll ich sagen? Sie gaben mir eine Identität, und wenn mich manche «Exoten-Bauer» nennen wollen, stört mich das nicht, weil ich so selbstbewusst bin, dass ich mich nicht angesprochen fühle.

Die meisten Landwirte akzeptieren mich als einen von ihnen, und mir passen die Bauern: Sie denken geradeaus, sprechen direkt an, was ihnen missfällt, und gegenseitig stehen wir uns mit Rat und Tat zur Seite, wenn es praktische Probleme gibt. Ich engagiere mich auch in der Gemeinde, gehe wann immer möglich an die Versammlungen, und ich möchte anderen helfen, wenn sie in Not sind. Darum bin ich bei der freiwilligen Feuerwehr. Natürlich kommt es vor, dass Menschen, die mich nicht kennen, empört oder misstrauisch dreinblicken, wenn

ich mit meinem Traktor an ihnen vorbeifahre. Sie meinen wahrscheinlich, ich hätte das Gefährt geklaut. Jene, die nicht wissen, dass ich ein waschechter Schweizer Bauer bin, glauben mir nicht, wenn ich meinen Beruf nenne, und manche meinen, ich mache einen Witz. Halte ich dann einen kompetenten Vortrag über die hiesige Milchwirtschaft, werden diese Vorbehalte schnell zerstreut. Eine Suche nach den Spuren meiner eigentlichen Wurzeln hat mich

nie interessiert. Das ist gut so, denn meine Heimat ist die Schweiz. Bei mir zu Hause und im Berner Seeland finde ich Ruhe und Frieden, und so wird es auch weiterhin bleiben.

**Landleben:** Ich übernahm den Hof der Eltern vor einigen Jahren, wir leben in getrennten Wohnungen im Parterre des bald hundertjährigen Berner Riegelhauses. Es liegt ausserhalb von Schwarzenburg und ist nur über eine



«Manche meinen, ich mache einen Witz»: Single-Bauer Liechti, Verehrerinnen Flurina und Sabrina.

Kiesstrasse erreichbar. Die Romantik ist auf dem Land oft mit gewissen Beschwerlichkeiten verbunden, die man auf den ersten Blick nicht erkennt. Es sind nicht nur die herzigen Tiere und die lauen Sommerabende, die man mögen muss, sondern auch das Raue und Einfache. Zu meinen täglichen Arbeiten gehört die Haltung der vierzehn Milchkühe, das Melken morgens wie abends und die Bewirtschaftung der Felder. Wir betreiben Ackerbau mit Mais, Gerste und Weizen. Einen Hof finanziell über Wasser zu halten, ist in der heutigen Zeit kein Zuckerschlecken. Ich werde von der Milchwirtschaft auf Mutterkuhhaltung umstellen, damit ich einen Zusatzjob in einer Sägerei annehmen kann. Es bedeutet, dass ich morgens um vier Uhr aufstehen muss. Die Mutterkuhhaltung macht mich flexibler, da die Melkzeiten wegfallen. Umsorgen und pfl-

gen muss man die Tiere aber genauso intensiv. Zum Leben ist genug da, aber reich bin ich nicht: Die Produktionskosten von Milch sind in der Schweiz viel höher als beispielsweise in der EU. Die Milch kostet im Laden zwar viel, aber wir Bauern sehen von diesem Geld nur wenig. Leider sind auch die Preise für Kartoffeln, Weizen, Gersten und Fleisch in den letzten Jahren in den Keller gerasselt.

**Eigener Chef:** Trotz dieser negativen Punkte war immer klar, dass ich unbedingt Landwirt werden will. Bereits in der zweiten Klasse half ich bei vielen Arbeiten mit, und heute liebe ich den Beruf aufgrund seiner Vielseitigkeit, zudem bin ich mein eigener Chef, kann die Arbeiten selbst einteilen und bin gleichzeitig Bauer und Geschäftsmann: Ich muss mich auf dem Markt auskennen, Preise vergleichen und so

weiter. Was ich einer Frau zu bieten habe? Viel, würde ich sagen. Einen wunderschönen Wohnort, die Natur, meine Tiere und mich. Ich bin spontan und verfüge über ein fröhliches, ausgeglichenes Gemüt. Mit meiner Partnerin möchte ich über anstehende Probleme sprechen können. Ich werde mich meinerseits bemühen, dass es ihr immer gutgeht. Wenn ohne grosse Worte eine gewisse Harmonie herrschen würde, wäre dies von Vorteil: Schliesslich arbeitet und lebt man – ohne Ferien – an 365 Tagen pro Jahr zusammen.

**Städterinnen im Anmarsch:** Wenn sie lieber Traktor fährt, kann ich die Wäsche waschen oder die Wohnung putzen. Ich bin ein emanzipierter Mann: Obwohl ich ein Bauer bin. Meine Traumfrau soll ehrlich, treu und natürlich naturverbunden und tierlieb sein. Kinder muss sie auch mögen, ich möchte nämlich noch mehr. Wichtig ist mir vor allem, dass sie weltoffen und sozial ist: so, wie ich es auch bin. Ein bisschen intelligent sollte sie auch sein, und wenn wir am Feierabend zusammen ein Bier trinken können, umso besser. Vom Aussehen her stehe ich auf den europäischen Typ mit blonden oder braunen Haaren, schönen Augen und hübschem Gesicht. Mir gefallen kurvige Frauen, die weder zu dick noch zu dünn sind. Mit diesen Wünschen bewarb ich mich auch für die nächste Staffel von «Bauer, ledig sucht ...». – Es meldeten sich einige Kandidatinnen. Ich konnte meine beiden Favoritinnen also auswählen: Sabrina ist eine 22-jährige Kinderbetreuerin aus Zürich, Flurina eine 18-jährige Hauswirtschafterin aus dem Kanton Aargau.

**Spreu und Weizen:** Flurina gefiel meine Offenheit und Fröhlichkeit. Dass ich ursprünglich aus Indien stamme, wusste sie natürlich. Sie soll gesagt haben: «Braun, weiss, rot: Mensch bleibt Mensch.» Das finde ich einen Supersatz. Sabrina fand mich – süss! Sie sucht einen treuen, liebevollen und einfühlsamen Bauern, freut sich darauf, in der Natur zu arbeiten, und sie würde auch gerne Traktor fahren. Beide stammen aus der Stadt. Beide sind sympathisch. Welche Dame ich zur Hofwoche einladen werde, muss sich noch zeigen. Meine Eroberungsstrategie verrate ich auch nicht – nur so viel: Als Bauer muss man der Frau natürlich auch einiges bieten. Romantik und so: Picknick im Heuschober, Blumensträusse vom Feld, Abende vor dem Kaminfeuer. Ob eine gemeinsame Zukunft möglich sein könnte, wird sich im Alltag zeigen: Wenn man sofort zusammen lebt und arbeitet, in einem Umfeld, das viele neue Herausforderungen beinhaltet, trennt sich die Spreu vom Weizen schneller als gedacht.

«Bauer, ledig, sucht ...»: Jeweils am Donnerstag, 20.15 Uhr auf 3+



# Zukunft braucht Herkunft

Karl Schmid wurden Schweiz-Verherrlichung und Schweiz-Kritik vorgeworfen. Dem grossen Germanisten, ETH-Rektor und Offizier war Unabhängigkeit – die eigene und die des Landes – ein wichtiges Thema. Damit ist er erstaunlich aktuell geblieben. *Von Thomas Sprecher*

Karl Schmid (1907–1974) lebte zur Zeit des Zweiten Weltkriegs und des Kalten Kriegs; in einer noch nicht globalisierten Welt ohne Söldner- und Nomadenwesen. Die Schweiz war noch nicht zu einem «Standort» funktionalisiert. Aber schon damals stand der Kleinstaat unter Druck, ja wurde sein Lebensrecht in Frage gestellt. Es gibt also auch Konstanten. Was könnte die heutige Schweiz, was könnten wir von Karl Schmid lernen?

**1 — Das Milizprinzip hochhalten** Die Katastrophe des Nationalsozialismus prägte Karl Schmid's Denken und festigte seine politischen Instinkte. Sie liess ihn erkennen, welche ungeheure Gefahr die Trennung von Geist und Politik bedeutete. Das Sichfernhalten von der Gestaltung des Öffentlichen fiel ein für alle Mal aus dem Rahmen des Erlaubten. Dabei gehörten Rechte und Pflichten für Karl Schmid zusammen: Teilhabe und Teilnahme waren eins. Der Bürger nahm entgegen; und so hatte er auch zu geben. Er war verpflichtet, über das gesetzlich Verlangte – wie das Zahlen der Steuern und das Leisten von Militärdienst – hinaus Verantwortung zu übernehmen. Er hatte mitzudenken und mitzuwirken, in politischen Funktionen und öffentlichen Ämtern, wo immer sich im staatlichen Geschehen ein Bedarf ergab. Schmid konnte sich einen Staat ohne aktive Bürgerbeteiligung, eine Schweiz ohne Miliz nicht denken.

Miliz war eine Bedingung demokratischer Freiheit. Zur Freiheit gehörte die Freiwilligkeit. Schmid sah es nicht gern, wenn sich jemand dem Dienst am Gemeinwesen entzog, wie es seiner Ansicht nach die Achtundsechziger taten oder jene, die sich für geringe Ämter zu gut waren. Der Bürger war nicht staatlich geduldet, sondern Träger und Inhaber des Staats. Daraus ergab sich von selbst, dass jener mehr für das Gemeinwohl leisten sollte, der von seiner Begabung und von dem zeitlichen Freiraum her dazu eher in der Lage war. Die Eliten durften sich nicht vom Dienst am Gemeinwesen dispensieren, sondern sollten vielmehr ein Zusätzliches leisten.

**2 — Komplementarität versuchen** Wie kein Zweiter propagierte Schmid den Gedanken der Komplementarität. Was verschieden war, diente in stiller Ergänzung und geheimem Zusammenspiel einem grösseren Ganzen. Das galt für das Verhältnis der Schweiz zu Europa, von Natur- zu Geisteswissenschaften, von Experten zu Entscheidenden. Es galt

auch für Schmid's eigene Lebenspraxis, dem Miteinander von Schreiben und Tun. Beides war nötig zur Balance, zum Halten von Masse und Mitte.

Es kommt vor, dass Schriftsteller, die in ihrem Hauptberuf nicht in gewünschtem Masse reüssieren, die Politik als neues Geschäftsfeld entdecken. Auch Karl Schmid wählte wohl manche Aktivität, weil seine Publizistik nicht immer zum erhofften Erfolg führte. Dies aber wiederum mit Gewinn für sein Schreiben: Dass er den Dienst nicht nur in effizienter Weise leistete, verlieh seinen Reflexionen und Positionen die Anmut der Glaubwürdigkeit. Er kannte auch den Blick von innen.

**3 — Den Blick auf die Welt richten** Die deutsche Tragödie bestimmte Schmid, sich umso entschlossener dem eigenen Land und damit der Staatsverbundenheit schweizerischer Prägung zuzuwenden. Die Entwicklung seines Denkens vollzog sich weitgehend auf nationalem Boden. Seine Staats- und Gesellschaftsdiagnose war stets auch eine Schweiz-Diagnose. Die anhaltende Konzentration Schmid's auf das Staatswesen, in dem er lebte, mag dort als Nachteil empfunden werden, wo man das eidgenössische Modell für überholt hält. Sosehr Karl Schmid aber auf sein eigenes Land blickte, so sehr schaute er auch darüber hinaus. Es war ihm bewusst, dass die Schweiz verkürzt wird, wenn nur sie selbst betrachtet wird, und dass sie sich ohne ihre grossen Nachbarn nicht denken lässt. Auch wenn er im Einklang mit den Tendenzen seiner Zeit dazu neigte, die Schweiz mehr als aus eigener Kraft geschaffene Willensnation und weniger als geduldetes Geschöpf der umliegenden Grossmächte zu zeichnen, so gewannen Schmid's Beiträge zum nationalen Identitätsdiskurs stets europäische Dimension. Und wenn Europa tatsächlich, wie Karl Jaspers einmal erklärt hatte, vor dem Dilemma steht, sich zu balkanisieren oder zu helvetisieren, erlangen die schweizerische Konsonanz des Widersprüchlichen, bei aller Unwiederholbarkeit historisch glücklicher Konstellationen, Laboratoriumsqualität und Schmid's Gedanken dazu auch so europäische Reichweite.

**4 — Interdisziplinarität wagen** Seit je überschritt Schmid die Grenzen seines angestammten Gebiets. Die Selbstverständlichkeit, mit der er verschiedene Sphären staatlicher Tätigkeit in seiner Vita verband, übernahm er in

sein publizistisches Tun. Er veröffentlichte als Germanist ohne weiteres militärische Schriften – im heutigen akademischen Mainstream kaum denkbar –, machte sich tiefenpsychologische Methoden zunutze und wandte sich naturwissenschaftlichen Themen zu. Übrigens liess die Hochschule ihn gewähren. Es wäre zu überlegen, ob die Universitäten nicht ausgewählte Professoren dazu animieren sollten, vermehrt Themen von überfachlichem Interesse aufzugreifen.

**5 — Den Blick auf das Wesentliche richten** Schmid's Interesse galt nicht dem Tag, und es ging ihm nicht um mediengerechte und schlagzeilenträchtige Thesen. Er betrachtete weniger die akuten Brandherde und richtete sein Auge mehr auf die grossen, wesentlichen Strömungen. Sein Diskurs führte über die Zeiten hinweg. Zukunft braucht Herkunft, und so bezog er vor allem ein, was sich in der Vergangenheit als nachhaltig erwiesen hatte. Er richtete sich – in einer Zeit freilich weit geringerer Unvorhersehbarkeit – eher auf das Unveränderliche ein und sah auf Konstanten. In ihnen erkannte er das Wesentliche staatlicher Prägung.

Schmid nahm sein Land und dessen Probleme ernst. So gehörte er nicht zu den staatlich versorgten Liebhabereien-Verfolgern auf den Lehrstühlen. Nicht nur seine Tätigkeiten, auch seine Publizistik war relevant. Er arbeitete an den vitalen Fragen seiner Zeit.

**6 — Unabhängigkeit bewahren** Schmid hatte keinen eindeutigen soziologischen Ort. Man konnte ihn als Rektor der ETH und hohen Offizier der Schweizer Armee zwar dem «Establishment» zuschlagen. Dabei distanzierte er sich vom «Zürichberg» und gehörte weder zur finanziellen noch zur wirtschaftlichen oder politischen Elite. Gleichzeitig behauptete er geistige und politische Unabhängigkeit. Nicht von ungefähr warf man ihm wechselweise beides vor: Schweiz-Verherrlichung und Schweiz-Kritik.

**7 — Die psychologischen Grundgegebenheiten einbeziehen** Die Mechanik demokratischer Willensbildung interessierte ihn kaum. Der politisch-juristischen Konstruktion von staatlichen Institutionen galt Schmid's Augenmerk nicht, und erst recht nicht dem alltagspragmatischen Gewurstel in Bundesbern. Ohne sich mit den staatsrechtlichen Instituti-



onen je demokratietheoretisch befasst zu haben, wusste er aus Studium und Praxis, aus welchen Fäden das Kleid Helvetias gewirkt war, agierte er auf dem Boden jahrhundertalter politischer Erfahrung, und so fragte er auch in seinem Werk nach den historisch-tiefenpsychologischen Grundlagen, welche diese Institutionen hatten ins Leben treten lassen.

**8 — Dem Land als Intellektueller dienen** Karl Schmid verkörperte eine einzigartige Spielform schweizerischer Intellektualität. Ein Professor, dünnhäutig, einzelkämpferisch, wenig robust im Umgang mit Kritik, war er kein Politiker, sass in keinem Parlament und keiner Regierung. Er spürte, dass er in politischen Funktionen überfordert war. Er liebte die Kultur sachlicher Zusammenarbeit, wie er sie im militärischen Kontext erlebte, aber er war unwillig und überfordert, wenn es realpolitisch wurde, wenn sich sachfremde Energie störend ins Spiel brachte, sei es in der Primarschulpflege Bassersdorf, sei es im Schweizerischen Wissenschaftsrat. Schmid diente dem Land als Intellektueller. Es bestand ein öffentliches Bedürfnis nach Leitfiguren, Leuchttürmen, Wegweisern. Es besteht auch heute noch. Aber Persönlichkeiten seines Formats sind allezeit rar.

**9 — Ans Ganze denken** Schmidts Sichtweise war indes weniger die des Grossintellektuellen, des Geistesfürsten, des ersten Patrioten, sondern jene des fürsorglichen Vaters, der Milde und Strenge mit Bedacht verteilt, der aus pädagogischen Gründen nicht zu sehr lobt und nie vernichtet. Sein intellektueller Ansatz hatte einen stark paternalistischen, moralisch-pädagogischen Hintergrund. Wie ein Heerführer, der nicht siegen, sondern versöhnen will, dachte er an das Ganze, für das Ganze und vom Ganzen her. Väterlich und



*Einzigartige Spielform: der Intellektuelle Karl Schmid, 1967.*

schweizerisch bezog er alle ein, denn hierzu-lande haben alle mitzureden. Die heutigen Verantwortungsträger in Politik und Wirtschaft könnten von Schmid lernen, dass die Verfolgung von Partikularinteressen zwar erlaubt ist, aber nicht genügt.

Die ungeschiedene Sorge um das Ganze, die ihre beschwerlichen und unökonomischen Seiten hat, wurzelt in einer seelischen Grundverfassung des Bürgers, aus welcher auch alle staatsrechtlichen Ausgestaltungen der direkten Demokratie erwachsen. Schmid sah in der

Beschäftigung mit dem Staat den Wesenszug, durch den sich die schweizerische Kultur am schärfsten vom deutschen oder auch französischen Geistesleben unterschied. Das schweizerische Selbstverständnis geht dahin, dass das Öffentliche nicht die Aufgabe bestimmter Schichten sei. Jeder Bürger ein Politiker – und jeder Politiker ein Bürger. Er ist nicht anonym, nicht massenhaft, sondern sichtbar, selbständig, unabhängig und verantwortlich.

**10 — Verständlichkeit anstreben** Schmid hatte ein Gespür für das Festredenhafte hochtönender Worte. Seine eigene Prosa blieb so frei davon wie von politischen Parolen. Seine Fähigkeit zur luziden «Standortmeldung» und unaufgeregten Analyse war gekoppelt mit dem Vermögen, diese verständlich und ansprechend wiederzugeben. Er verzichtete auf Fachsprachlichkeit und Jargon. Dabei ging der Glanz vieler Prägungen nicht auf Kosten der Prägnanz.

Karl Schmidts Werk ist ein Ort fruchtbaren Nachdenkens über unser Land. Im Schatten der grossen Geste, der Haltung des Citoyens, ist seine Themenwelt erstaunlich aktuell geblieben: das Verhältnis der Schweiz zu einem vereinigten Europa, die Rolle der Neutralität oder jene der Miliz, die Ausgestaltung der militärischen Verteidigung im Atom-

zeitalter, das Verhältnis des Bürgers zum Staat oder die Aufgabe von Kunst und Literatur. Diese Komplexe werfen Fragen auf, bei denen unser Jahrhundert nicht minder um Antworten ringt. Auch deshalb lohnt sich die Beschäftigung mit diesem grossen Germanisten.

**Thomas Sprecher** ist Rechtsanwalt und Literaturwissenschaftler in Zürich. Er ist Herausgeber von «Karl Schmid: Gesammelte Werke in 6 Bänden» (1998). Dieses Jahr erschien die von ihm verfasste Biografie «Karl Schmid – ein Schweizer Citoyen» bei NZZ Libro.

---

# Pippi Langstrumpf des Hip-Hop

---

Die Rapperin Steff la Cheffe ist der Liebling der Medien und wurde zur Stimme einer jungen Protestgeneration erhoben. Tatsächlich lässt sich an ihr die Crux der neuen Aufmüpfigen besichtigen: Man möchte rebellieren, weiss aber nicht so recht, gegen was. *Von Rico Bandle und Daniele Kaehr (Bild)*



«Wir sind eine hedonistische Generation»: Musikerin Stefanie Peter alias Steff la Cheffe, 26.

Das Schlimmste, was Erwachsene jungen Rebellinnen antun können, ist, ihre Anliegen für berechtigt zu erklären, sie gar zum Protest anzu-spornen. Eine Rebellion, die alle unterstützen, ist keine. Genau das mussten die anonymen «Tanz dich frei»-Organisatoren in Bern erleben. Politiker, Medien, ja sogar die Polizei bekundeten offen Sympathien für die illegale Aktion oder zeigten zumindest «grundsätzlich Verständnis». Dass einige Pubertierende in der besagten Nacht erst recht aufdrehten und mit gewalttätigen Ausschreitungen allen Verständnisvollen die Faust ins Gesicht schlugen, war nur die logische Folge davon.

Die Mundartrapperin Steff la Cheffe trat im Vorfeld der Strassenparty als eine Art inoffizielle Sprecherin der Aktivistinnen in Erscheinung. Die ehemalige Vizeweltmeisterin im Beatboxen (mit Mund, Nasen und Rachen Schlagzeugklänge imitieren) ist die Verkörperung einer Protestbewegung, die nur auf Wohlwollen stösst: Die Rapperin mimt die selbstbewusste, vorlaute Göre, ist damit zum Liebling der Kulturjournalisten und Pädagogen geworden, die sie zum Vorbild für junge Frauen erklären. Auf allen Kanälen ist sie präsent: Sie posiert auf den Titelseiten des *Migros-Magazins* und der *Coopzeitung*, geht zu «Giacobbo/Müller» ins Fernsehen oder mit dem Harfenisten Andreas Vollenweider auf Tournee. Mit ihrer letzten CD landete sie sogleich auf Platz eins der Schweizer Hitparade. Grund genug, diese Frau kennenzulernen.

Stefanie Peter, so heisst die 26-jährige Bernerin, findet in ihrem engbestückten Terminplan über Mittag Zeit zu einem Gespräch auf der Redaktion der *Weltwoche*. Die erste Überraschung: Sie ist gross, sehr gross. Ihr rundliches Gesicht hat allerdings weiche, kindliche Züge; es wirkt, als sei da ein Mädchen etwas zu rasch in die Höhe geschossen. Die Musikerin gibt sich zurückhaltend, eher wortkarg, angesichts ihrer grossen Medienerfahrung macht sie einen erstaunlich unsicheren Eindruck. Ist das die selbstbewusste Chefin, die der Männerwelt zeigt, wie der Laden läuft?

Nach einem kurzen Rundgang durch die Redaktion richten wir uns im Sitzungszimmer ein. «Frau Peter, wofür lohnt es sich zu kämpfen in der Schweiz?» Die Rapperin schweigt, setzt an zum Reden, stockt, schaut auf den Boden, sagt dann verlegen: «Wie meinen Sie das? Die Frage ist mir zu wenig konkret.» Neuer Anlauf: «In einem Lied auf der neuen CD heisst es im Refrain «Ich rege mich ufl». Worüber regen Sie sich in der Schweiz am meisten auf?» – «Im Moment bin ich relativ zufrieden», sagt sie, und lächelt.

Offensichtlich ist auf diese Weise nicht hinter die Beweggründe der Musikerin zu kommen. Nehmen wir also einen Umweg. Stefanie Peter ist mit ihren zwei Geschwistern, beziehungsweise Halbgeschwistern im Berner Breitenrain-Quartier aufgewachsen. Ein Vater war nicht da, ihre alleinerziehende Mutter, eine gelernte Flo-

ristin, lebte fünf Jahre von der Sozialhilfe. «Sozialhilfeempfänger stellt man sich verwahrlost in anonymen Betonsiedlungen vor, das war bei uns überhaupt nicht so», sagt Stefanie Peter. «Ich bin in einer schönen Umgebung aufgewachsen.» Wie hat sie das Sozialsystem erlebt? «Mir ist bewusst, dass wir eines der besten Systeme der Welt haben.» Schrecklich sei die Abhängigkeit vom Sachbearbeiter, der einem zugewiesen ist. «Das kann sehr demütigend sein.» Sie selbst habe als Kind nicht so sehr darunter gelitten, dass sie auf Markenkleider oder Familienferien verzichten müssen, sondern darunter, dass die Mutter dauernd Absagen erhalten habe. «Sie ist eine sehr kluge Frau, die sich auch sehr bemüht hat. Ich fand das wahnsinnig ungerecht.»

Was würde sie am Sozialsystem ändern? «Ich bin eher eine Person der Utopien, Sachpolitik liegt mir nicht, da kenne ich mich zu wenig aus.» Was wäre denn eine Utopie für einen guten Sozialstaat? «Wahrscheinlich wäre das schwierig umzusetzen, aber die Idee eines bedingungslosen Grundeinkommens für alle finde ich schon diskussionswürdig.»

Langsam legt Stefanie Peter ihre Scheu ab, und je mehr das Gespräch an Fahrt gewinnt, desto deutlicher wird: Die Kunstfigur Steff la Cheffe hat nur wenig mit der Privatperson Stefanie Peter zu tun. «Im Alltag mag ich nicht immer die starke Frau spielen. Die Erwar-

---

### «Ich bin eher eine Person der Utopien. Sachpolitik liegt mir nicht.»

---

tungshaltung, immer Vorbild sein zu müssen und zu allem eine klare Meinung zu äussern, ist eine Belastung.» Die Rolle der Steff la Cheffe ist allerdings genial gewählt: Sie bedient gleichermaßen die Sehnsüchte alternder Rebellionsnostalgiker wie die Wünsche heutiger Jugendlicher, die auch gerne etwas stärker und selbstbewusster wären. Steff la Cheffe ist eine moderne Pippi Langstrumpf, die aufmüpfige Haltung Teil ihres Rollenspiels.

#### Bern im Tränengasnebel

In ihren Songs schafft sie es, selbst ihre Schwächen wie Stärken aussehen zu lassen. Auf ihrem neuen Album zum Beispiel spielt sie mit ihrer Schwierigkeit, klar Stellung zu beziehen. «Ha ke Ahnig, ha ke Ahnig, ha ke Ahnig, chumme chumme ned drus», singt sie in einer fröhlichen Ohrwurm-Melodie, die selbst Primarschüler schon nach wenigen Sekunden mitsingen können. Die Musikerin bedient sich geschickt eines weitverbreiteten Tricks: die Ironie als relativierendes Mittel einzusetzen, so dass sich jede Aussage auch ins Gegenteil umdeuten liesse.

Dass die als Ikone der «Tanz dich frei»-Bewegung gefeierte Rapperin an der Kundgebung gar nicht teilgenommen hat, ist ein

weiteres Indiz dafür, dass das Image der Steff la Cheffe als Rebellin in erster Linie eine Journalistenfantasie ist. Am «Tanz dich frei»-Abend war sie nicht in Bern, sondern in Zürich. «Ich hatte nicht das Bedürfnis, unbedingt protestieren zu müssen», sagt sie. Erst um 2.15 Uhr am darauffolgenden Morgen kam sie mit dem Zug in Bern an und fand eine im Tränengas eingenebelte Stadt vor. «Ich kam gar nicht mehr über den Bahnhofplatz.» Die Gewalt war eskaliert, vermummte Randalierer hatten Schäden in der Höhe von mehreren hunderttausend Franken verursacht.

Hat sie eine Erklärung dafür? «Dass die Kundgebung immer mehr zur einer fröhlichen Street Parade wurde, war sicherlich ein Grund für die Ausschreitungen. Alle Seiten versuchten, den Anlass für sich einzunehmen. Ich kann nachvollziehen, dass radikal eingestellte Leute die Kundgebung wieder zurückerobern wollten.» Die Gewalt lehne sie aber natürlich auch ab. Am meisten zu denken habe ihr gegeben, dass plündernde Jugendliche die Jeans im zertrümmerten Globus-Schaufenster schamlos anprobierten, bevor sie sie klauten. «Das ist schon krass.»

Das offizielle Protestanliegen – mehr Freiräume für die Jugend – kulminiert schlussendlich im Anspruch auf mehr Konsum, mehr Partys, und alles bitte schön vom Staat auf dem Silbertablett serviert. Stefanie Peter mag gar nicht widersprechen. «Auf viele Jugendliche trifft das wohl zu. Wir sind eine hedonistische Generation – aber nicht alle sind Hedonisten. Ich kann nur für mich sprechen und jene, die ähnlich denken.» Kommt es ihr, die sie aus einfachen Verhältnissen kommt, nicht lächerlich vor, wenn verwöhnte Pickeljungs aus gutem Haus antikapitalistische Parolen skandieren? «Ja schon, aber die können auch nichts dafür, woher sie kommen.»

Wo die wahren Stärken der Steff la Cheffe liegen, zeigte sich vor einigen Wochen in der SRF-Sendung «Cover Me», als sie den Mundart-Hit «Ewigi Liebi» zum Rap adaptieren sollte. «Ewige Liebe, das ist das Monogamie-Konzept, an das ich nicht recht glauben kann», sagte sie und sang anstelle von «Ewigi Liebi» den wunderbaren Nonsense-Refrain «Schwedische Wiiswii, das wünsch ich mir – schwedische Wiiswii, nume für us zwei...» und schrieb einen witzigen Raptext dazu.

Als sie erstmals von ihrem neuen Liedtext erzählte, leuchteten ihre Augen, sie musste sich zwingen, nicht lauthals herauszulachen – wie ein Kind, das einen Streich vorbereitet hat. Gut möglich, dass Stefanie Peter zu Hause einen ähnlich schelmischen Blick aufsetzt, wenn sie am Morgen die Zeitung aufschlägt und darin wieder einmal eine Hymne auf die Überfrau Steff la Cheffe entdeckt, die angeblich die kapitalistische Welt das Fürchten lehrt.

**Steff la Cheffe:** Vögu zum Geburtstag, Bakara/Warner

# Überdeutscher und Nichtdeutscher

Thomas Mann bewunderte zwar das Grossartige und Einmalige seiner Kulturnation. Der radikale Selbstkritiker sah aber auch die Gefahren, ja Abgründe des Deutschtums. Wir Schweizer können von ihm viel über Deutschland lernen. Und auch einiges über die Schweiz. *Von Christoph Mörgeli*



*Vorbei mit der Gemütlichkeit des Biedermeier:* Grossschriftsteller Mann zu Hause im zürcherischen Küsnacht, 1935.

Die vornehmste, aristokratischste Figur in den «Buddenbrooks» von Thomas Mann ist ausgerechnet ein Schweizer: Sein Urgrossvater Johann Heinrich Marti stammte aus Glarus und heisst im Roman Lebrecht Kröger oder auch «à la mode-Kavalier». Der Konsul huldigt strengsten patrizischen Grundsätzen und stirbt 1848 vor Erregung über den aufrührerischen Pöbel, die «Canaille».

Solche Widersprüche zwischen der Hansestadt Lübeck und dem Flecken Glarus sind nur scheinbar. Denn bis weit ins 19. Jahrhundert hinein haben sich die führenden Kreise in den Schweizer Alpen- und Stadtkantonen genau wie in Lübeck die politische und wirtschaftliche Macht vorbehalten. So stolz sie auf ihre republikanische Staatsführung pochte, so wenig war die privilegierte Oberschicht bereit, diese mit der gesamten Bevölkerung zu teilen.

Die Schweiz ging nach 1848 den Weg des föderalistisch-liberalen, später gar des direktdemokratischen Bundesstaates. Über die Idylle der patriarchalischen, etwas provinziellen Republik Lübeck brach indessen 1870/71 das neu geeinigte deutsche Kaiserreich herein. Nun war's vorbei mit der Gemütlichkeit des Biedermeier. Die von Thomas Mann bewunderte Kulturgrossmacht von Goethe, Schiller, Schopenhauer, Nietzsche und Wagner wurde zum mächtigen, gefürchteten Nationalstaat. Militarismus, deutschnationale Gesinnung, die Rücksichtslosigkeit der wirtschaftlichen Gründerjahre und eine autoritäre Pädagogik verdrängten die bisherige gutmütige Duldsamkeit. In der Figur des Hanno Buddenbrook erlebte, erlitt und durchschaute Thomas Mann diese Umwälzung.

Als Mitarbeiter der kritischen Zeitschrift «Simplicissimus» distanzierte sich der Schrift-

steller – nunmehr nach Bayern übersiedelt – vom lärmenden preussischen Wilhelminismus. Die Hochzeitsreise führte Thomas Mann und seine Frau wohl 1905 erstmals nach Zürich ins Hotel «Baur au Lac» («Wo ich zur Zeit mit Katia auf grösstem Fuss lebe»). Das junge Eheglück verarbeitete Mann im Roman «Königliche Hoheit», der in einem monarchischen deutschen Kleinstaat spielt, wo eine gewisse «Madame aus der Schweiz» immerhin in einer Nebenrolle auftritt: calvinistische Pfarrtöchter aus der Romandie galten als besonders geeignet zur Erziehung von Fürstkindern, waren sie doch gleichermassen französischkundig wie sittenstreng. Die Westschweizer Gouvernante war schwarz und weiss von Kleidung und Gesicht, «sehr genau und leicht zu entsetzen».

1909 besuchte Thomas Mann in Zürich die Naturheilanstalt von Maximilian Bircher-

Benner; er konnte noch nicht wissen, dass dieser berühmte Müesli-Doktor fast dreissig Jahre später von den Nazis einen Ruf als Chefarzt des Rudolf-Hess-Krankenhauses in Dresden erhalten sollte. Im Jahr 1912 besuchte Mann für drei Wochen seine Frau Katia in Davos, die sich wegen eines Lungenspitzenkatarrhs im dortigen Waldsanatorium behandeln liess. Der Chefarzt wollte ihn, angeblich «profitlich lächelnd», gleich für längere Zeit behalten.

Der multinationale Bündner Kurort am Vorabend des Ersten Weltkriegs bot die kosmopolitische Atmosphäre für den 1924 erschienenen Bildungsroman «Der Zauberberg». Vor der Gebirgskulisse der neutralen Schweiz begegnen, streiten und lieben sich die Vertreter verschiedenster europäischer Nationen, Ideologien und Bekenntnisse. Die Schweiz trug fast nur mit ihrer Landschaft (und etwas Dienerschaft) zu diesem Erfolgswerk bei.

### Vom «Unpolitischen» zum Politischen

Im Gleichklang mit vielen Künstlern und Intellektuellen begrüsst Thomas Mann den Ausbruch des Ersten Weltkriegs. In den «Betrachtungen eines Unpolitischen» rechtfertigte er 1918 in polemischer Distanzierung von Bruder Heinrich seine konservativ-patriotischen Positionen und lieferte eine schwierige Begründung der Unvereinbarkeit von Deutschtum und Demokratie. Nach Kriegsende revidierte der Schriftsteller diese Haltung und bekannte sich nachdrücklich zu Volksherrschaft, Parlamentarismus und Weimarer Republik. Ursache einer engeren Bindung an die Schweiz bildete nun nicht zuletzt der starke Schweizer Franken: In Zeiten massiver Geldentwertung waren ihm Auftritte etwa vor dem Lesezirkel Hottingen hochwillkommen. Nicht minder war es 1923 das Honorar für den «Brief über die Schweiz», in dem Thomas Mann das «schweizerische Faktum» der Koexistenz von Angehörigen der germanischen und der romanischen Kultur als «exemplarisch» würdigte.

Trotz allem Mahnen und Warnen misslang die Annäherung des Bürgertums an die Sozialdemokratie, um die nationalsozialistische Barbarei mit ihrem Rassenaberglauben abzuwenden. 1933 kehrte der Nobelpreisträger von seinen Ferien in Arosa nicht mehr nach Deutschland zurück. Er fand sein Exil in Küsnacht und bemühte sich erfolgreich, seinem Gastland nicht auf der Tasche zu liegen. Mann blieb unentwegt produktiv, solidarisierte sich nach längerem Zögern seit 1936 offiziell mit den Exilliteraten und festigte mit seiner «Lotte in Weimar» den Anspruch, in der Nachfolge Goethes die wahre deutsche Kultur zu vertreten. Der hier als Hausfreund im Samtkäppchen erscheinende «Kunscht-Meyer» aus Stäfa am Zürichsee bleibt als Schweizer Beitrag allerdings eine etwas lächerliche, wenig angenehme Erscheinung. Die Annäherung der Händlergruppe an die ägyptische Grenz-

feste Zelle im grossen «Joseph»-Viertel wurde mit ihrer umständlichen Bürokratie schon als Parodie auf das damals strenge Schweizer Einbürgerungsrecht interpretiert.

### Der einzige Gutmensch ist Schweizer

Doch Thomas Mann litt nicht an der Schweiz. Er litt an Deutschland. Die Schweiz beurteilte er in ihrer Anständigkeit, Rechtsstaatlichkeit, Demokratie und Mehrsprachigkeit als eigentliches Nichtdeutschland, ja als Gegendeutschland. Auf Radio Beromünster sprach er 1934 von einem «Deutschtum ausserhalb des Reiches» und von einem «ausserordentlichen Stück Deutschland». Mit der Aberkennung seiner Staatsbürgerschaft war Thomas Mann seit Ende 1936 offiziell Nichtdeutscher.

Dennoch und gerade deswegen gelang es ihm, die deutsche Kultur von der politischen Wirklichkeit Nazi-Deutschlands abzugrenzen. Schwer fiel der Familie Mann der Entschluss, in die USA zu emigrieren, denn die «Schweizer Menschenrasse» schien dem führenden Kopf der Exilbewegung die ihm «sympathischste der Welt». Anlässlich einer Abschiedsveranstaltung von 1938 sprach er von seiner tiefen Verbundenheit mit «dem Schweizer Leben, schweizerischer Landschaft, schweizerischer Menschlichkeit».

In den Vereinigten Staaten engagierte sich Thomas Mann 1939 bis 1952 als Wanderpredi-

---

## Thomas Mann lesen heisst den ungeheuren Wandel eines Zeitalters verstehen lernen.

---

ger der Demokratie. Immer wieder notierte er in seinem Tagebuch Gefühle von Heimweh. Nicht nach dem mordenden, brennenden und schliesslich zerstörten Deutschland, sondern nach der kriegsverschonten Schweiz. Seine Romanfiguren mit Schweizer Bezug wurden nun auffallend wichtiger und einnehmender. Im «Doktor Faustus» (1947) ist Johannes Schneidewein, Schwager des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn, der einzige Gutmensch und – nicht zufällig für seinen klaren Durchblick – Optikermeister von Beruf. Schneidewein ist «Schweizer von Geburt, aus Berner Bauernblut», «gute Rasse, ein braver, intakter, sauberer Mann». Sein Sohn, der fünfjährige Nepomuk (genannt «Echo»), bezirzt alle durch seinen Schweizer Dialekt («herzig», «Hüsli», «absitze», «es bitzli»).

Das reale Ehepaar Reiff in Zürich fördert Künste und Künstler. Es ist unschwer zu erkennen, dass in einer Welt von Totalitarismus, Seuche und Tod diese Schweizer als bessere, ja als ideale Deutsche porträtiert sind. In der Lebensgeschichte von Papst Gregorius nach einer mittelalterlichen Legende («Der Erwählte» von 1951) setzte Thomas Mann den irischen Autor Clemens als schreibenden Gast ins

«Kloster Sankt Gallen im Alamannenlande», «wo einst Notker der Stammler sass». Ausdrücklich würdigt er die spezielle Sprache der «Helvetien bewohnenden Alamannen».

Während der Kriegsjahre fand Thomas Mann einzig in der Schweiz ein Publikum seiner Sprache. Im Frühling 1947 besuchte er Zürich und würdigte die Schweiz als föderatives Beispiel eines künftigen friedlichen Europa. Geradezu unglaublich und auch etwas schuldhaft schien ihm sein eigenes Schicksal wie jenes der Schweiz: «Wir haben überlebt, die Schweiz und ich.»

Thomas Mann zögerte nach dem Krieg mehrere Jahre lang, wieder einen Fuss auf deutschen Boden zu setzen. Indessen trieb ihn der Wunsch um, in schweizerischer Erde bestattet zu liegen. Die innenpolitische Radikalisierung des Kalten Krieges machte ihm 1952 den Abschied von den USA leichter. Die Familie nahm zunächst Wohnsitz in Erlenbach, dann als letzte Station in Kilchberg.

### Immer öfter mit einem Lächeln

In der Erzählung «Die Betrogene» (1953) hat nur ein Kunstprofessor mit dem Schweizer Namen Zumsteg das kompetente Auge für die Bilder von Tochter Anna; vielleicht eine Anspielung auf Gustav Zumsteg von der Zürcher «Kronenhalle». Ebenso zu den Vertretern des Schweizer Gastgewerbes gehört der frauenverehrende Hoteldirektor Isaak Stürzli in Paris, den Mann in den «Bekenntnissen des Hochstaplers Felix Krull» (1954) beschrieb. Die literarische und politische Schweiz beging den 80. Geburtstag ihres berühmten Einwohners am 6. Juni 1955 mit umfangreichen, vom Gelehrten gerne erduldeten Würdigungen. Der Eidgenossenschaft hinterliess der kurz danach verstorbene Dichter denn auch seinen literarischen Nachlass.

Thomas Mann lesen heisst den ungeheuren Wandel eines Zeitalters verstehen lernen. Er wurde in einer behäbigen Hansestadt geboren, erlebte die hektische Gründerzeit, das Kaiserreich, den Ersten Weltkrieg, Revolution und Räterepublik, Weimar, Nazi-Terror, Emigration, den Zweiten Weltkrieg, die Neuordnung Europas und den Kalten Krieg. Er wollte radikale Distanz wahren, wurde aber zur radikalen Distanzierung gezwungen. Thomas Mann gilt in der Schweiz und in der Welt mit vollem Recht als Deutscher im besten Sinne. Dem verhängnisvoll Falschen des Zeitgeistes begegnete er nicht einfach mit Nihilismus, Zynismus, Ekel oder Dekadenz. In der radikalen Einsamkeit des Durchschauenden nahm er Stellung, stellte sich entgegen. «Etiam si omnes, ego non – Wenn auch alle, ich nicht!»

Der Unordnung wollte Thomas Mann mit dem Geordneten begegnen – seinem Werk. Mit entschiedener Parteinahme für die Humanität. Oft in tiefstem Ernst. Immer öfter aber mit einem Lächeln. ○



Trachten und gewagter Tangoschritt: Schweizer Folklorefestival im argentinischen Städtchen San Jerónimo Norte.

## Sehnsucht nach dem Gelobten Land

In Argentinien leben 300 000 Nachkommen von Schweizer Auswanderern. Obwohl sie längst assimiliert sind, pflegen sie mit Stolz das Erbe ihrer Vorfahren. Was bedeutet für sie die Schweiz? Was haben sie bewahrt? Ein Besuch in einem Walliser Dorf draussen in der argentinischen Pampa. Von Alex Baur und Alex Kornhuber (Bilder)

Ein Veloweg entlang der Zufahrtsstrasse, eine Art Vita-Parcours am Dorfeingang, dann putzige Häuser im spanischen Kolonialstil, nicht zu gross und nicht zu klein, keine Extravaganz, aber auch nichts Hässliches, alles schön eingemittelt, die Strassen sauber und ordentlich begrünt. Und ziemlich menschenleer. Auf einem Schild mit einer Schweizer Fahne begrüsst uns eine lachende Comic-Figur, die auf einer Milchkanne sitzt und Handörgeli spielt: «Bienvenidos». Willkommen in San Jerónimo Norte, einem 7000-Seelen-Dorf zwischen Santa Fe und San Francisco, unweit des Rio Paraná in der argentinischen Pampa, eine Tagesreise von Buenos Aires entfernt.

Wir kommen zeitlich etwas ungelegen. Die Siesta ist auch den hier ansässigen *valesanos* heilig, die in San Jerónimo angeblich mehr als zwei Drittel der Bevölkerung stellen und zweifellos das Sagen haben. Man erkennt die Herkunft un-

schwer an ihren Namen: Oggier, Perren, Zurschmitten, Imwinkelried, Donnet, Riedweg, Stalder, Franzen, Amherdt und wie sie alle heissen. Wenn man erst die Gesichter sieht, die zu den Namen gehören, verschwinden die letzten Zweifel. Und wer es immer noch nicht glauben mag, muss nur mit ihnen sprechen. Zumindest die älteren Semester reden noch ein etwas *kurlig* und antiquiert anmutendes *Wallisertiitsch*, das ihre Vorfahren vor rund 150 Jahren in die Neue Welt gebracht haben. Betonung auf Wallis.

### Wie ein Stück Käse im Fondue

Schweizer Exklaven – *colonias suizas*, wie man hier zu sagen pflegt – findet man da und dort in Südamerika, namentlich in Chile, Uruguay, Brasilien, Paraguay. Oder eben in Argentinien, wo neben gut 15 000 Schweizer Staatsbürgern rund 300 000 Nachkommen von Schweizer Emigranten leben. Ihre Vorfahren waren zu-

meist in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ausgewandert. Mit dem allgemeinen Verbot der Reisläuferei und der gestiegenen Lebenserwartung vermochten damals insbesondere die Alpenkantone ihre wachsende Bevölkerung kaum noch zu ernähren. Ganze Familien suchten ihr Glück in Amerika, zuerst vor allem im Norden, nach dem Ausbruch des Sezessionskrieges aber zusehends auch im Süden. Bis zum Zweiten Weltkrieg dürften allein in Argentinien 44 000 Eidgenossen – rund 10 Prozent der Schweizer Auswanderer aus jener Epoche – eine neue Heimat gefunden haben.

Sieht man von der zahlenmässig kleinen Gruppe der Amischen und Mennoniten ab, die ihren Ursprung zum Teil auch auf die Schweiz zurückführen, gingen die helvetischen Kolonien in der nördlichen Hemisphäre bald im Strom der Einwanderer auf wie ein Stück Käse im Fondue. Von ihnen zeugen meistens nur noch Orts-



Entbehrungen, Seuchen und Plagen: San Jerónimo.



«Fir de Rosechranz z bättu»: in der Friedhofskapelle.



Jeden Freitag wird es ernst: Jasturnier im Restaurant.

namen (so gibt es allein in den USA «Lucerne» in sechzehnfacher Ausführung). In Südamerika, vor allem in ländlichen Gebieten, sind die Schweizer dagegen oft unter sich geblieben und haben ihre Identität bis heute gewahrt.

Das gilt in einem ganz besonderen Masse für die Oberwalliser von San Jerónimo Norte. Zwar haben nur noch 120 von ihnen den Schweizer Pass. Ihre Herkunft haben sie gleichwohl nie vergessen. Die Schweiz ist omnipräsent. Bei jedem Haus und in jeder Stube prangt irgendwo ein Schweizerkreuz, allerdings fast immer begleitet von einer argentinischen Flagge. Die Botschaft ist klar: «Wir sind Argentinier, schweizerische Argentinier.»

Was ist an dieser Schweiz denn so wertvoll, dass man es, weitab von der alten Heimat, über Generationen gehegt und bewahrt hat? Und: Was hat man über Bord geworfen?

Das Ehepaar Walker von der lokalen Pension bereitet uns einen unaufdringlichen, aber herzlichen Empfang. Die Siesta neigt sich dem Ende zu, Walkers sind unterwegs zum Friedhof, und sie nehmen uns spontan mit, «fir de Rosechranz z bättu», wie sie sagen. Die Kapelle beim Friedhof, in der wöchentlich eine Messe im Andenken an die Verstorbenen gefeiert wird, ist bis auf den letzten Platz besetzt. Unser erster Eindruck: In San Jerónimo wird nicht gesummt und ge-

brummt im Gotteshaus, sondern gesungen und gebetet, aus voller Kehle. Zweitens: Hier gibt es nur eine Kirche, und die ist katholisch.

Nach dem Gottesdienst flanieren sie in kleinen Gruppen zwischen den monumentalen Grabstätten, in denen meist ganze Sippschaften ruhen. Das Familienleben steht hier über allem. Die Stimmung ist gelassen, es wird viel getratscht und gelacht, Erinnerungen werden heraufbeschworen. Wie im Wallis sind auch in San Jerónimo Norte die Verstorbenen oft mit einer Fotografie auf dem Grabmal verewigt. Man erzählt von den Entbehrungen, Seuchen und Plagen, denen die Pioniere ausgesetzt waren, als sie vor 150 Jahren das Land der Wildnis abrangen, von ihrem Heimweh nach den Bergen in der topfebenen und endlosen Pampa, von Scharmützeln mit den Indianern und den kreolischen Gauchos, die es auf das Vieh und die Pferde der *colonos* abgesehen hatten.

Es war wohl kein Zufall, dass die Schützen in dieser unsicheren Gegend die ersten waren, die einen Verein gründeten. Das Vetterli-Gewehr, das sie aus der alten Heimat mitgebracht hatten, hing in jeder guten Stube. Dass die Schweizer geübte und treffsichere Schützen seien, so erzählt uns die Lokalhistorikerin María del Carmen Jullier, habe sich schnell herumgesprochen. Mag sein, dass es gerade deshalb nie zu

einem schlimmeren Blutvergiessen kam. Gemäss Jullier hatten die Pioniere dies allerdings nicht zuletzt einem «christianisierten Indianer» zu verdanken gehabt: Nicolás Denis. Dieser kommandierte im nahen San Jerónimo del Sauce die «Lanceros», eine Indio-Truppe vom Stamm der Abiponer, welche die Regierung zum Schutz der Pioniere aus Europa am damaligen Rand der Zivilisation stationiert hatte.

### Ihr Wilhelm Tell ist ein Indianer

Zweimal, 1867 und 1893, schulterten die Walliser von San Jerónimo ihre Vetterli-Gewehre, um an der Seite von Comandante Denis und seiner Indianertruppe die Provinzhauptstadt Santa Fe zu besetzen. Das erste Mal war es die Einführung der zivilen Trauung, welche die konservativen Katholiken zur Revolte veranlasste, das zweite Mal eine Steuererhöhung. Die Grenzen zwischen Legende und Historie mögen fließend sein. Tatsache ist, dass der Indio Denis, von dem ein Monument auf der «Plaza» zeugt, in San Jerónimo bis heute geehrt wird als eine Art lokaler Wilhelm Tell.

Wie gut sich die Schweizer Siedler mit den Indianern arrangierten, mag nach Verklärung riechen. Das Phänomen ist allerdings auch aus dem Süden von Chile bekannt, wo im 19. Jahrhundert Einwanderer aus dem Kanton Glarus

ganz gezielt im Territorium der kriegerischen Mapuche-Indianer angesiedelt wurden. Denn die Eidgenossen galten als umgänglich, und tatsächlich kam es, soweit überliefert, nie zu grösseren Konflikten. Allerdings haben sie sich auch nie vermischt, weder in Chile noch in Argentinien, mit den Indianern ebenso wenig wie mit den spanischstämmigen Kreolen.

Für die Walliser in San Jerónimo Norte galt dies offenbar ganz besonders. Selbst mit den Aargauern, Zürichern oder Baslern, die in der Gegend von Santa Fe diverse Kolonien gegründet hatten, blieben sie, zumindest in familiären Angelegenheiten, in der Regel auf Distanz. Und das erst recht, wenn es sich um Protestanten handelte. Obwohl die meisten Auswanderer den Kontakt zu ihrer Heimat schnell verloren, fand der Kulturkampf zwischen den Konfessionen auch in der Neuen Welt seine Fortsetzung. Die Kolonie Humboldt etwa war bis ins 20. Jahrhundert geteilt: Auf der einen Seite der Plaza lebten die Katholiken, auf der andern die Protestanten – und dazwischen stand eine unsichtbare Mauer.

Als Ende des 19. Jahrhunderts die Eisenbahn kam, setzten die Bewohner alles daran, dass der Bahnhof einige Meilen ausserhalb von San Jerónimo gebaut wurde. Bis vor wenigen Jahrzehnten, so wird erzählt, habe man die Zugänge zum Dorf kontrolliert – wer nicht genehm war, musste umkehren. Heute gibt es, wie der lokale Polizeichef erklärt, an allen Einfallstrassen Kameras. Fremde müssen damit rechnen, registriert zu werden. Zwar hat die Polizei hier nicht viel zu tun, die Kriminalitätsraten dürften in den meisten Bereichen tiefer sein als in der Schweiz. «Vorsorgen ist besser als Heilen», meint der Comisario freundlich, aber bestimmt, verlangt nach unseren Pässen und notiert sich die Daten.

Dafür sieht man nirgends ein Schloss an den Fahrrädern, die in San Jerónimo vor jedem Haus stehen. An heissen Tagen parkieren die Bewohner ihre Autos unbekümmert mit weit offenen Fernstern am Strassenrand, Alarmanlagen oder vergiftete Haustüren findet man hier kaum. Allerdings auch keine Favelas. In einem Land, in dem Kleinkriminalität, Korruption und soziale Misere einen schon fast folkloristischen Touch haben, ist San Jerónimo eine kuriose Insel von Friede, Wohlstand und Ordnung. So gesehen ist das Misstrauen gegenüber dem Fremden allerdings nachvollziehbar.

Wir konnten uns indes nicht beklagen. Die Walliser von San Jerónimo Norte haben uns mit einer natürlichen Herzlichkeit und Gastfreundschaft empfangen, wie man sie sich als Fremder nur wünschen kann. Der Elektriker Roque Oggier, ein rüstiger Mittsechziger, hat uns während Tagen bereitwillig durch die Gegend chauffiert, als wäre das die grösste Selbstverständlichkeit. «Wir sind nicht die verbohrtten Hinterwäldler, für die uns viele halten», gab er uns immer wieder diskret zu verstehen, «und wir bilden uns auch nicht ein, etwas Besseres zu sein.» Wir können nur beruhigend nicken – das kommt uns doch alles so bekannt vor.

### 700 Jahre sind noch lange nicht genug

Gleich am ersten Abend komplimentiert uns Roque Oggier ins Studio des lokalen Radiosenders. Kaum hat uns Moderator Miguel Yossen die Hand geschüttelt, fährt er die Ländlermusik herunter, die hier die meiste Zeit gespielt wird, öffnet die Mikrofone und schaltet uns live auf Sendung. Nächste Station ist der Sportklub, mit 1500 Mitgliedern heute zweifellos der wichtigste und aktivste Verein vor Ort. Jetzt weiss jeder im Dorf, wer wir sind und warum wir uns hier herumtreiben.

Von Kunstturnen über Tennis bis Wasserball werden auf dem grosszügigen Gelände alle möglichen Sportarten gepflegt. Im Mittelpunkt steht – natürlich, wir befinden uns schliesslich in Argentinien – der Fussball. Bei den lokalen Mannschaften sei «noch etwas Luft nach oben drin», erklärt uns Roque. Richtig stolz ist man hier dafür auf ein Ehrenmitglied des Vereins aus dem Wallis: Joseph Blatter. Der Fifa-Präsident, so erfahren wir, spende Jahr für Jahr ein paar Tausender für den Jugendsport in San Jerónimo – «und zwar aus der eigenen Tasche», wie Oggier betont, «Solidarität unter Wallisern».

Sepp Blatter ist zweifellos der berühmteste Schweizer im fussballverrückten Südamerika. Die Korruptionsgerüchte rund um die Fifa waren auch in den hiesigen Medien ein Thema. Doch sie vermochten weder den Ruf des Weltfussballverbandes noch den seines Präsidenten nachhaltig zu beschädigen.

Bestechlichkeit ist heutzutage zwar auch in Lateinamerika keineswegs mehr salonfähig (vor allem, wenn man sich dabei erwischen lässt). Doch irgendwie mag hier einfach keiner

so recht daran glauben, dass ein Schweizer korrupt sein kann. Für die meisten Südamerikaner ist die Schweiz das Wunderland geblieben, das sie aus den populären japanischen Heidi-Filmen kennen: eine heile, geordnete und malerische, vielleicht etwas langweilige Alpenwelt.

Die Argentinier mit Schweizer Wurzeln halten es nicht anders. Cornelia Williner, die im Oberwallis aufgewachsen ist und seit ein paar Jahren in San Jerónimo Norte Deutsch unterrichtet, versuchte ihren Schülern immer wieder zu erklären, dass sich in der Schweiz vieles verändert habe und dass viele Stereotypen überholt seien. «Die Leute hier interessiert das nicht», erklärt sie resigniert, «sie wollen das gar nicht erfahren.» Die Heimat ihrer Vorfahren, erklärt sie, sei für viele so etwas wie das Gelobte Land: Ein idealer Ort, nach dem man sich sehnt, ohne aber wirklich dort leben zu wollen.

Wir haben viele Menschen in San Jerónimo gefragt, was die Schweiz für sie bedeute. Die Antworten waren immer mehr oder minder dieselben, und sie lassen sich auf die bekannten Adjektive destillieren: pünktlich, ordentlich, sauber, rechtschaffen, ehrlich, fleissig, demokratisch, gerecht, verlässlich, bescheiden, friedfertig. Dabei kennen viele die Schweiz sogar aus eigener Anschauung. Anlässlich der 700-Jahrfeier reiste 1991 eine stattliche Delegation aus San Jerónimo ins Oberwallis. Die Besucher aus Übersee wurden für ein paar Tage oder Wochen in die Dörfer ihrer Vorfahren verteilt, wo man ihnen einen herzlichen Empfang bereitete. Längst vergessen geglaubte Familienbande wurden neu geknüpft. Seither herrscht ein reger Austausch zwischen dem Oberwallis und der Pampa. Das Idealbild der Schweiz wurde dadurch keineswegs beschädigt, sondern vielmehr gefestigt. Keiner wäre hier in San Jerónimo auch nur auf die Idee gekommen, dass 700 Jahre Eidgenossenschaft genug sein könnten.

Die Kontroversen, welche die Schweiz heute bewegen – die Debatten über die Zuwanderung, den Sozialstaat, das Verhältnis zur EU oder den Kampf um den Finanzplatz –, werden aus der Ferne höchstens marginal zur Kenntnis genommen. Dem Bankgeheimnis scheint in Südamerika ohnehin niemand nachzutruern, für viele passte das gar nie zur Schweiz. Ein Ärgernis für viele Auslandschweizer ist höchstens der Umstand, dass sie von den Schweizer



Natürliche Herzlichkeit: Ehepaar Walker.



Hohe Steuermoral: Gemeindepräsident Jullier.



Pakt mit den Indianern: Historikerin Jullier.





«Solidarität unter Wallisern»: Für die Kinder bleibt der Visper Fifa-Präsident Sepp Blatter ein Held.

Banken heute mitunter wie potenzielle Verbrecher abgewimmelt werden.

Der gute Ruf der Schweizer in Südamerika kommt nicht von ungefähr. Als Uhrmacher, Architekten, Zuckerbäcker, Händler und Unternehmer haben sie im 19. Jahrhundert viel zum Aufbau einer aufstrebenden Zivilisation beigetragen. Später kamen die Pharmaindustrie und der Lebensmittelgigant Nestlé hinzu, der während der Wirren des Zweiten Weltkrieges seinen Hauptsitz sogar vorübergehend nach Panama verlegt hatte. Eine wichtige Rolle spielte die Schweiz auch bei der Erstellung von Staudämmen und im Bergbau. In Peru etwa bauten Schweizer Konzerne (Brown Boveri, Motor-Columbus, Südelektra) in der Mitte des letzten

Jahrhunderts praktisch die ganze Stromversorgung auf. Heute spielen in der Schweiz domizilierte Rohstoffgiganten eine zentrale Rolle beim anhaltenden wirtschaftlichen Aufschwung in den boomenden Ländern Chile, Peru, Kolumbien (Glencore Xstrata) und Brasilien (Vale).

### Gegenpol zum Linkspopulismus

Bisweilen mischten Schweizer sogar in der Politik mit. In Erinnerung geblieben sind vor allem Eduardo Frei, der Chile von 1964 bis 1970 regierte, sowie der legendäre Jacobo Arbenz, der in Guatemala 1954 von US-Söldnern aus dem Amt gepuscht wurde. Frei und Arbenz stammten beide direkt von Schweizer Auswanderern ab, beide zeichneten sich als eher wortkarge Pragmatiker aus, die auf demokratischem Weg soziale Reformen einleiteten. Diese Attribute passen auch zum Sozialdemokraten Hermes Binner, der bei den letzten Präsidentschaftswahlen in Argentinien auf dem zweiten Platz landete. Seine Grosseltern stammen, man ahnt es, aus dem Oberwallis (Raron); seine Heimat ist San Jerónimo Norte.

Hermes Binner, von Haus aus Arzt, ist gleichsam das Gegenstück zur amtierenden Präsidentin Cristina Fernández de Kirchner, die Argentinien mit populistischem Aktivismus und Verstaatlichungen zielsicher in die ökonomische und soziale Krise führt. Grossartige Polemiken,

pompöse Auftritte und grossmaulige Versprechen sind diesem Mann, der uns in einem traditionsreichen, aber einfachen Café im Zentrum von Buenos Aires empfängt, im Innersten zuwider. In seiner vorsichtigen und stets auf Ausgewogenheit bedachten Art wäre er der perfekte Bundesrat. Dass er einen Schweizer Pass besitzt, hat Binner allerdings wohlweislich nie an die grosse Glocke gehängt. Ich bin, gibt er auch uns sanft, aber unmissverständlich zu verstehen, hundert Prozent Argentinier.

Es ist denn auch nicht einfach, Hermes Binner ein zitierfähiges Statement zur Schweiz abzurufen. «Die Unwägbarkeiten der Natur und die Not haben dieses Land geformt», meint er schliesslich, «und eine Tradition entstehen lassen, in der sich die individuelle Verantwortung und der kollektive Wille die Waage halten.» Not und Entbehrung gab es auch anderswo, wenden wir ein, liegt es vielleicht auch an den Genen? «Das müsste man wissenschaftlich abklären», erwidert der Arzt. Für ihn stehe indes fest: Die Ungleichheit unter den Menschen folge wohl einem Naturgesetz, doch die grosse Leistung der Schweiz sei es, dass sie es geschafft habe, die Freiheit des Einzelnen zu wahren und trotzdem allen Bürgern eine faire Chance zu gewähren.

Die Schweizer Kolonien von Santa Fe waren seit je Hoheitsgebiet der Unión Cívica Radical



Auf Erfolgskurs: Möbelfabrikant Zurschmitten.



*Steuern statt Subventionen:* Gauchos auf dem Viehmarkt von San Jerónimo.

(UCR), die in ihrer politischen Ausrichtung in etwa dem Freisinn entspricht und sich als historischer Gegenpol zum gewerkschaftlich geprägten, linkspopulistischen Peronismus etabliert hat. Die Gemeindeverwaltung von San Jerónimo liegt jedoch – was aussergewöhnlich ist für Argentinien – seit Jahrzehnten in den Händen einer grossen Koalition, an der sogar die Peronisten beteiligt sind. Die personellen und politischen Kämpfe finden weniger zwischen, sondern hauptsächlich innerhalb der Parteien statt.

Raúl Jullier, der Gemeindepräsident von San Jerónimo Norte, ist ein sanfter Mann, «ein Radikaler, selbstverständlich». Im Gespräch beschwört er die Tugenden eines ausgeglichenen Staatshaushaltes, einer moderaten Steuerbelastung, konservativ und langfristig geplanter Investitionen und einer schlanken Verwaltung. Leider habe sich seine Partei, so klagt er, in den letzten Jahren zusehends von diesen Prinzipien verabschiedet. In San Jerónimo habe man allerdings sparsam gewirtschaftet, was von der Bevölkerung mit einer aussergewöhnlich hohen Steuermoral honoriert werde.

Celia Tschieder, zuständig für Soziales und Kultur auf der Gemeindeverwaltung, ist weniger optimistisch. Ihre Sorge gilt den wachsenden Sozialrenten, die auf Geheiss der Zentralregierung ausgeschüttet werden. Dass der Staat in

Notsituationen hilft, sei für sie selbstverständlich. Doch es sei eine Schande, ja ein Verbrechen, «wenn man die Armen fürs Nichtstun und fürs Kinderkriegen bezahlt». Genau das mache aber die Regierung in Buenos Aires, um sich so die Stimmen aus der Unterschicht zu kaufen. Doch wer hier arbeiten wolle, der finde auch Arbeit. Das sind Sätze und Ansichten, die wir in San Jerónimo immer wieder zu hören bekommen.

Der Wohlstand in San Jerónimo basiert zum einen auf den kleinen und mittleren Gewerbe- und Industriebetrieben. Oscar Zurschmitten ist ein typischer Vertreter dieser Branche. Zusammen mit einem halben Dutzend Angestellten produziert er Möbel nach Mass für ein gehobenes Käufersegment. Sein Maschinen-

park ist auf neustem europäischem Stand, ebenso das Design seiner Möbel, alles nur beste Qualität und «garantiert ökologisch». Dass die Kundschaft aus den Städten sogar ins abgelegene San Jerónimo reist, um sich vor Ort beraten zu lassen, mag erstaunen. Doch das Geschäft läuft, Oscar Zurschmitten baut seinen Betrieb langsam, aber ständig aus.

Das andere Standbein ist die Landwirtschaft. In dieser Branche gibt es allerdings gewaltige Unterschiede zur Schweiz. Subventionen sind hier ein Fremdwort. Die Regierung in Buenos Aires bestraft die Bauern vielmehr durch exorbitante Steuern (je nach Produkt bis zu 35 Prozent des Umsatzes) und eine künstliche Überbewertung des argentinischen Peso gleich doppelt.



*Freiheit des Einzelnen:* Spitzenpolitiker Binner.



«Galtigi Chüe»: Bauer Eggel.



«Wir sind nicht verbohrt Hinterwäldler»: Miss-Schweiz-Wahlen an der «Fiesta Nacional del Folclore Suizo».

Produziert wird in erster Linie Milch, Rindfleisch und Soja, Produkte also, die in einem knallharten globalen Wettbewerb stehen.

Wir begleiten Edison Eggel auf seine Farm. Mit 200 Hektar Kulturland und 120 Milchkühen handelt es sich nach argentinischen Massstäben um einen mittelständischen Betrieb. Der Maschinenpark ist modern und zweckmässig. Wer hier als Bauer überleben will, muss seine Produktion flexibel nach dem Markt richten. Und vor allem hart arbeiten.

Zum Melken hat Edison Eggel ein junges Ehepaar angestellt. Doch mit seinen 71 Jahren steht der Mann noch jeden Morgen als Erster im Stall, und auch am Abend ist er oft der Letzte, der die Scheune verriegelt. Auf das Geld wäre er nicht

mehr angewiesen. Er kann einfach nicht anders. Und das wiederum ist typisch für die *suizos*: Während sich die vom lateinischen Feudalismus geprägten *hazenderos* in der Regel in der Stadt aufhalten und die Bewirtschaftung der Ländereien Verwaltern überlassen, bleiben sie selbst nach Generationen ihrer Scholle verbunden.

### Der Schweiz so nah wie selten

Bei unserem ersten Treffen stellt uns Eggel erst einmal auf die Probe. Ob wir überhaupt wüssten, was eine «galtigi Chüe»\* ist, fragt er schnippisch im besten Walliser Dialekt. Hinter der bärbeissigen Schale kommt indes bald ein lebenswürdiger Kerl voller Schalk und Mutterwitz zum Vorschein. Man müsse halt immer *lüege*, mit wem man es zu tun habe, meint er: «Die Geschwätzigsten sind nichts wert, weil sie dir nicht zuhören – und die Schweigsamen auch nicht, weil sie dir ständig etwas verheimlichen.»

Diese Haltung ist typisch für die Walliser von San Jerónimo Norte. So treffen wir beim Jassturnier, das jeden Freitag in einer Kneipe an der Plaza durchgeführt wird, auf eine ziemlich verschlossene, humorlos anmutende Männergesellschaft. Es braucht etwas Zeit, bis sie sich den Fremden öffnen. Doch wenn das Vertrauen einmal da ist, kommen lebenswürdige und eigenständige Menschen zum Vorschein, die ihren

Vettern und Basen im fernen Wallis in Sachen Trinkfestigkeit mindestens ebenbürtig sind.

Das wichtigste und grösste Fest, das in San Jerónimo Norte jährlich gefeiert wird, ist das «Fiesta Nacional del Folclore Suizo». Es dauert zwei Tage, wird von den «Schweizer Blumen» organisiert und im Lokalfernsehen übertragen. Tanzgruppen aus der ganzen Region stellen ihre Trachten zur Schau, zum Abschluss wird eine Miss auserkoren. Auf den Strassen und in der feierlich dekorierten Turnhalle wird geodelt, gefeiert und getanzt, dass es eine Freude ist.

Verfechter der reinen Schule mögen die Nase rümpfen, wenn Tiroler und Oberkriener Klänge sich ungeniert mit Polkas und Mazurkas vermengen. Da und dort ist auf der Tanzbühne ein karibischer Hüftschwung oder ein gewagter Tangoschritt auszumachen. Allerdings stellt man bald fest, dass selbst die Jungen hier noch mit grösster Selbstverständlichkeit wissen, wie man einen Walzer oder einen Schottisch tanzt. Die Volksmusik lebt quer durch alle Generationen und gesellschaftlichen Schichten. Und plötzlich beschleicht einen das seltsame Gefühl, der Schweiz noch selten so nahe gekommen zu sein wie hier, fernab von den Alpen, in der endlichen Weite der argentinischen Pampa.

\* Galtigi ist eine Kuh in der Zeit, in der sie keine Milch gibt.



Schweizer unter sich: Familie Oggier.

# Hasslers Ur-Sound

Wo sich Avantgarde und Volkskultur begegnen, ist meist auch Hans Hassler, der Meister des grenzenlosen Akkordeons. Er kommt vom Bündner Ländler, und die Musik seiner Kindheit liebt er unvermindert. *Von Peter Rüedi und Nathalie Bissig (Bild)*

Wie klingt die Schweiz?

Nicht weniger will eine «Expedition» des Festivals Rümelingen «entlang dem originalen (Natur-)Klang der Schweiz» erforschen. Zum «Ensemble Ton & Tal», das (in wechselnder Besetzung) zwischen dem 15. und dem 24. August auf einer Querfahrt von Airolo über Altdorf, Alpnach, Schüpfheim, Wasen, Langenthal, Rümelingen bis nach Augst mit dem Sound der Natur und «mit lokalen Musikern, Vereinen und Veranstaltern» «in einen Dialog tritt», gehören ein paar illustre Vertreter der improvisierenden Szene (u. a. Hans Koch, Peter Schärli, Co Streiff) und der «progressiven Volksmusik» (die Alphornisten Balthasar Streiff, Samuel Stoll, Marc Unternährer, Schwyzerörgeli-Spieler Marcel Oetiker und Akkordeonist Christophe Dufaux, u. a.), nebst Komponisten von Ruedi Häusermann bis Heinz Holliger und illustren Gästen wie Roman Signer oder Jürg Kienberger. Und natürlich der Mann, der beim Prolog in Chiasso Anfang Juli, auf einem Bänkli hinter der Säule der Bahnhofshalle versteckt, geisterhafte Klänge aus seinem Akkordeon zaubert. Eine Erscheinung wie Merlin, fast immer zur Stelle, wenn in der Schweiz Avantgarde auf Folklore trifft (oder umgekehrt).

## Er konnte es einfach

Hans Hassler, 68, ist eine haarige Gestalt. In der Mitte seines mächtigen Barts reicht eine feine gezöpfelte Strähne bis zum Nabel. Ein Mann mit Schnauz, und zwar einem mit den Dimensionen desjenigen von Nietzsche. Im Nacken hängt, gleichsam als Gegengewicht, ein Zopf. Wie er sich erhebt, ist dieses Haupt eigentlich zu gross für den eher gedrungenen Körper. Ein fragiler Alpöhi in einer merkwürdigen Prozession. Irgendwie ist Hans Hassler immer dazwischen oder daneben. Und ganz bei sich.

Er kommt aus Chur und aus der Ländlermusik. Sein Vater Hans war Stadtarbeiter, der den Schneepflug und den Wagen der Kehrrechtabfuhr lenkte. Und er war Bassist in der Ländlerkapelle Calanda. Damit wuchs Hassler auf, «das war, was ich antraf». Die Bündner Ländlermusik war einfacher, weniger virtuos als diejenige der brillanten Innerschweizer wie des legendären Edi Bär und Jost Ribary. «Das bewunderten wir schon, ein bisschen betrachteten wir unsere Musik als minderwertig.» Dass Virtuosität auch einen Verlust an originaler Kraft, die Wucht des Einfachen und Ungehobelten eine Qualität bedeuten konnte – die Erkenntnis kam später.

Hans, der Älteste, war der Begabteste unter den drei Brüdern, die bald als Hassler Buebe im



«Ein bisschen betrachteten wir unsere Musik als minderwertig»: Akkordeonist Hassler.

Verband auftraten und an den üblichen Wettbewerben teilnahmen. «Harmonische Reinheit war da ein Kriterium», aber, so Hassler, «ich wuchs ohne Dominante auf», will sagen: ohne eine Ahnung von Harmonielehre. In die wuchs er «aus dem *Gschpüri* heraus» hinein, allerdings schnell und sicher. «Ich erinnere mich, wie ich einmal nach Zürich fuhr, wo der Jost Ribary im Restaurant «Konkordia» spielte, am Sonntagnachmittag. Er liess mich mitspielen. Ich konnte das einfach, eine zweite Stimme erfinden, ohne dass ich dachte, das sei nun Improvisation. Als ich dann später im Zusammenhang mit Jazz etwas von «mixolydisch» hörte [eine der modalen Tonleitern], merkte ich: Das spiele ich eigentlich schon lang. Einfach, damit es stimmt.»

Die Konkurrenzen gewannen die Hassler Buebe meistens. Prominenz wurde auf Hans aufmerksam, z. B. der Akkordeon-Weltmeister Kurt Heusser («So ein Blödsinn: eine Weltmeis-

terschaft auf einem Instrument!«). Die Hassler Buebe kamen in die Mittelschule, Hans machte die C-Matura. In der Knabenmusik begann er mit der Klarinette, versuchte sich auch an der Trommel. «In der Kanti-Zeit begegnete ich dem Dixieland. Und ich kam zur klassischen Musik.» Die gab's in seiner Familie nicht. «Ich hatte eine kommerzielle Prägung. Meine Mutter stellte als Nebenverdienst Musikautomaten auf.» Deren Software, neben Ländlern etwas Dixieland und viele Schlager, erweiterte den Fundus seiner «trivialen Bildung». Hans kannte keine Berührungängste.

Dann brachte er sich für die Aufnahmeprüfung zur Ausbildung als Tonmeister in Detmold in einem halben Jahr das Klavierspiel bei (immerhin bis zu «mittelschweren» Stücken, z. B. aus dem «Wohltemperierten Klavier»). An der Musikakademie studierte er ab 1969 neben dem Piano Klarinette. Der Klarinettenlehrer

war es, der ihn beschwor, das Akkordeon nicht zu vernachlässigen. Dixieland spielte er weiter, als Klarinetist in Jimmy's Brass Band (1971–74). Aber auch an der Ländlermusik hielt er fest, z. B. im Schanfigger Ländlerquintett des Akkordeonisten Christian «Hitsch» Jenny (ab 1974).

### Dänischer «Meteoriteneinschlag»

Der Trend der kreativen Improvisatoren in der Schweizer Szene zurück zu den «eigenen roots» berührte ihn noch kaum. Nicht, weil der erst in den Anfängen steckte, sondern aus einem näherliegenden Grund. Volksmusik, auch in der Form des von den Fundamentalisten der neuen Bewegung bald als kommerziell oder dekadent verschmähten Ländlers, war Hasslers «Urmusik». In sie wurde er hineingeboren, aus ihr war er herausgewachsen. Das war, biografisch beglaubigt, seine authentische Musik, ungeachtet puristischer Überlegungen der Volksmusik-Ethnologie, dass das Hackbrett originaler als das Akkordeon, die Geige urtümlicher als die Klarinette sei.

Der neue Enthusiasmus für die Volksmusik, den Jazzer Ende der siebziger Jahre entdeckten, setzte eine Distanz voraus. Eine Exotisierung des Naheliegenden. Nicht zufällig war es das französische Label *Le Chant du Monde*, das die Feldforschung des Ethnologen Hugo Zemp im hintersten Schwyzer Krachen in der Reihe «Collection Musée de l'homme» veröffentlichte: «Jüüzli et Jodel du Muotathal» – Musikethnologie, wie sie die exkolonialen Franzosen querweltein, vor allem aber in Afrika, betrieben. Zemps Arbeit löste vor allem die volksmusikalischen Recherchen und Fusionen von Hans Kennel aus, zuerst in der Alpine Jazz Herd mit Jürg Solothurnmann, dann in seiner Gruppe Habarigani. Sie führten zu einem eigentlichen Jodel- und Alphorn-Boom in der neuen Schweizer Musik. Zwischen 1986 und 1992 wird auch Hassler zu Habarigani gehören. Davon war er 1978, zur Zeit seines Umzugs ins zugerische Hagendorn, noch weit entfernt. Wo er herkam, hatte man mit Jodeln, Alphorn und Streichmusik nichts am Hut.

Der Auszug ins «Unterland» bedeutete keinen Abschied von der Bündner Ländlermusik. Eher im Gegenteil. Dass gewisse technische Mängel einen Gewinn an Expressivität bedeuten konnten, war aus der Distanz besser zu erkennen. Den Durchbruch in ganz neue Dimensionen des freien Akkordeonspiels verschaffte ihm erst ein «Meteoriteneinschlag» (Hassler): die Begegnung mit dem dänischen Pionier Mogens Ellegaard (1935–1995), der das moderne klassische Akkordeon erst entwickelte und ein neues Repertoire jenseits der (zum Teil bizarren) Transkriptionen (Liszt auf der Handorgel!) ermöglichte, indem er Werke in Auftrag gab, es auch technisch beförderte (z. B. ein umfangreiches Einzelton-Manual auf der Bass-Seite bauen liess). Für Hassler (der inzwischen auch unterrichtete) riss die Begegnung einen Kosmos

auf. Aus dem Instrument seiner Kindheit (dessen Limiten ihn nicht zuletzt zur Klarinette motiviert hatten) wurde ein emanzipiertes, «erwachsenes»: «Bei den Transkriptionen auch erstklassiger Akkordeonisten hatte man doch zu oft den Eindruck: Schon gut, aber eigentlich doch schade, dass da kein Klavier spielt.»

Ellegaard hatte dem Akkordeon eine Dynamik und Nuancen in der Tonbildung verliehen, ohne die Hassler nie zur neuen Musik vorgestossen wäre: mit Mathias Rüeggs Vienna Art Orchestra (1986/87), Hans Kennels Habarigani, der Selection des Schlagzeugers Marco Käppeli (1991–1993) oder dem Quintett von Ivano Torre (1995); mit dem Klarinetisten Gebhard Ullmann (in der Gruppe Ta Lam Zehn seit 1998), mit Fortunat Frölichs «Leh Ya Jarè» (2001/02). Oder, an dem dem Bündner Ländler sozusagen entgegengesetzten Ende, mit Koch-Schütz-Studers Hardcore Chambermusic.

Hassler schreckte vor nichts zurück. Auch dank seiner szenischen Präsenz wurde er zum gesuchten Partner für Lesungen und, mehr und mehr, auch für Theateraufführungen – zuletzt, eben erst im vergangenen Juni, bei der Produktion «3 Spieler» von Louis Naef, einer szenisch-musikalischen Collage zur Willisauer Heilig-Blut-Legende. Darin gab der eher sanftmütig-spinnige Hans u. a. den Part des «Teufelsmusiklers».

2008 erschien Hasslers erste Solo-CD, und zwar bei der ersten Schweizer Adresse für avancierte freie Improvisation, dem Zürcher Label Intakt (Irène Schweizer, Barry Guy, Pierre Favre u. v. a.). Im schönen Titel «Sehr Schnee – Sehr Wald, sehr» versteckte sich der gute alte «Schneewalzer», und das war programmatisch für Hasslers Methode, aus einfachen, gar banalen Anlässen poetischen Mehrwert zu schlagen. Eine zweite CD (mit den genannten Gebhard Ullmann und Beat Föllmi und dem Berliner Jürgen Kupke an der Klarinette) erscheint diesen Herbst. Der grenzenlose Hassler?

Schon, einerseits. Andererseits ist der Mann, der bei den Tell-Festspielen problemlos mit der Hauptfigur wie mit dem alten Attinghausen besetzt werden könnte, in doppeltem Sinn ein trojanisches Pferd. Hinter der älplerfestartigen Erscheinung, der äusserlichen Idealbesetzung für alle Arten von *Puurezmorge*- und *Albisgütli*-Veranstaltungen (von SVP-Treffen bis Dixieland-Treffen), steckt ein Zeitgenosse, der zur Schweiz eine vermutlich kritischere Beziehung unterhält als einst sein sozialdemokratischer Vater. Dass seine Ländlermusik, «die im Chur meiner Jugend auch eine Buezer-Musik war, selbst wenn sie im Bauernkittel vorgetragen wurde», von «nationalkonservativer» Seite vereinnahmt respektive von der Gegenseite ausgegrenzt wird, ärgert ihn («Wer kann sich vorstellen, dass an einem SP-Parteitag Ländlermusik gespielt wird?»). Und er hat Mühe mit jenen Schweizern, «die es für selbstverständlich halten, dass ihnen der liebe Gott (der, der im Morgenrot dahertritt)

dieses privilegierte Land überlassen hat. Die es für ein Verdienst halten, Schweizer zu sein.»

Gibt es eine Schweizer Volksmusik? «Ich glaube schon», sagt Hassler und präzisiert gleich: «Bündner, Innerschweizer, Appenzeller, welche Volksmusik.» Was nichts anderes heisst als: Die Schweizer Volksmusik *n'existe pas*. Es gibt nur schweizerische Volksmusiken im Plural. «Es ist doch wie mit den Dialekten: Eigentlich gibt's doch kein Schweizerdeutsch, sondern nur Deutschschweizer Dialekte. Es gibt verschiedene schweizerische regionale Elemente innerhalb einer alpenländischen Volksmusik.» Natürlich präge die Landschaft den Menschen, also auch die Musik. «Dass der Rees Gwerder in seinem Krachen oben lebte, musste ja Auswirkungen haben auf seine Musik.» Musik selbst ist unpolitisch. Politisch sind die Worte, oder die sekundäre Funktion, die ihr aufgepackt werden. (Selbst das Horst-Wessel-Lied war eine unbelastete volkstümliche Melodie des 19. Jahrhunderts, bevor die Nazis es instrumentalisierten.)

### «Ländler, aber richtig»

Im sanften Anarchisten im Alpöhi Hassler steckt, sozusagen als innerste Babuschka, ein Traditionalist. «Ich habe nie einen neuen Ländler zu konstruieren versucht. Natürlich gibt es da viele stereotype Figuren, aber auch mit denen war ich immer verbunden. Das Letzte, was ich will, ist Ländler verhunzen. Aber es reizt mich, mit dem Material zu spielen, einzelne Elemente zu isolieren, zu verlängern, umzukehren – ich gehe, auf meiner neuen CD, von originalen Erfindungen alter Ländlerkomponisten wie Paul Kollegger («Brantenweinrauschwalzer» [sic!]), Luzi Brüesch, Hans Fischer oder Kasi Geisser aus («Die ruhigen Weiber in der Waschküche»); aber ich will das nicht einfach so durchspielen – ohne dass ich die verachten würde, denen das reicht. Mir reicht es nicht ganz.» Im Klartext: Die Ländler werden nicht desavouiert (auch wenn Hasslers Versionen bei einem zünftigen «Ländlerpublikum» schräg ankommen dürften): gerade noch als eine Ahnung vom Bekannten oder als ein Konzentrat einzelner Elemente oder Aspekte.

«Und aber dann», sagt Hassler, «aber dann spiele ich auch gern wieder mal Ländler, aber richtig, ohne irgendwas wie Kunst.» Für einmal nicht als Versuch, auch die Distanz zu dieser Musik der frühen Jahre zu intonieren. Denn irgendwann wusste er ja, was eine Dominante ist. Irgendwann spielte er Bachs Toccata und Fuge in d-Moll auf dem Akkordeon («Das klang schon toll, wenn man vom Ländler her kommt; von der Kirchenorgel her gehört, war's eher mickrig»). Bleibt die Sehnsucht nach der Zeit, als man's nicht wusste, das mit der Dominante. Die Entfernung von den Anfängen, also auch vom Ländler, ist ein Verlust. Wie die Erfahrungen im Lauf des Lebens ein Gewinn. Mit diesem Dilemma muss er weiterleben, der Hans. Wie wir alle auch. Nur entsteht bei ihm daraus schön-spannende Musik. ○

# «Himmuheilandstärnetonnerwätter»

Jimmy Hofer, Galionsfigur der Berner Motorrad-Gang Broncos, spricht über Gewalt und Ehre und über die Secundo-Bande Black Jackets. Er erklärt, warum er den Deutschen das Schwingen beibringen will und wie er von Mick Jagger seinen ersten Lohn bekam. Von Urs Gehriger, Lucien Scherrer und Lukas Maeder (Bild)

Wir treffen Jimmy Hofer beim Helipad vor dem Zentrallager, wo der Getränkeanschub für das Gurtenfestival gelagert wird. Hofer hockt mit zwei schwergewichtigen Bronco-Brüdern an einem Holztisch. Alle tragen Lederwesten mit Broncos-Emblem.

Hofer, 58, ist Mitglied der 1971 gegründeten Biker-Gang Broncos und ein Stadtberner Original. Der gelernte Monteur ist Unternehmer und Buchautor, Musiker und Pilot, 2008 bis 2011 sass er als Parteilooser im Berner Stadtparlament. 1999 gründete er die Broncos Security, die bei zahlreichen Grossanlässen für die Sicherheit zuständig ist. Der Harley-Fahrer ist verheiratet und Vater von zwei Mädchen.

Da man auf seine absolute Verschwiegenheit zählen kann, wird Hofer gerne von Freunden im Musikbusiness engagiert. Am Gurtenfestival ist er zuständig für den Abholdienst der Stars, die er auf Wunsch mit dem Helikopter auf den Gurten fliegt. Während des Gesprächs kommen immer wieder Security-Leute und Festivalbesucher, um bei Hofer Rat zu suchen oder zu schwatzen. Er ist wie der Platzkönig, der Audienz hält.

**Jimmy Hofer, welchen Star haben Sie heute schon auf den Gurten geflogen?**

Das darf ich nicht verraten, die Festivalleitung hat Stillschweigen verordnet. Die meisten holen wir nur vom Flughafen Belp rauf. Die wollen noch zweimal rund ums Gelände fliegen, um zu sehen, wo sie spielen. So wie Steff la Cheffe vorhin, das darf ich sagen, die hat das Fernsehen organisiert.

**Bob Dylan ist der berühmteste Star, der je auf dem Gurten gespielt hat. Haben Sie den auch geflogen?**

Nein, den habe ich mit der Limousine abgeholt, im Grauholz [eine Autobahnraststätte östlich von Bern, Anm. Red.].

**Was um Himmels willen hat Dylan auf einer Raststätte gemacht?**

Er hatte ein *huere Theater*. Er war in Zürich beim Doktor. Weil sein Chauffeur nicht wusste, wie man auf den Gurten kommt, hat er mir Dylan im Grauholz übergeben. Wir waren gewarnt worden, dass Dylan, wenn ihm eine Bühne nicht passt, einfach wieder abhaut. Festivaldirektor Phibe Cornu sagte mir: «Den timen wir genau auf den Auftritt, damit er uns nicht verduftet.» Mein Problem war, dass ich etwa eine Stunde zu früh dran war. Also bin ich in

Bern rumgefahren, zimal am Bundeshaus vorbei. Dr Dylan *het gschnurret u gschnurret hänge drin* und merkte von all dem nichts. Erst als es Richtung Gurten den Wald hinauf ging, fragte er erschrocken: «Wo fahren wir hin? Werde ich entführt?» Offenbar hatte Dylan keine Ahnung, dass unser Festival auf einem Berg stattfindet. Auf jeden Fall waren wir genau pünktlich oben.

Hofers Pilotenkollege kommt und fragt, ob es noch Passagiere zum Holen gebe. «Hunggeler wot no abeflüge», sagt Hofer. Er telefoniert kurz, dann vermeldet er: «Auso David, äs chunt no, *trente minutes*.»

**Einer Ihrer ersten Konzerteinsätze leisteten Sie als Teenager 1973 in Bern mit den Broncos für die Rolling Stones. Was hat sich in Ihrem Job seither verändert?**

Früher war Rock 'n' Roll, wir waren Idealisten, man hat Woodstock gesehen und fand: «Läck du mir!», das müssen wir auch machen. Heute ist alles kommerziell, ein technischer Overkill.

**Die Stones waren doch 1973 auch schon total abgehoben.**

Äuü, überhaupt nicht! Die kamen noch alle in einem VW-Bus dahergefahren.

**Wie kam es, dass man Sie als junge Rocker-Gang angeboten hat, die Security für die Stones zu stellen?**

In den frühen Rock-'n'-Roll-Zeiten, als die Jugendbewegungen aufkamen, 68 und folgende, haben die Jugendlichen die Autorität des Staates nicht mehr anerkannt. Wenn man an einem Festival einen Tschugger [Berndeutsch für Polizist, Red.] hingestellt hätte, das hätte Radau gegeben. Also haben die Veranstalter szenetaugliche Security gesucht. Und wer war organisiert? Wer hatte die grössten *Giele* und konnte zulangen? Das waren wir, die Rocker-Gang. Unsere Broncos reichten allerdings nicht aus. Wir mussten ein paar Bodybuilder und Kollegen aufbieten, 28 Mann trommelte ich zusammen. Doch als uns Mick Jagger in unseren Kutten sah, fing er an zu toben *wie nü Sou* und schrie: «No colours!»

**Das heisst, er wollte nicht, dass Sie Ihre Jacken mit dem Broncos-Emblem tragen?**

Genau, weil kurz zuvor in Kalifornien an einem Stones-Konzert ein Zuschauer von einem Hells Angel erstochen worden war. Wie sich später herausstellte, hat der Biker rich-

tig reagiert, denn der Fan hatte mit einer Knarre auf die Bühne gezielt.

**Also haben Sie Ihre Jacken ausgezogen?**

Sicher nicht. Ich sagte zu Jagger: «Weisch was? De gömer eifach, de chasch dis Konzärt säuber mache.» Eine halbe Stunde haben wir mit ihm verhandelt. Dann einigten wir uns, dass wir «neutrale» Kollegen vor der Bühne postieren und wir im Hintergrund die Sicherheit stellen. Alles ist super gelaufen, bis wir nach dem Konzert im Berner «Bellevue»-Hotel ankamen, wo gerade ein Diplomatenempfang mit einem Riesenbuffet im Gang war. Die Stones, hungrig nach dem Konzert, haben sich gleich auf das Buffet gestürzt. Ich rief noch: «Neiiii, das isch nid für öich, Giele!» Aber die haben schon gefressen wie die



«Dylan fragte: «Werde ich entführt?»»: Bronco-Idol

Wilden. Am nächsten Tag fuhren sie dann noch ins Emmental in eine Schaukäserei.

**Für Ihren Dienst soll Sie Mick Jagger eigenhändig bezahlt haben.**

Nach dem letzten Konzert rief er mir zu: «Good Job!» Dann klaubte er ein Bündel Dollarnoten aus dem Sack. Er hatte *so ängi huere Hose* an, ich weiss es noch genau, es dauerte eine Weile, bis er die Kohle rausgemurkst hatte. Dann gab er mir 700 Dollar und sagte: «That's for you guys!» Dazu gab er uns eine *Hampfle* Halsketten und einen Wimpel «World Tour 73». Der hängt noch heute in unserem Klubhaus.

Ein Organisationshelfer kommt. Broncos-Bruder 1 stoppt ihn: «Da chasch nid ine.» Hofer: «Zeig, was hesch fürnes Bändeli? Backstage? Isch guet, chasch ine.» Broncos-Bruder 1 entschuldigt sich: «I has Bändeli nid geseh!»

**Die Broncos waren schon damals bekannt dafür, dass sie strikt durchgriffen.**

Natürlich, das mussten wir, es ist ja auch ziemlich abgegangen. Das schlimmste Konzert, das ich je erlebt habe, war übri-

gens ausgerechnet Nena im Kursaal Bern. Die Teenager hockten schon zwölf Stunden vor dem Konzert vor dem Eingang. Drinnen haben sie dann angefangen zu *hypern*, das war viel schlimmer als bei den Stones. Das ganze Foyer mussten wir notfallmässig in eine Intensivstation umfunktionieren.

**Haben sich aus der Security-Zeit Freundschaften mit Musikern entwickelt, die heute noch bestehen?**

Campino und die Toten Hosen, das sind enge Freunde. Und mit Lemmy von Motörhead. Den habe ich 1971 kennengelernt, als er Roadie von Hawkwind war. Ich hab ihn mal besucht in England, die ganze Band lebte in einer WG, geschlafen haben wir im Treppenhaus. Die ganze Nacht war ein Riesenkrach in der Hütte. Lemmy ist ja ein legendärer Trinker, wobei er etwas nachgelassen hat. Brian Johnson von AC/DC, den kenne ich aus Mephis, Tennessee, wo er mich eine Nacht lang mit Bier abfüllte.

Ein alter Bekannter kommt zu Hofer an den Tisch. Hofer: «Nei lug itze, sälü. Wosch cho flüge? I ma nüm!» Bekannter: «Was, echli im

Züg umeflüge u de machsch eine uf müed?» Hofer zum Pilotenkollegen: «Für heute ist fertig, die Luftaufnahme vom Areal machen wir am Samstag. Da spielt Sophie Hunger, da ist alles voll.»

**Wird man eigentlich zum Rocker geboren, oder kann man das werden?**

Ich weiss es nicht, ich war ja ursprünglich Sportler, Hochspringer beim Stadtturnverein. Ich lebte unglaublich gesund. Dann habe ich die *Giele* gesehen, wie sie mit ihren *Töffe* herumfuhren und Partys feierten, und wir *Gigle* [*Gigu* ist Berndeutsch für primäres männliches Geschlechtsorgan, Red.] waren nur am Spörkeln.

**Was ist der Kern der Broncos-Philosophie?**

Motorradfahren in einer Gang und Kameradschaft. Ein Zuhause haben und wissen, da stehen zwanzig Mann hinter mir. Darum bin ich damals beigetreten. Wir teilen Werte wie Ehrlichkeit, Zuverlässigkeit, Kameradschaft, Pünktlichkeit. Man spricht gerade miteinander und hintergeht einander nicht.

**Was ist bei euch Rockern das schlimmste Vergehen?**

Wenn einer eine *old lady* [die Freundin oder Frau eines anderen Broncos, Red.] anmacht oder etwas anfängt mit ihr. Das ist ein Grund für ein sofortiges *bad standing* [schlechtester Status eines Ex-Mitglieds, Red.], und wer das hat, sollte uns besser nicht mehr begegnen.

**Frauen können bei euch nicht Mitglied werden. Warum?**

(Broncos-Bruder 2: «Weil sie keine Glieder haben!») Echte Freundschaft gibt es nur unter Männern. Ich glaube, das ist naturgegeben, weil die Frauen ein ganz anderes Konkurrenzdenken haben. Frauen geniessen aber den gleichen Schutz wie Member. Und die Member sind dafür verantwortlich, dass sie kein Huhn anschleppen, das sich saumässig benimmt.

**Früher galten die Broncos als schwierige Jungs, heute übernehmen sie eine Art Polizeifunktion. Wie passt das zur freiheitlichen Rocker-Philosophie?**

Ja, manchmal muss ich für mich selbst lachen...

Der Helikopter startet den Rotor, Hofer springt auf und schaut, ob der angekündigte Fluggast im Heli sitzt. Rennt hin und her, wobei es ihm seine Dächlimütze fast wegluft. Er schreit ins Telefon: «Isch guet, Mario? Auso I mues, tschou.»

**Hatten Sie nie ein Problem damit, den Tschugger zu spielen?**

Nein, wir konnten damit die Klubkasse etwas auffüllen. Für uns war das einfach ein Job. Aber man muss schon sehen, es ging nicht nach den Regeln des Establish-



und Gurten-Festival-Pilot Hofer.



«Ein *huere* Theater»: Jimmy Hofer Band.



«Etwas nachgelassen»: Lemmy von Motörhead.



«Enge Freunde»: Campino von den Toten Hosen.

ments. Man hat damals keine Bussen verteilt. Wir haben einfach das abgekürzte Verfahren gemacht: Wer nicht parierte, hat eine *a d Schnure übercho*, und dann war das erledigt.

#### Welche Regeln gelten heute?

Ähnlich. Es gibt kein Verfahren mit Richtern und Staatsanwälten, Jugendamt *u Schütsdräck*. *Me nimmt die Schnuderhüng am Haus*, und dann ist Ruhe.

#### Zurzeit mischen die Black Jackets die Rockerszene auf. Eine Strassen-Gang, die euch arrivierte Rocker herausfordert.

Das sind gar keine Rocker und auch keine Biker, die haben meist keine Motorräder. Die kommen ursprünglich aus Deutschland, und sie sind zu 99 Prozent Secondos. Sie kopieren die Rocker, weil sie unser Organisationssystem gut finden, sie ziehen sich ähnlich an und fühlen sich in der Gruppe stark. Die Jackets sind die erste Konsequenz von Multikulti. Die sagen mit einem gewissen Recht: «Hallo, ich bin hier geboren, ich bin auch jemand.» Das verstehe ich. Wir werden noch erleben, dass uns Multikulti um die Ohren fliegt, nicht nur in der Biker-Szene. Die Ausländer werden aufbegehren, weil sie kein Getto-Leben führen wollen.

#### Ausländer leben doch hier nicht in Gettos.

Nein, aber die Ausschiesserei ist im Gange, keiner will mit denen was zu tun haben. (Broncos-Bruder 2: «Ig o nid!») Als Schweizer fühle ich mich denen gegenüber als Gastgeber. Da ist klar, dass ich Forderungen stellen kann. Wenn einer bei mir zu Hause den Kühlschrank leert, das Bad verwüstet und in meinem Bett schläft, dann sage ich: «So nid, itz hou ab!» So würde jeder Schweizer reagieren, auch der linkste und grünste.

#### Wie reagiert ihr jetzt auf diese Gang?

Unter den MCs [Motorcycle Clubs] gibt es klare Abmachungen, man trifft sich. Jetzt kommen Jugendliche, die keinen Respekt haben, die sich eine *Chutte* anziehen und sich ein «MC» auf den Rücken kleben. Das gibt natürlich Zoff. Wir haben früher auch aufbegehrt, aber wir haben die anderen respektiert.

#### Eure Broncos mussten nach der Gründung nach Zürich, um den Segen der Hells Angels abzuholen. Musstet ihr Klinken putzen?

Nichts, nie! Das meinen alle. Es war so: Die Hells hatten schon eine Struktur und eine Organisation, in Zürich war das erste *chapter* in Europa. Man fragte sie, wie sie das gemacht und aufgebaut haben.

#### Aber die Hells konnten bestimmen, ob sich die Broncos etablieren dürfen und welche Klubsymbole akzeptabel sind.

Das ist noch heute so, und das ist auch richtig. So kommt man einander nicht in die Quere. Darum hatten wir in der Schweizer Rockerszene bisher Ruhe.

#### Wie wir aus der Türsteher-Szene erfahren haben, rekrutieren die Hells Angels jetzt

---

#### «Wir werden noch erleben, dass uns Multikulti um die Ohren fliegt, nicht nur in der Biker-Szene.»

---

#### selber im Secondo-Kuchen. Sie werben junge Männer mit Kampferfahrung an, um sie gegen die Black Jackets einzusetzen.

Das ist so. Sie vergrössern so ihr Umfeld. Ob sie die dann kontrollieren können, ist eine andere Frage.

#### Ihr Broncos seid fast alle gesetzte Herren. Seid ihr noch bereit zu prügeln, wenn Konkurrenz droht?

Logisch, im Notfall wehrt man sich. Wenn der Respekt nicht da ist, bringt man ihnen den Respekt bei.

#### Wann hatten Sie Ihre letzte Schlägerei?

Vor meiner Bar, als vier Junge draussen randaliert haben, sie schmissen Geranien und *Ghüderseck* runter. Da bin ich raus und habe gesagt: «Giele, abfahre!» Stattdessen kamen sie gleich auf mich los. Da habe ich einem eine abgedrückt. Der ist auf den Boden geflogen und hat aus der *Schnurre* geblutet, und sein Kollege hat gerufen: «Jetzt rufe ich aber die *Schmier* an!» Da sagte ich: «*Losit, d Schmier* hat sieben Minuten, bis sie da ist. Entweder verzieht ihr euch, oder ihr bekommt in den sieben Minuten dermassen *uf d Schnurre*, dass du die Sanität auch noch anrufen kannst.» Da sind sie abgehauen.

#### Wie halten es die Broncos mit Waffen?

Traditionell tragen wir eigentlich keine, bloss ein Messer hat jeder im Sack. Früher hatte ich immer eine Schlagrute im Gilet, in England musste ich sogar mal kurz in die Kiste deswegen. Dabei hab ich das Ding gar nie gebraucht, das war einfach Mode.

#### Wie beerdigen die Biker einen verstorbenen Bruder?

(Broncos-Bruder 2: «Mit einer Party!») Meistens artet es aus... So, wie er es gewollt hätte. Dem Bördü, der kürzlich gestorben ist, habe ich das Ledergilet ins Grab gelegt. Er lebte als Bronco und starb als Bronco, so ist das.

#### Ist die Gewaltbereitschaft in der Gesellschaft gestiegen?

Nein, aber der Respekt ist verlorengegangen, das ist das Problem. Heute nehmen gewisse Eltern ihre Verantwortung nicht mehr wahr. Als Jugendlicher hatte man früher Respekt gegenüber Eltern und Autoritätspersonen. Ich bekam vom *Père* ab und zu noch eine *Flute a d Schnure*. Wenn der Schulabwart gekommen ist und gesagt hat: «Fahred ab, dir Schnuderhüng!», dann sind wir gegangen. Heute bekäme der eins auf den Ranzen.

#### 1999 wurde aus euren Reihen die unabhängige Broncos Security gegründet. Die Aufträge nehmen zu, weil der Staat zu wenig Polizisten anstellt, gerade im Kanton Bern. Freut Sie das?

Nein, das ist *bireweich*. Die Polizei hat keine Rückendeckung in der Politik. Jetzt will Regierungsrat Hans-Jürg Käser auch noch 100 Polizeistellen streichen. *Dä Chäser isch ä Wöschlumpel! Dä chasch ir Pffife rouche.*

#### Im April kam es während der illegalen Demo «Tanz dich frei» in Bern zu massiven Ausschreitungen. Was ist los in Bern?

Das Problem ist die Reitschule, die ist ein Zentrum für Linksextreme. Dort unten hat der schwarze Block sein Hauptquartier. Die haben da Waffen gelagert, und wenn die Polizei kommt, verstecken sie sich dort. Der ganze politische Kuchen der SP deckt diese Machenschaften.

#### Warum wählt die Hauptstadt seit Jahren Rot-Grün, wenn doch alle über die Regierung meckern?

Die Bürgerlichen sind Penner, sie haben keine guten Leute mehr. Geschäftsleute und



Gewerbler, die etwas zu sagen hätten, haben keine Zeit für Politik oder sind aus der Stadt gezogen. So hat sich ein rot-grüner Kern entwickelt, der bestimmt.

### In einem Lied besingen Sie einen Baum an der Aare. Wo fühlen Sie sich daheim?

Mein Lebenszentrum ist immer noch Bern, obwohl ich heute in Wiggiswil lebe. Ich bin ein Eingeborener. Ich bin im oberen Kirchenfeld aufgewachsen. Da wohnten Mehrbessere, unser Nachbar war der Bundesrat Celio. Alex Tschäppät [der Berner Stadtpräsident, Red.] ist auch dort aufgewachsen, den kannte ich schon als Kind.

### Wie sind Sie mit ihm ausgekommen?

Eigentlich gut. Ich habe ihm einfach immer gesagt, dass er ein *Gigu* ist. Wir haben zusammen *geschuttet*. Er war schon immer ein Rechthaberischer, immer auf der Seite der Mehrheit. Dass der dreimal gewählt wurde, ist unglaublich. Wenn der jeweils besoffen ist! Der *grabscht und tuet und macht*. Jeder andere wäre längst mit Schimpf und Schande davongejagt worden. Aber er hat ein unglaubliches politisches *Gspüri*, und rhetorisch reicht ihm keiner das Wasser.

Ein junger Mann unterbricht ihn: «Sorry, darf ich da rein?» Hofer: «Ja wo chunsch de här?» – «Von da oben.» – «De muesch wieder

ufe.» – «Also kann ich nicht rein?» – «Nei, nei! Wieder ufeloufe u obe wieder ine!»

### Was glauben Sie, wie steht es um die Schweiz?

Wir verkaufen uns zu billig. Unsere Bundesräte gehen vor Brüssel und Amerika auf die Knie. Wenigstens hat das Parlament den USA-Deal abgelehnt. Diesen Amis *hät I de gseit*: «Giele, mir si ä Rächtsstaat, was heit dir eigentlich z Gfüu?»

### Neulich haben Sie Schlagzeilen gemacht mit Ihrer Idee, in Berlin ein Schwingfest zu organisieren. Wie kamen Sie darauf?

Eigentlich bin ich überhaupt kein Schwinger. Aber beim Frauenfelder Schwingfest 2010 habe ich mittags den Fernseher eingeschaltet, und um fünf war ich immer noch dran, derart faszinierend war das. Erstens ist das Ganze eine faire Sache. Und zweitens: Da kommen 5000 Leute in die Arena, aber die haben keinen Sicherheitsdienst! Am Eingang steht einfach ein Schwinger. Und jeder, der reinläuft, zeigt sein Billett, und der Schwinger sagt: «Ja, ja, isch guet.»

### Sind Schwinger die letzten Anständigen?

So genau weiss ich das nicht. Aber dieser Kilian Wenger etwa, das ist ein ganz senkrechter *Fisu*. Der weiss gar nicht, was das ist, *Seich* zu erzählen oder zu lügen. Der hat das nicht mitbekommen, dass man die Leute bescheissen oder hintergehen kann. Natür-

lich sind das auch *Mürggler*, verschlossen und wie Granit. Aber es sind aufrechte Männer.

### Warum sollen die Mürggler ausgerechnet in Berlin in den Ring steigen?

Ich dachte: Das wäre was für die Berliner, die haben Freude an Kultur und Neuem. Also hab ich gleich beim Senat angesogen. Den Wowerit [Bürgermeister von Berlin, Red.] kenne ich von der Fussball-Europameisterschaft in Bern. Dann bin ich zum Schweizer Botschafter, Tim Guldemann. Aber der ist ein *Schluck Tee*, ein netter Mensch, aber kein Macher. Immerhin steht der Ogi [alt Bundesrat, Red.] hinter meiner Idee.

### Warum kommen eigentlich fast alle Mundart-Bands aus Bern? Warum ist Bern die Wiege der Schweizer Musik?

Erstens haben wir vom Chanson her eine Mundarttradition, auch dank Mani Matter. Zweitens ist Berndeutsch sehr singbar. Es tönt nicht penetrant, wie wenn ein Zürcher singt. Man kann auch in keinem anderen Dialekt so schön fluchen wie im Berndeutschen. Bei einem Zürcher tönt das fast lächerlich, erst recht bei einem St. Galler mit seinem *verbrenntechäib*.

### Geben Sie uns Ihren schönsten Fluch!

*Himmuheilandstärnetonnerwätterverfluechteh ueredräckhimmugopfertamminamauhimmu-truurigedräckduverfluechte!* ○



IN DIE NÄCHSTE  
ZIMMERKATEGORIE

RESERVATION MIT DEM VERMERK «WELTWOCHEN»

NACH VERFÜGBARKEIT · GÜLTIG BIS ENDE NOVEMBER 2013 · AB 2 ÜBERNACHTUNGEN

WIR FREUEN UNS ÜBER IHREN BESUCH!



TRADITION UND MODERNE VEREINT



FAM. GROSSNIKLAU | ASPEN 1 | 3818 GRINDELWALD | TEL. +41 (0)33 854 40 00 | INFO@HOTEL-ASPEN.CH | WWW.HOTEL-ASPEN.CH

# Dieses Handwerk hat Zukunft

Schweizer Nachwuchskünstler sind digital sozialisiert und denken global. Sechs potenzielle Gewinner mit Aussicht auf einen Platz an der Sonne des internationalen Kunstmarktes.

Von Daniele Muscionico



Valentin Carrons Werke: «imperia V», 2012 ...



... und «Ciao n°6», 2013.

**Name: Valentin Carron**

**Kennzeichen: Enfant terrible des Wallis**

Er ist unser Mann an der aktuellen Biennale in Venedig. Und er ist es nicht. Denn Valentin Carron (36) steht nicht für die Schweiz, sondern für sich selber: für den Propheten, der im eigenen Kanton nichts gilt. Und dieser Kanton ist das Wallis, Inspiration und Stoff seiner künstlerischen Auseinandersetzung, seiner Konfrontation mit Kirche und Tradition. Mit einem verfremdeten schwarzen, ins Monströse ironisierten Bergkreuz aus Kunstharz, einer Art Mondrian, doch gedacht als Paraphrase des Walliser Gipfelzeichens – und, an diesem Ort: der Anbetung von Kunst und Kapital –, gelang Carron 2009 vor den Toren der Art Basel ein Coup. Seitdem ist der Gipfelsturm des ungeliebten Künstlers aus Martigny in der internationalen Kunstwelt nicht mehr aufzuhalten. Und seit die Königsmacherin aller Galeristen ihn vertritt, Eva Presenhuber, ist der Lift nach oben eine ausgemachte Sache.

Carron steht für die Deklination der Skulptur. Ob seine zerbeulten Holz- und Blechblasinstrumente in Giacomettis heiligem Schweizer Pavillon in Venedig seine Landsleute milder stimmen? Der Künstler recurriert damit auf das Vereinsleben in den Walliser Gaststuben, auf die Dorfkapellen, im Rhonetal die einzige Musik nebst den Kirchenchören. Im-

merhin wurden die Kunst-Instrumente in einer lokalen Kunstgiesserei hergestellt. In einer sogar, in der schon Oskar Kokoschka arbeiten liess. Vor zehn Jahren hat Carron in seiner Heimat zum letzten Mal ausgestellt. Und das wird sich so schnell nicht ändern. Denn ungefragt sprayte er damals seine Kunst an die Wand der altehrwürdigen Galerie. Die Galeristin, in Rage, sorgte für postwendende Entfernung. Sei's drum. New York liebt diesen Mann längst mehr, als wir das je können.

**Name: Hannah Weinberger**

**Kennzeichen: Laptops und Loops**

Hier spielt die Musik, ohne sie ist Hannah Weinberger (25) nicht zu denken. Und ohne die allesfressenden sozialen Netzwerke fast ebenso wenig. Die Künstlerin als Team- und Powerwoman, schon als Studentin eine Liga für sich, verwandelt beispielsweise die Kunsthalle Basel in eine überdimensionierte CD-Hülle, jeder Raum ein eigener Klang. Hannah Weinbergers Installationen und Performances sind zwar manchmal beliebig wie eine endlose Party, doch niemals ohne den Charme des Vogelwildes und Jungen. Und des intellektuell Unangestregten. Weinberger, das heisst Laptop und Loops, und die sozialen Medien sind der rhizomatische Ursprung ihrer Praxis. Und



Hannah Weinbergers «When You Leave, Walk Out Backwards, So I'll Think You're Walking In», 2012.



Stefan Burgers «Sel de cuisine» im Parc de Szilassy, Bex, 2011.

doch scheint die Frau die für ihre künstlerischen Netzwerke in der Schweiz typischen zwanghaften Kollaborationsimpulse hinter sich gelassen zu haben. Vor ihr aber liegen: Hochgeschwindigkeits-Diskursivität, Inhaltsfrequenz und virtuelle Kommunikation – alle die zukunftsweisenden Techniken der Kunst eben, die aus dem Immateriellen von heute wieder das Materielle von gestern machen.

**Name: Stefan Burger**

**Kennzeichen: Reizdarm streicheln**

Hier ist ein Bilderstürmer am Werk, der das Doppelgesicht des Mediums Fotografie zelebriert. Mal zerebral und furchtbar verkopft, dann wieder herrlich verkaspert. Stefan Burger (36) geht ins Museum oder in die Galerie mit seiner «Brutvorrichtung für Kleingruppen im Kunstsystem», real existierende Avocados inklusive; mit «Sel de cuisine», einem doppelten Uhr- und Zeigerwerk oder mit der Arbeit, die er «Il Museo e chiuso» nennt: Das imaginäre Museum ist dabei eine vogelhausartige Lochkamera, deren Einstieg, Einschluß vernagelt ist. Oder, kennen sie den: «Reizdarm streicheln»? Eine rote Aluminiumleiter, die offenkundig an Darmwinden leidet, die Leitermiene ist eine Leidensmiene. Stefan Burger ist der fröhliche Ikonoklast, der Ironiker in der

Künstlergeneration der Anything-goes-Adepten. Die Fotografie ist sein «Basislager», von dem er in andere Medien aufbricht: Installationen und Objekte, auf Holzwände übertragene Fototapeten, Film, bühnenreife Inszenierungen, die auf den ersten Blick das Medium Fotografie in den Hintergrund drängen. Mit dem Ziel und Zweck allerdings, es hintergründig zu befragen – bis in alle Abgründe der Kunstgeschichte und der Repräsentation. Dabei spielen wenige so gut, so selbstkritisch mit ihrer eigenen Rolle als Produzent. Stefan Burger ist die neue Leichtigkeit mit Zukunft.

**Name: Pamela Rosenkranz**  
**Kennzeichen: Mystischer Idealismus**

Manchmal denkt sie blau, träumt blau, ist blau, fühlt sich blau – und dieses Blau ist die Antwort auf das Blau von Yves Klein. Ihre Arbeit, grossformatige Prints hinter Plexiglas, die Massimiliano Gioni für sein internationales Projekt an der Biennale auswählte, heisst «Because They Try to Bore Holes – Death of Yves Klein» (2013). Pamela Rosenkranz (34) fordert den mystischen Idealismus des Künstlers heraus, indem sie fehlerhafte Versionen seiner monochrom ultramarinfarbenen IKB-Bilder (IKB: International Klein Blue) – Yves Kleins Idee eines immateriellen Himmels – zeigt, die auf JPEGs aus dem Internet basieren. Für Gioni, den künstlerischen Leiter in Venedig, ist Rosenkranz die einzige junge Position schweizerischer Kunstschaffender, die er für wert hält, seine gigantische Schau «Der enzyklopädische Palast» zu beehren. *Auguri!*

Rosenkranzs Arbeit gründet auf dem Paradoxen. Abstrakte Skulpturen, Papierarbeiten, Videos, Installationen. Es geht um wissen-

schaftliche Erkenntnis kontra persönliche Erfahrung. Um die Lust auf Konsum und die Lust an dessen Abschaffung. Um Körper versus Geist, Natur versus Kunst – und Kunst als Künstlichkeit per se. Dabei kritisiert sie die moderne Konzeption von Kunst, die die Subjektivität des Künstlers in den Mittelpunkt stellt. Erfahrung, Identität und Geschlecht,



*Fabian Marti's «And Then We Mad & VRNTYNHZLN CLGKNNMNLN», 2011.*

bei Rosenkranz stehen sie auf einem intelligenten Prüfstand. Man wartet auf mehr von ihr. Und gerne bald.

**Name: Fabian Marti**  
**Kennzeichen: Der Psychonaut**

Er ist der Rockstar unter den Schweizer Künstlern. Jim Morrison *resurrected*, mit Preisen und Stipendien geehrt, unterwegs in internationale Galaxien, womöglich in seiner «Dream Machine» – einer sargähnlichen Kapsel aus Spanplatten, in der man durch Stroboskopeffekte in Trance versetzt werden soll. Fabian Marti (34), der bereits mit 28 Jahren das Istituto Svizzero in Rom bespielte, ein Ritterschlag in einer Szene, in der Aufmerksamkeit die stärkste Währung ist, will nichts mehr, nichts weniger als die bewusstseinsweiternde Wirkung von Kunst. Deshalb sieht alles gut aus, was er macht, seine Fotoarbeiten, Filme, Keramiken – verführerische Fetische, die sich an mythischen Symbolen, an Urbildern orientieren, frei flottierend im menschlichen Unterbewusstsein. «Behälterkunst» nennt man das, und das ist beileibe nicht pejorativ gemeint: Marti's Arbeit präsentiert sich als Kunst, die sich in selbstbewusster Selbstüberschätzung entlang grosser Traditionen entwickelt. Ob sie dabei selber gross oder bloss epigonal bleibt am

Ende? Die Zeit wird entscheiden. Kunst ist so gesehen Marketing in seiner ausgereiftesten Form.

**Name: Tobias Madison**  
**Kennzeichen: Yes, I can!**

Beginnt mit ihm eine neue Künstlerepoche? Ein neuer Menschentypus in der Kunst sogar? Seine Anhänger sind dieser Meinung. Seine Kritiker sind ...? Aber, gibt es sie denn? Tobias Madison (28) sorgt für Euphorie, wo er ist, am liebsten gleichzeitig in Zürich, New York, Berlin, Georgien; er denkt global und handelt so, in globalen Kollaborationen als Künstler, Verleger, Cineast, Texter oder Kurator eigener Kunsträume. Madison ist, was er tut, er ist ein Phänomen auf Youtube, im Offspace und im Museum. Und nichts scheint unmöglich, lässt er unversucht, wenn er durch Medien jettet oder Kunsträume mit seinen Videos, Fotografien, mit Objektkunst, Installationen, Computergrafik. Seit Beatrix Ruf, Marktleaderin im internationalen Zirkus der Gegenwartskunst, ihn zur prestigeträchtigen Einzelausstellung in der Zürcher Kunsthalle einlud, ist es ausgemacht, dass hier ein Schweizer auf dem *highway to heaven* ist. Und so scheint sich das frühe Omen zu bewahrheiten: Madison sorgte für erste Aufmerksamkeit, als er Flaggen der Hotelkette «Radisson Blue» mit dem Logo «Yes, I can!» behändigte und diese von Künstlerkollegen übermalen liess. Madison, «the Radisson» ist seitdem sein zweiter Name. Dass Obama zwei Jahre nach «Radissons» Aktion auf eine ähnliche Idee kam oder mindestens auf denselben Winner-Slogan, war mehr als eine Verheissung. Ende gut, alles gut? Ende gut, alles offen! ○



*Pamela Rosenkranz' «Because They Try to Bore Holes – Death of Yves Klein», 2013.*



*Tobias Madisons Werke «NO; NO; H», 2013 ...*



*... und «Drip Event», 2013.*

# Im ewigen Eis

Gletscher haben in der Schweiz ein fast übersinnliche Bedeutung. Dass sie schrumpfen, besorgt den Eiszeit-Geologen Christian Schlüchter kaum. Von Alex Reichmuth und Fabian Unternährer (Bilder)

Der Helikopter landet auf fast 2500 Meter über Meer. Er setzt unmittelbar im Vorfeld des Unteraargletschers auf, im hintersten Teil des Haslitals im Berner Oberland. Hier oben gibt es nur noch Eis, Schutt und Geröll. Aus dem Fluggerät springen der Geologie-Professor Christian Schlüchter, der *Weltwoche*-Reporter und der Fotograf. Wir entfernen uns rasch von den Rotoren, die zünftig Staub aufwirbeln. Der Helikopter hebt wieder ab und entschwindet rasch am Himmel.

Nun hört man nur noch das Rauschen des breiten Baches in diesem Tal. Das Wasser kommt direkt aus dem sogenannten Gletschertor, das etwa zweihundert Meter talaufwärts zu sehen ist. Christian Schlüchter, der wie ein knorriger Bergler aussieht, kennt sich hier oben aus. Unzählige Male ist er für seine Forschungstätigkeiten schon beim Unteraargletscher gewesen.

Schlüchter ist Eiszeitgeologe. Er erforscht, welche Spuren die Gletscher in früheren Kältezeiten in der Landschaft hinterlassen haben. Ihn interessieren zum Beispiel die End- und Seitenmoränen, die aus Schuttablagerungen ehemaliger Gletscher bestehen und grosse Teile der Landschaft im Mittelland prägen. Es geht in der Eiszeitgeologie auch darum, herauszufinden, wann die Gletscher bis wo vorgedrückt sind. Im Gegensatz zu anderen Eiszeitgeologen, die nur im Unterland forschen, geht der bärtige Berner auch in die Höhe. «Ich muss doch bei Gletschern, die heute existieren, schauen, wie Geschiebe entsteht.» Hier oben nimmt er Proben von Sedimenten und studiert die Formen von Moränen, um daraus auf die Bewegungen von Gletschern zu schliessen.

Auch wir wollen zum Gletscher. Ein steiniger Weg – denn überall liegen kleinere und grössere Steinblöcke herum. Allmählich arbeiten wir uns zu den Eiswänden des Unteraargletschers vor. Zu nahe heran dürfen wir allerdings nicht gehen, denn immer wieder fallen Steine vom Eis herunter.

## Holz über der Baumgrenze

Vor über zwanzig Jahren machte Christian Schlüchter beim Steingletscher, der sich ebenfalls im Berner Oberland befindet, eine Entdeckung, die bald für Furore in der Wissenschaft sorgen sollte. «Vor dem Gletscher lag ein Stück Holz», erinnert er sich. «Ein Teil eines Stammes, der etwa anderthalb Meter lang war.» Holz auf dieser Höhe? Das kam dem Berner Professor seltsam vor. Er nahm den

Stamm mit und liess ihn datieren, also sein Alter mittels einer Isotopenanalyse bestimmen. Das Stück Holz stammte aus der Römerzeit. Es war Tausende Jahre irgendwo unter dem Gletscher verborgen gewesen und nun durch Wasserströme herausgespült worden. «Ich fing an zu kombinieren», erzählt Schlüchter. «Dort oben, weit oberhalb der heutigen Waldgrenze, sind früher also Bäume gewachsen.» Das Klima müsse entsprechend mild gewesen sein – milder als in der Gegenwart.

## Mehrere Tausend Jahre alter Torf

Es blieb nicht bei diesem einen Fund. Angestachelt von wissenschaftlicher Neugier, machte sich Christian Schlüchter auf die Suche nach weiteren Hölzern, die von Gletschern freigegeben wurden. Hier beim Unteraargletscher, wo wir uns befinden, entdeckte er besonders viel Holz, das Tausende von Jahren alt ist. Auch im Wallis, in Graubünden und in den Österreicher Alpen stiess er auf solche Überreste. Offensichtlich lag die Baumgrenze früher nicht nur im Berner Oberland viel höher als heute, sondern im gesamten Alpenraum.

Schlüchter machte im Vorfeld von Gletschern weitere verblüffende Funde. So entdeckte er Klumpen aus Torf, die ebenfalls mehrere tausend Jahre alt sind. Solche Torfballen müssen aus Hochmooren stammen, die sich dort befanden, wo heute Eis liegt. Auch das ist ein Hinweis, dass das Klima schon mehrfach sehr mild war.

Christian Schlüchter ist nicht sicher, ob wir auch heute Holz und Torf aus vorchristlicher Zeit finden. Vorsichtig wie er ist, hat er die Erwartungen vor dem Flug zum Gletscher gedämpft. Doch nun hält er plötzlich zwei kleine, flache Stücke aus Torf in den Händen, die er im Geröll entdeckt hat: «Da haben wir es.» Die «Torfhamburger», wie Schlüchter sie nennt, fühlen sich weich und geschmeidig an. Ein seltsames Gefühl, zu wissen, dass sie höchstwahrscheinlich 4000 bis 6000 Jahre alt sind.

Aufgewachsen ist Christian Schlüchter in Lützelflüh im Emmental auf einem Bauernhof. Er war ein Einzelkind. Auf die Geologie aufmerksam wurde er erstmals als Gymnasiast. Sein Vater focht damals einen Rechtsstreit mit der Gemeinde aus. Man war sich uneinig über die Zahl der Quellen, die die Gemeinde auf dem Grundstück des Bauern gefasst hatte, um Trinkwasser aufzubereiten. Um Klarheit zu schaffen und damit auch die finanzielle



Zeugen einstiger Hochmoore: Torfklumpen.



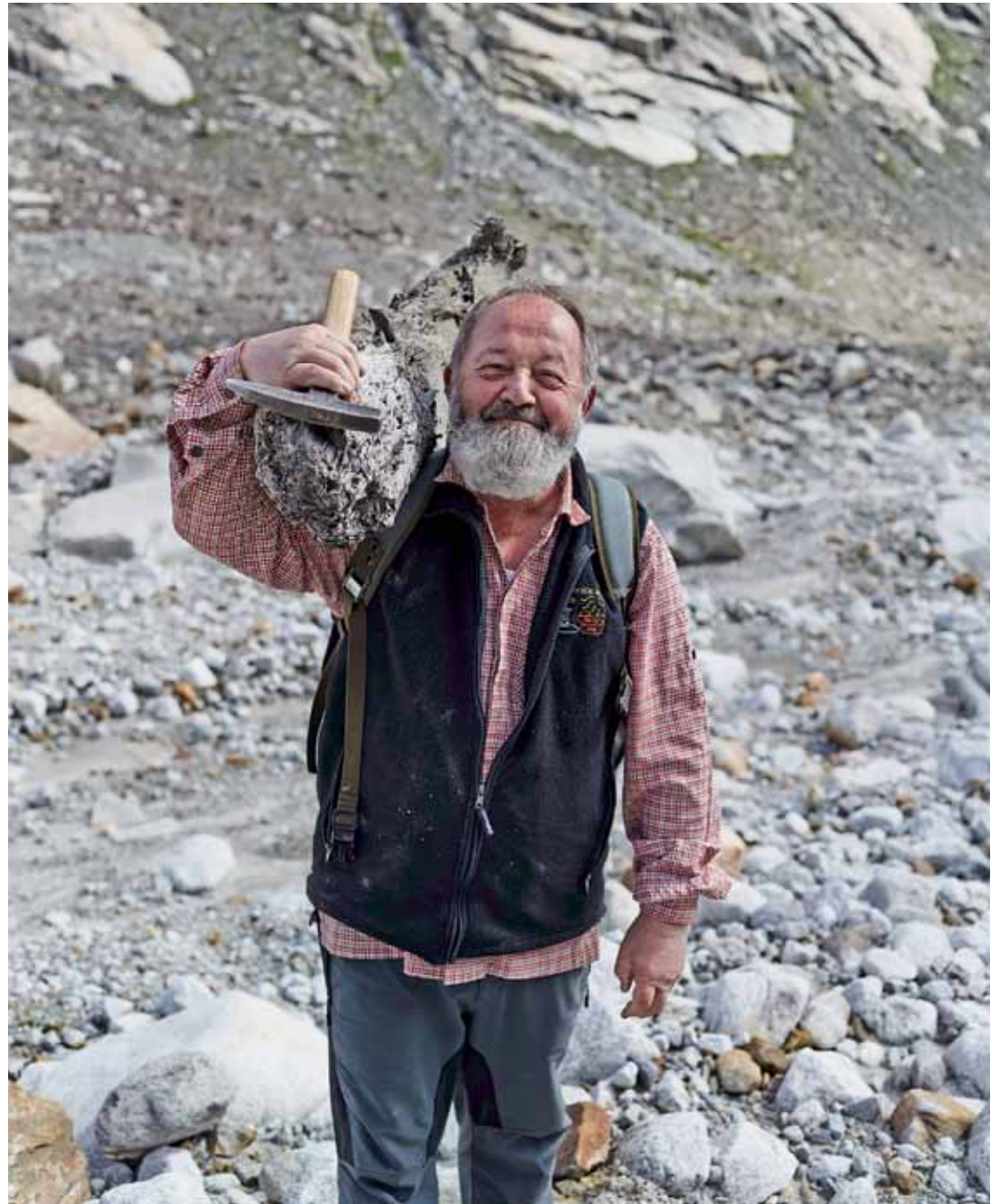
Das Klima muss früher milder gewesen sein:



*Moräne im Haslital.*



Haslitaler Unteraargletscher.



*Verblüffende Funde:* Geologe Schlüchter mit einem mehrere tausend Jahre alten Holzstück.



*«Die kommen wieder.»*



*«Natürliche Schwankungen»:* Berner Oberland.



«Ich fing an zu kombinieren»: Wissenschaftler Schlüchter nach der Landung.

Entschädigung festzulegen, gab Schlüchters Familie bei einem Geologieprofessor der Universität Bern ein Gutachten in Auftrag. Dieser reiste an, machte chemische Analysen und stellte fest, dass das Wasser aus mehreren Quellen kommen musste. Die Gemeinde aber hatte behauptet, es handle sich nur um eine Quelle. Entsprechend fiel das Gutachten des Geologen zugunsten der Bauernfamilie aus.

Schlüchter hielt den Kontakt mit dem Geologieprofessor aufrecht. Dieser erstellte nicht nur Gutachten, sondern arbeitete auch daran, das Emmental geologisch zu kartieren. Weil sich Gymnasiast Schlüchter dafür interessierte, schickte ihn der Professor auf die Suche nach Fossilien. Die Versteinerungen, die der Schüler dabei entdeckte und nach Bern brachte, faszinierten ihn und verschafften ihm auch ein ordentliches Trinkgeld. Da habe es ihn so richtig «gepackt», sagt Schlüchter. Nach der Matura nahm er ein Geologie-Studium an der Universität Bern in Angriff – bei eben diesem Professor, mit dem er sich zuvor angefreundet hatte. Bald befasste sich Student Schlüchter auch erstmals mit den geologischen Auswirkungen von Gletschern: Er bekam die Aufgabe, Spuren der Eiszeit im Untergrund zu dokumentieren, die anlässlich der Bauarbeiten für die Autobahn von Bern nach Thun im Gelände ersichtlich wurden.

### Manch «lustiges Erlebnis»

Schlüchter spezialisierte sich bald auf die Eiszeitgeologie. Nach dem Studienabschluss und der Dissertation erforschte er anderthalb Jahre lang die Auswirkungen von Gletschern in Kanada. Anschliessend kam er an die ETH Zürich und erstellte viele Jahre lang geologische Gutachten, die für den Bau von Strassen, Tunnels oder Gebäuden nötig waren. Da in der Schweiz der Baugrund fast immer durch ehe-

malige Gletscherbewegungen geprägt ist, braucht es zur Beurteilung oft einen Eiszeitgeologen. Schlüchter habilitierte an der ETH und wurde 1993 Professor an seiner «Heim-Universität» Bern.

In seiner langjährigen Arbeit als Geologe habe er auch manch «lustiges Erlebnis» gehabt, wie Schlüchter sich ausdrückt. Er erinnert sich an eine Begebenheit im Gebiet des Ofenpasses. Dort wurden in einem See Spuren von Quecksilber gefunden. Weil auch Bäche aus dem angrenzenden Italien in den See flossen, dachten alle, dass die Italiener Gift ins Wasser geleitet hätten. Schlüchter konnte aber belegen, dass der Verdacht falsch war. Die Rückstände stammten aus einem Seitental, das in der Schweiz liegt. Das Quecksilber war völlig natürlichen Ursprungs.

Wir folgen dem Bach talabwärts. Plötzlich bleibt Schlüchter stehen und deutet auf den Boden. Aus dem Geröll ragt ein Holzstück. Wir graben und halten bald einen Teil eines Stammes in den Händen, das etwa einen Meter lang ist. Schlüchter zweifelt keinen Moment, dass dieses Stück Holz mehrere Jahrtausende alt ist. Seine Form ist oval. Der Gletscher habe mit seinem Gewicht den ehemaligen Stamm zerquetscht, erklärt der Geologe.

Schlüchters Holzfunde stehen ziemlich quer zur Überzeugung vieler Klimaforscher, dass die gegenwärtige Erderwärmung einmalig ist. Denn bislang war nicht bekannt, dass das Klima in den zurückliegenden Jahrtausenden schon mehrfach Bäume weit oberhalb der heutigen Baumgrenze wachsen liess. Schlüchter selber war von den Erkenntnissen weit weniger überrascht als viele seiner Forscherkollegen. «Als einer, der auf dem Land aufgewachsen ist, weiss ich, dass es immer natürliche Schwankungen gibt», sagt er. So würden auch Gletscher ein sehr dynamisches System bilden, in dem Vorstösse und Rückzüge

normal seien. «Aber so etwas darf man ja heute gar nicht mehr sagen», meint der Berner ironisch.

Wir haben Glück und stossen bei unserem Rundgang gleich nochmals auf ein grosses Stück Holz. Dieses ist sogar noch etwas grösser als das erste. Schlüchter will die beiden Funde untersuchen und ihr genaues Alter bestimmen lassen. Mit einer sogenannten Jahrringanalyse lasse sich bis auf ein Jahr genau feststellen, wie alt solches Holz ist. Also schleppen wir die beiden Stücke zu der Stelle, wo uns der Helikopter abholen wird.

### Forscherinteresse nimmt zu

Eigentlich ist es erstaunlich, dass der wissenschaftliche Wert solcher Hölzer erst in den letzten Jahren erkannt wurde. Schliesslich müssen die herumliegenden Teile jedem Wanderer auffallen. Schlüchter relativiert: Vermutlich seien die meisten Holzstücke erst in den 1990er Jahre aus dem Untergrund von Gletschern an die Oberfläche gekommen. Seltsam ist das erst allmählich aufkommende Forscherinteresse trotzdem. Schlüchter zuckt mit den Achseln: «Es ist leider so, dass in der Wissenschaft heute Modellrechnungen fast mehr interessieren als reale Beobachtungen in der Natur.»

Auch nach seiner Emeritierung im letzten Jahr führt Schlüchter seine Forschung weiter. Derzeit engagiert er sich für ein weiteres Projekt zu alten Hölzern. Zusammen mit Kollegen aus Innsbruck und Bern will er feststellen, ob es auch in den Alpen vor genau 8200 Jahren eine kurze, heftige Kältephase gab, wie das in Grönland der Fall war. Das soll durch die Analyse von Isotopen aus Holz geklärt werden, das damals wuchs. Der Nationalfonds unterstützt dieses Forschungsprojekt. Schlüchter kommt so nochmals zu Forschungsgeld, obwohl er eigentlich schon im Ruhestand ist. In der Wissenschaftswelt hat man inzwischen verstanden, dass es sich lohnt, alte Hölzer zu untersuchen.

Gletscher haben den Berner Geologen schon immer fasziniert. «Wegen ihrer Schönheit und ihrer Monumentalität.» Sind Gletscher für ihn etwas typisch Schweizerisches? «Nicht unbedingt», sagt Christian Schlüchter. Die Antwort erstaunt kaum, hat er als Eiszeitforscher doch schon an vielen Orten der Welt Sedimentproben gesammelt und Gesteinsformationen studiert. So war er unter anderem in Chile, China, Neuseeland – und sieben Mal in der Antarktis.

Bereits ist der Helikopter zu hören, der uns zurück nach Meiringen bringen soll. Eine letzte Frage an Schlüchter: Schmerzt es ihn, wenn die Gletscher derzeit so stark im Rückzug sind und man befürchten muss, dass sie in der Schweiz ganz verschwinden? «Die kommen dann schon wieder», antwortet dieser – und lacht verschmitzt. ○



Exklusiver Workshop:

# Aromaküche mit Tanja Grandits

Beim Kochkurs mit der Spitzenköchin Tanja Grandits und V-Zug lernen Sie am 10. August in Basel die Geheimnisse der Aromaküche kennen.

Tanja Grandits, dekoriert mit 17 Gault-Mil-lau-Punkten und 2 Michelin-Sternen, zelebriert kulinarische Harmonie auf höchstem Niveau.

Mit Hilfe der neuesten Sous-vide-Technik und dem Combi-Steam von V-Zug dreht sich bei ihr alles um Farben, Gewürze und Geschmäcke. Aromaküche – das bedeutet Essen und Geniessen mit allen Sinnen.

«Sous-vide», das schonende Garen von Speisen in vakuumversiegelten Beuteln und bei niedrigen Temperaturen, wird in den weltbesten Restaurants immer häufiger angewendet. Zusammen mit Tanja Grandits, Gastgeberin im Basler Restaurant «Stucki», lernen Sie, die neue Methode umzusetzen und die Speisen mit Elementen aus der Aromaküche zu verfeinern.



## Weltwoche Spezialangebot

### Aromaküche mit Tanja Grandits

Samstag, 10. August 2013, 14.30 bis 17.30 Uhr

### Kosten

Fr. 250.– pro Person (statt Fr. 350.–)  
(inkl. Menü und Rezeptdossier)

### Bedingungen:

Ein gültiges Abonnement der Weltwoche ist Voraussetzung zur Kursteilnahme.

### Anmeldung

Senden Sie bis 2. August 2013  
eine E-Mail an [beatrice.haeni@vzug.ch](mailto:beatrice.haeni@vzug.ch)  
oder Telefon: 041 767 63 42

### Veranstaltungsort

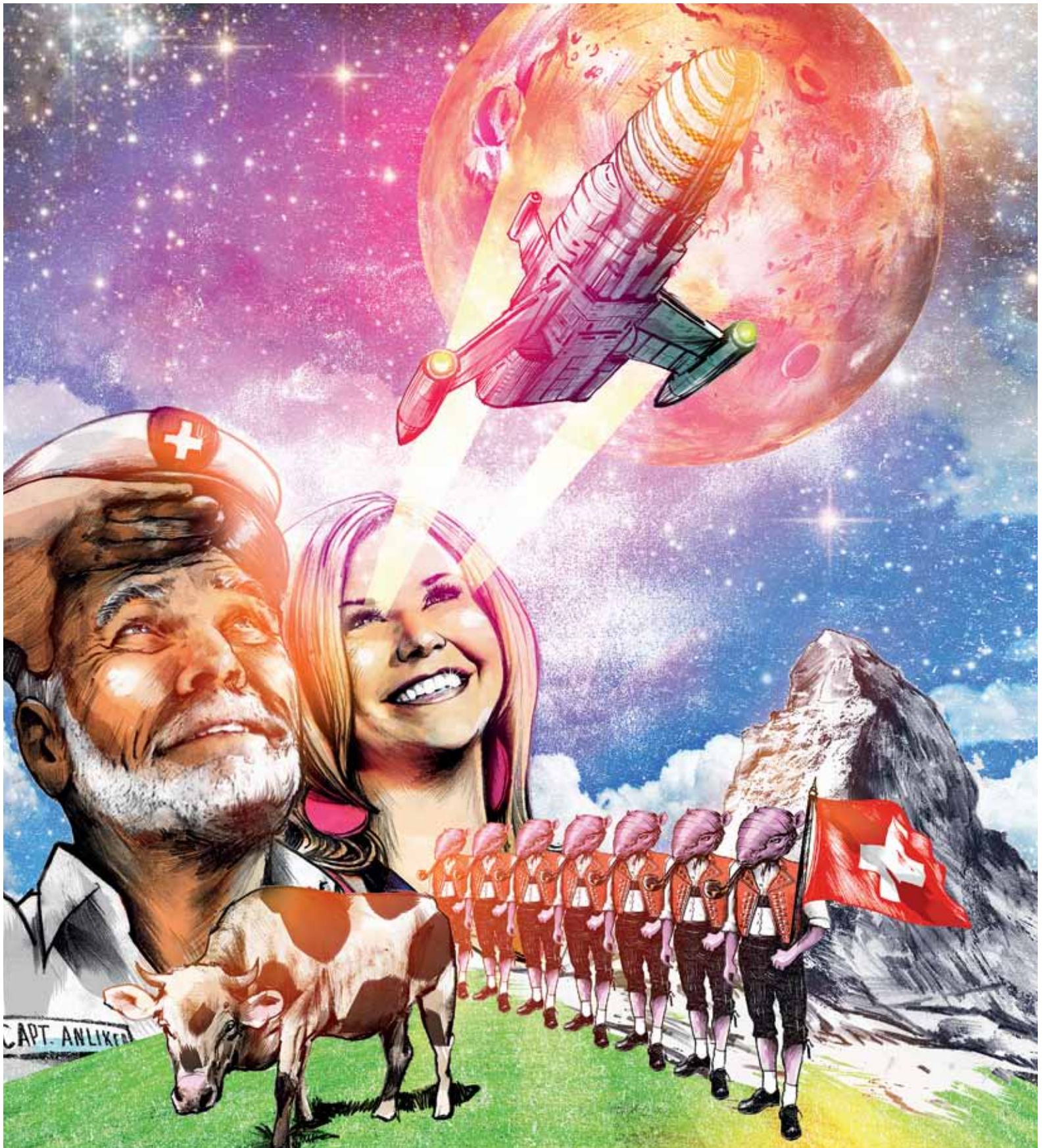
Restaurant «Stucki»  
Bruderholzallee 42  
4059 Basel  
[www.stuckibasel.ch](http://www.stuckibasel.ch)

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)



# Nova Helvetia – Teil IV

Eine Science-Fiction-Heptakaidekalogie.  
Von Gion Mathias Cavelti und Kornel Stadler (Illustration)



*Endlich konnten sie weg von hier.*



Inhaltsangabe der Teile I–III: Nationalratspräsident Aschi Weisstanner (Besitzer einer Caramelbonbonfabrik im Emmental) verrät die Schweiz kaltblütig an eine ausserirdische Rasse. Um eine günstige Verhandlungsbasis für den Export seiner Caramelbonbons ins All zu erreichen, trifft er sich in einer lauen Augustnacht mit einem sogenannten Huumi, der vom achtzig Milliarden Lichtjahre entfernten Planeten Kut-Huumi stammt. Ein Deal kommt nicht zustande – dafür strömen genau neun Monate nach dem ominösen Treffen Abertausende von kleinen Huumis aus der weisstannerschen Caramelfabrik. Die an Gürteltiere erinnernden Wesen assimilieren sich schnell. Bald können sie Fahنشwingen und jodeln und jassen alles in Grund und Boden. Jeden Satz beginnen sie mit einem dreifachen fröhlichen «Grüezi!». Das bringt die Schweizer zur Verzweiflung – Massensuizide sind die Folge. Doch zum Glück gibt es Beatrice Egli ... Hier setzt die Handlung von Teil IV ein.

\*\*\*

**B**eatrice Egli – endlich war sie fertig. Sie bot Platz für 30 000 Passagiere und war ganz aus Titan gebaut. Stolz funkelte das Raumschiff im Lichte der aufgehenden Sonne. Captain Hanspi Anlikers Zähne funkelten ebenfalls stolz im Licht der aufgehenden Sonne. Endlich konnten sie weg von hier – er und die 29 999 anderen Mitglieder der Facebook-Gruppe Nova Helvetia –, weg aus der Schweiz! Sie war unerträglich geworden, seit die Huumis hier waren. Wie sch\*\*\*\*freundlich sie in der Bäckerei immer ihre Gipfeli bestellten! Und wie sie sich anzogen! Bäurische Zipfelmützen, Wämschen, klobige Schuhe und immer eine stinkende Pfeife in der Schnauze – Hardcore-Albert-Anker-Style. Und aus der Hosentasche ragte immer brav ein Klassiker von Martin Suter. Es war nicht zum Aushalten.

Um Punkt 9.00 Uhr war Abflug. Letzten Endes waren nur 27 082 Schweizer gekommen – wahrscheinlich gab es keine anderen mehr.

Die Türen des Mutterschiffs schlossen sich zischend. Anliker drückte aufs Gaspedal. Ob man wohl irgendwo in den unendlichen Weiten des Universums ein Plätzchen finden würde, auf dem Leben möglich war? Auf dem eine neue Schweiz gebaut werden konnte? Anliker hoffte es ganz fest.

Um 10.23 Uhr hatte man erfreulicherweise bereits einen kleinen Planeten entdeckt, auf dem es der Mehrheit der Auswanderer gefiel. «Brave new world», dachte Anliker. Das ist zwar ein absoluter Standardgedanke in einem solchen Moment, aber was soll's.

Der grosse 3-D-Drucker wurde nach draussen gehievt. Er war das wichtigste Utensil. Mit ihm liess sich alles ausdrucken, was man wollte.

Als Erstes wurde eine *frozen yogurt*-Diele ausgedruckt, denn das fanden alle das Lässigste

überhaupt. Dort kriegte man, wie es der Name schon sagte, *frozen yogurt*, kurz FroYo. Ein Drittel Milch und zwei Drittel Bio-Joghurt wurden zu Glace gefroren und mit Früchten oder mit 77 *toppings* angereichert. Hier eine kleine Auswahl der *toppings* im Angebot: Hot Fudge – Rainbow Sprinkles – Maraschino Cherry – TanteRöslisGugelhofpbrösmeli–Butterscotch

## Wie sch\*\*\*\*freundlich sie in der Bäckerei immer ihre Gipfeli bestellten!

Syrup. Am Samstagabend würde DJ Reto auflegen, und zwar Hipster-Sound von Bright Grizzly, Arcade Bear oder Ariel Purple's Haunted Nipple Piercing. Selbstverständlich würden dabei nur Vinylplatten zum Einsatz kommen.

*What next?*

Sushi! Sushi natürlich! Und Webdesign-Ateliers!

Also wurden 300 Sushi-Restaurants und 600 Webdesign-Ateliers aus dem Drucker herausgelassen. (Apropos: Der Rohstoff für alles kam hinten aus dem Mutterschiff heraus, durch eine gigantische Titandrüse, die permanent in Betrieb war – Beatrice Egli hatte die Form einer Bienenkönigin, und wie eine solche war sie dauernd am Legen, sozusagen.)

300 Sushi-Restaurant-Manager und 9000 Webdesigner fanden so auf einen Schlag einen Arbeitsplatz.

Fitnessstudios brauchte es selbstredend auch noch. Und zwar dringend. Wobei von Anfang an ganz klar unterschieden wurde zwischen Body-Toning-Workout-Studios (dort kriegte man das optimale Coaching, was die individuellen Problemzonen betraf), Core-Stability-Workout-Studios, Back-Workout-Studios, Sixpack-Workout-Studios und Aerial-Silks-/Aerial-Hoop-Studios.

Und dann, überlebenswichtig: Nailstudios und Enthaarungsstudios.

Wer jetzt noch keine Beschäftigung hatte, ergriff den altherwürdigen Beruf des Velokuriers.

**L**ustigerweise befanden sich unter den Koloniegründern auch die vom Schweizer Fernsehen her bekannten Ex-Moderatoren Nik Hartmann und Nadja Zimmermann. Womit würden sich die beiden wohl die Zeit um die Ohren schlagen? Nun: Sie einigten sich auf *collaborations* auf diversen Gebieten. So machten sie sich zum Beispiel umgehend ans Planen der siebzehnten und achtzehnten Folge ihrer «Kasperli»-Abenteuer auf CD, sie würden heissen: «S verzauberte Zauberchamel im Zauberwäldli» («Das verzauberte Zauberchamel im Zauberwäldchen») und «De verzaubert ZauberXXX ufem/underem/näbetem ZauberXXX» (XXX = noch nicht klar). Ein ge-

meinsames Hundekochbuch und dann noch ein gemeinsames Hundekochbuch würden folgen.

Jetzt war alles gut!

Captain Anliker stürzte sich nur so ins Leben von Nova Helvetia (dabei musste er natürlich stets achtgeben, nicht von einem Velokurier über den Haufen gefahren zu werden). Sein typischer Tagesablauf bestand darin, dass er sich zuerst einmal ein *frozen yogurt* gönnte. Dann ging er schnurstracks ins Sixpack-Workout-Studio. Dann ein bisschen Webpages designen. Zum Zmittag dann Sushi. Schnell noch ins Enthaarungsstudio. Webpages designen bis um 17.00 Uhr; dann ein Feierabend-Amboss-Bier in einer relaxten Lounge und eine «Insalata Lattughino Verde e Rosso» mit Senf-Honig-Granatapfel-Dressing in «Martha's Salatbar» (eine interessante Neueröffnung, die ganz auf ehrliche, natürliche Zutaten setzte).

Seine Wohnung umfasste 3,5 Zimmer und kostete 3830 Franken im Monat. Das Jahresabo für das Sixpack-Workout-Studio schlug mit 3000 Franken zu Buche. War halt so – da konnte man nichts machen.

**E**ines Tages kam Captain Anliker beim samstäglichen Joggen ein wenig von seiner gewohnten Route ab und geriet in eine Gegend des Planeten, wo er noch nie gewesen war. Und wahrscheinlich war auch noch kein anderer vor ihm hier gewesen, denn hier war alles nur sandig und öde. Anliker wollte schon rechtsumkehrt machen, als er in einer Entfernung von schätzungsweise hundertfünfzig Metern eines roten Punktes gewahr wurde ... Der Captain trabte darauf zu, und es wurde immer deutlicher, worum es sich dabei handelte ...

«Oh mein Gott», stöhnte Anliker, als das Ding direkt vor seinen Füßen lag. «War das schon vor uns da? Ist es hier gewachsen? Oder hat es jemand hier eingeschleppt? Unabsichtlich ... oder um uns alle zu vernichten? Ich hätte schwören können, dass das letzte seiner Art schon vor langer Zeit ausgerottet worden sei ... Ich ... ich muss zurück, die anderen warnen!»

Anliker drehte sich um, doch es war zu spät ...

Ende von Teil IV

Gion Mathias Cavetty ist Schriftsteller in Zürich.  
www.nichtleser.com



«Weil ich eher ein Liberaler bin»: Filmregisseur Steiner, 43.

MvH trifft

## Michael Steiner

Von Mark van Huisseling — Ein Gespräch mit dem Regisseur und guten Weltwoche-Feind über die Lage des Landes.

Gibst du mir ein Interview, weil oder obwohl es in der *Weltwoche* kommt?» – «Ich gebe dir ein Interview.» – «Du bist eigentlich ein Medienopfer, kann man sagen.» («Abrechnungen für einen Escort-Service, Kokain und Falschaussagen zur Erlangung von Bundesgeldern: Wie Erfolgsregisseur Michael Steiner das Prestige-Filmprojekt «Sennentuntschi» in den Sand setzte», stand in der *Weltwoche* vor vier Jahren. Steiner ging dann nicht den Rechtsweg, wie er zuerst gesagt hatte. Und: ««Sennentuntschi» ist der erfolgreichste Schweizer Film des Jahres. Schon die skandalumwitterte Produktion des Streifens war grosses Kino», berichtete die *Weltwoche* zirka ein Jahr später.) «Ich sage: «Papier ist geduldig.» Und ich habe gelernt.» (Jetzt sind irgendwie alle wieder zufrieden; Michael und ich sind miteinander bekannt.)

Er ist der beste Filmregisseur der Schweiz, darf man behaupten, und der erfolgreichste –

«Mein Name ist Eugen» oder «Grounding» verdient die Produktionskosten (und mehr), das ist nicht der Normalfall in der Schweiz. Was das *talent* Steiner wahrscheinlich nicht ist, ist ein *suit*, Anzug, wie Leute, die für die geschäftliche Seite von Filmen verantwortlich sind, genannt werden. Doch das ist egal, zurzeit auf jeden Fall: Der Unternehmer Bernhard Burgener übernahm Ende 2010 die «Sennentuntschi»-Produktion und stellte Steiner an (für drei Filme, mit Option für weitere). Steiner, 43, ist verheiratet mit Minerva Mondejar, einer Filipina, die in Zürich eine Galerie führt; sie haben zwei kleine Söhne. Dieses Gespräch fand statt im Restaurant «Bären-gasse» in Zürich (wir waren Gäste der Geschäftsführung).

«Was machst du im Moment?» – «Ich bin an zwei Stoffen, die noch nicht spruchreif sind. Beide basieren auf wahren Geschichten.» – «Was hast du für einen Zeithorizont?» – «Das

kommt immer auf die Finanzierung an; wenn die Drehbücher stehen, kann man anfangen zu beten. Im besten Fall dauert es sechs Monate, im schlechteren zwei Jahre.» – «Wie hoch ist die Hausnummer für einen Film, den du machst?» – «Die Budgets sind tiefer geworden, wegen Piraterie und DVD-Verkäufen, die gesunken sind ... «Eugen» hat 6,8 Millionen gekostet, «Grounding» 4,5, glaube ich, «Sennentuntschi» 5,8. Aber über drei Millionen aufzutreiben, ist schwierig jetzt.»

«Bist du der einzige festangestellte Filmregisseur?» – «Nein, das gibt es auch in Deutschland.» – «Gut, nicht wahr?» – «Ideal; Bernhard [Burgener] hat an unser Talent geglaubt, und wir können das zurückgeben, mit einem Film, der einschlägt.» – «Wie viele Zuschauer hatte das «Missen Massaker?»» (Seine erste Produktion für Burgeners Constantin Film Schweiz; Kosten 2,8 Millionen.) «Ungefähr 18 000.» (Das heisst, Kino-Gesamteinnahmen = unter zehn Prozent des Budgets.) «Das sind ungefähr 18 000 mehr, als deinen Film für Economie-suisse gegen die «Abzocker»-Initiative gesehen haben.» (Findet er lustig, das heisst, er kann über sich lachen – der Film wurde nie veröffentlicht, er war den Verantwortlichen wohl zu hart.) «Wobei ich behaupten kann: Damit hätten wir den Rekord für Virales geschlagen, in der Schweiz.» – «Denkst du, die Geschichte hat dir geschadet?» – «Mir? Nein, es ist ein dreiminütiger Viral-Film [Webvideo, Wikipedia], ich finde ihn sauber gemacht. Ich habe ihn gemacht, weil ich eher ein Liberaler bin.» – «Es gibt nicht viele liberale Kulturschaffende.» – «Habe ich mir noch gar nie überlegt... Du bist doch auch liberal.» – «Wie siehst du die wirtschaftspolitische Entwicklung der Schweiz?» – «Wir haben eigentlich keine Brände im Land, die wir löschen müssen – als eines der wenigen Länder. Die Aufgabe, die wir haben: Wie binden wir das Land in eine globalisierte Welt ein und bleiben trotzdem egalitär, bis zu einem gewissen Grad? Früher hat der Bankdirektor 250 000 Franken im Jahr verdient, das war ein Reicher. Aber er konnte mit dem Arbeiter, klichschemässig, im Festzelt hocken und ein Bier trinken. Und wenn er ein Abzocker war, warfen sie ihn aus dem Turnverein – das war die Höchststrafe, sozialer Ausschluss. Es ist gut, wenn die Gesellschaft sich mischt.»

«Verdient man als Regisseur genug, um Geld anlegen zu können?» – «Ich habe null Franken angelegt; ich hätte ein schlechtes Gewissen, wenn mein Geld Geld verdienen würde. Ich finde, als guter Unternehmer verdient man mit seinem Produkt. Auf den Philippinen bin ich zum Beispiel dran, eine Kaffeepflanzung aufzubauen. Das kostet nicht viel und beschäftigt zehn Bauern. Und wenn das funktioniert, verdiene ich sogar.»

Sein liebstes Restaurant: «Für Robespierre» (Rindsfilet): «Populi», Bäckerstrasse 62, Zürich, Telefon 079 261 58 23.

# CERTINA

SWISS WATCHES SINCE 1888



PRECISELY  
YOUR  
MOMENT

DS PODIUM LADY

[WWW.CERTINA.COM](http://WWW.CERTINA.COM)

CERTINA 125<sup>TH</sup>  
ANNIVERSARY